



AUDREY
BRAUN

GEFÄHRLICHE
NEBEN
WIRKUNG

amazon crossing

GEFÄHRLICHE NEBENWIRKUNG

AUDREY BRAUN

Das Buch

Als Celia Donnelly von ihrem Ehemann mit einem Familienurlaub in Mexiko überrascht wird, könnte die erschöpfte Lektorin nicht glücklicher sein. Die zuckerweißen Strände von Mexiko sind genau das, was sie braucht. Doch kurz nach ihrer Ankunft wird Celia vom Strand weggelockt und auf der Straße entführt. Zunächst scheint sie ein zufälliges Opfer zu sein – aber bald merkt Celia, dass ihre Entführer genau wissen, wer sie ist.

In Angst um ihre Familie und betrogen von einem Vertrauten, muss Celia mit der Hilfe eines unerwarteten und verlockenden Partners um ihr Leben rennen. Vom Dschungel Mexikos in die kalten Berge Zürichs wird Celia vor nichts zurückschrecken, um ihren Weg nach Hause zu finden.

Die Autorin

Audrey Braun hat überall in den Vereinigten Staaten und in Europa gelebt. Sie wohnt derzeit mit ihrer Familie im Nordwesten der USA. *Gefährliche Nebenwirkung* ist ihr Debütroman.

AUDREY
BRAUN
**GEFÄHRLICHE
NEBENWIRKUNG**
ROMAN

Übersetzt von Tara Becker

amazoncrossing 

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel »A Small Fortune«

bei AmazonEncore, Las Vegas.

Deutsche Erstveröffentlichung bei
AmazonCrossing, Luxembourg, September 2012

Copyright © 2011 der Originalausgabe
by Audrey Braun
All rights reserved.

Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe
by Tara Becker Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Lektorat: Daphne Großmann, Judith Zimmer

Satz: infidia Textservice und Lektorat, Würzburg by Amazon
Distribution GmbH, Leipzig

ISBN 978-1-611-09739-9

www.amazon.com/crossing

TEIL I

Ich weiß nicht, wieso ich wach bin. Bevor ich eingeschlafen war, hatte ich den Wecker gestellt, aber er hat nicht geklingelt. Draußen ist es dunkel und der Geruch von Regen dringt durch die zugigen, hundert Jahre alten Fenster unseres viktorianischen Hauses. Die Uhr zeigt drei Minuten vor sechs.

Mein erster Gedanke ist, dass ich etwas in Ordnung bringen muss, und zwar schnell. Mein zweiter Gedanke, dass ich mich entspannen kann. Mein Mann Jonathon, ein Naturtalent, was Organisation angeht, hat sich längst um jedes Detail unserer Reise nach Mexiko gekümmert – Reisepässe, Tickets, das Taxi. Aber er ist es auch gewesen, der den Wecker ausgestellt und mich hat schlafen lassen. Ich schiebe die Bettdecke zur Seite. In zwanzig Minuten müssen wir uns auf den Weg zum Flughafen machen.

Oliver erscheint in der Tür. »Warum bist du noch im Schlafanzug?«

»Wo ist dein Vater?«

»Ich kann meine Flipflops nicht finden.«

»Du kannst dir ein paar neue kaufen, wenn wir in Mexiko sind«, antworte ich aus dem Badezimmer, während ich in meine weiße Leinenhose schlüpfte. Sie ist das erste Zeichen dafür, dass ich den Regen in Portland gegen eine Woche schwülheißen Sonnenwetter eintauschen werde. Vielleicht hat der Wecker ja auch geklingelt und ich habe es nur nicht gehört. Ich war am vergangenen Abend viel zu lange aufgeblieben, um noch den letzten Band der Reihe *Legenden der Lust* von Dee Dee Dawson zu Ende zu redigieren. Ich habe nur vier Stunden geschlafen und die meiste Zeit habe ich davon geträumt, wie ich mit meinem Rotstift geil, sinnlich, heiß und feucht wegstrich oder ergänzte.

»Ich werde da bestimmt nicht in neuen Flipflops herumlaufen«, brüllt Oliver von irgendwo im Haus zurück. »Dann scheuer ich mir nur die Zehen auf!« Diese Schärfe in seiner Stimme. Ich freue mich auf den Tag, an dem er dieses typisch mürrische Gehabe eines Sechzehnjährigen abstreift, der mich noch mehr ablehnt als all die anderen Dinge auf der Welt, die er ohnehin schon ablehnt. Ich kann es kaum erwarten, dass er wieder der alte Ollie wird, denn der hat mich immer vergöttert.

Schnell packe ich meine Kulturtasche. Ich bin gerade halb die Treppe hinunter, als vom Keller ein Schlagzeug bis in den ersten Stock hinaufdröhnt. Led Zeppelin, *The Immigrant Song*. Wenn ich mich wieder mal nicht irre, was Oliver ebenfalls nicht an mir mag. Als Teenager habe ich auch Led Zeppelin gehört und man könnte meinen, es sei gut, wenn man so was gemeinsam hat, aber Oliver versichert mir bei jeder sich bietenden Gelegenheit, dass ich Led Zeppelin niemals so gehört habe, wie er Led Zeppelin hört, und dann verdreht er jedes Mal die Augen, um diese Tatsache zu unterstreichen.

»Jonathon, wo bist du?« Ich brülle, als könnte er mich hören.

Ich ziehe mein Handy aus der Tasche. Oliver hat sein Telefon immer auf Vibrationsalarm gestellt und trägt es in der hinteren Tasche seiner Hose herum, daher wird er meinen Anruf spüren, auch wenn er ihn nicht hört. *Beweg deinen Hintern hierher*, texte ich. So eine SMS habe ich ihm noch nie geschrieben.

Der Trommelwirbel meiner Finger endet mit einem Tusch.

Ich schaffe es gerade bis in den vorderen Flur des Hauses, da kommt Jonathon durch die Eingangstür. In der Hand trägt er einen Stoffbeutel mit Sonnenöl, Flipflops und stockigen Handtüchern, die noch aus dem letzten Sommer stammen, als wir an der Küste waren. Sie mussten monatelang in der Garage gelegen haben. Er sieht aus, als sei er schon seit Stunden

wach, lächelnd und voll orientiert. Er trägt ein weißes T-Shirt und Jeans, das blonde Haar umspielt weich und ungekämmt sein Gesicht. So habe ich ihn seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen. Sein Gesicht war viel zu lange nur von Müdigkeit beherrscht gewesen, ich hatte schon ganz vergessen, wie es eigentlich aussehen kann. Er wirkt jünger. Glücklicher. Er hat sich nicht rasiert, die Bartstoppeln lassen seinen Mund sehr männlich und sexy erscheinen.

»Wo bist du gewesen?«, will ich wissen. Der Doppelsinn meiner Worte bleibt mir nicht verborgen.

Er lächelt, zerrt die Flipflops aus dem Stoffbeutel und gibt sie Oliver, der gerade die Kellertreppe heraufkommt. Jonathon küsst mich – voller Absicht – lange und weich auf die Lippen. Es ist ein Kuss, mit dem er mir sagen will: Wir sind jetzt im Urlaub und er könnte nicht glücklicher sein. Ein Kuss, den ich nicht ruinieren will, indem ich jetzt von dem Wecker anfangen.

Oliver schlüpft in die Flipflops und der Geruch von Schimmel erfüllt den Flur. Die Flipflops sind mindestens eine Nummer zu klein.

»Die willst du ja wohl nicht im Flugzeug anziehen?«, erkundige ich mich und klinge mäkeliger als gewollt.

Oliver verdreht die Augen, drückt sich die Ohrstöpsel seines iPods in die Ohren, streift sich die Tragegurte seines Rucksacks über und marschiert als erster zur Tür hinaus, um ins Taxi zu steigen.

* * *

Es ist Jahre her, seit wir uns den letzten Familienurlaub gegönnt haben. Manche glauben vielleicht, wenn man mit dem Leiter einer Bank verheiratet ist, gibt es Geld und Schmuck und Reisen in exotische Länder im Überfluss. Aber heutzutage geht es vielen Geldhäusern schlecht und Jonathons ist außerdem nur

eine regionale Bank. *Pacific Savings and Trust*. »Die Volksbank« steht auf Werbeplakaten in kleinen Buchstaben unter dem Namen. Ich habe mal einen Witz gemacht, dass das eigentlich ein unterschwelliger Hinweis auf China sei, dem Land, wo das große Geld ist. Jonathon fand den Spruch allerdings nicht besonders lustig.

Das Interesse meiner Mutter am Aktienmarkt und dessen Zusammenbruch hat Jonathon und mich vor achtzehn Jahren zusammengebracht. Sicherlich bin ich in vieler Hinsicht die Tochter meiner Mutter, aber Investitionen dieser Art liegen mir nicht. Die Welt der Finanzen interessiert mich nicht im Geringsten. Was mir dagegen gefällt, ist die Tatsache, dass Jonathon – der niemals das Familienbudget überzieht, der mich jedes Mal, wenn ich mir ein paar neue Schuhe kaufe, gern daran erinnert, dass wir uns in einer Rezession befinden – diesen Last-Minute-Urlaub für uns arrangiert hat, und das hätte zu keinem besseren Zeitpunkt passieren können. Er hat es zwar nicht gesagt, aber ich bin mir sicher, dass es etwas damit zu tun hat, wie überreizt ich in letzter Zeit gewesen bin. Ich hatte versucht, es vor ihm zu verbergen. Ich hatte versucht, es als Müdigkeit abzutun, als Arbeitsüberlastung, als prämenstruelles Syndrom. Einfach versucht, es irgendwie zu erklären und zu hoffen, dass es von allein wieder verschwindet. Aber das tat es nicht. Dann hatte ich mich mit aller Energie ins Fitnesstraining geworfen, aber auch das hatte das Kribbeln unter meiner Haut nur vorübergehend beruhigt. Ich habe es mit Yoga versucht, schließlich mit Meditation, doch in einem dunklen Raum voller verschwitzter Leute kommen offenbar noch mehr Ängste in mir hoch, als wenn ich allein mit einer Tasse Kaffee in meiner Küche sitze und einem öffentlich-rechtlichen Sender und dessen glasklaren Stimmen lausche.

»Wir brauchen dringend einen Tapetenwechsel, einen

Urlaub«, hatte Jonathon erst vor einer Woche beim Abendessen gesagt. »Es sind Frühjahrsferien. Was würdest du von Mexiko halten?« Am meisten frage ich mich, ob diese Reise vielleicht seinen Versuch darstellt, unsere Ehe wieder in Schwung zu bringen, was sie unglaublich nötig hätte. Ich wäre bereit gewesen, noch am selben Abend zu packen, wenn er mich darum gebeten hätte.

Aber dann war der Tag so schnell gekommen, dass es sich anfühlte, als wären wir direkt von unseren Küchenstühlen in ein Taxi ohne Sicherheitsgurte verfrachtet worden, dass nun mit uns durch die überfüllten und schlecht gepflasterten Straßen von Puerto Vallarta rast.

Überall blinken bunte Lichter. Besonders blenden sie einen an der Pacific Northwest. Ich versuche die Namen der Läden zu entziffern, aber selbst wenn nicht alles so grell und bunt wäre, hätte ich keine Ahnung, was das alles bedeutet. Ich habe im Nebenfach Germanistik studiert, was irgendwie das Gegenteil von Spanisch zu sein scheint – nur düstere Zitate und Märchen, in denen Augen herausgerissen, Bäume aufgeschlitzt und ein Junge dazu gezwungen wird, mit Scheren anstelle seiner Hände zu leben. *Können Sie sich die Folgen vorstellen?*, hatte mein Professor dann immer gern auf Deutsch gerufen. Das arme Kind hat allen blutende Wunden beigebracht, die ihm zu nahe kamen.

Das alles scheint mir mindestens hundert Jahre her zu sein.

Gutierrez Rizo steht auf einem Schild und ich spreche es tonlos aus.

An der nächsten Ecke steht ein uralter aussehender Mann neben einem Esel, der einen Sonnenhut trägt, und winkt mit seiner Polaroidkamera. Ich will Jonathon darauf hinweisen, doch er tippt auf dem Beifahrersitz irgendwas in sein BlackBerry. Er

blickt nicht auf. Nicht ein einziges Mal. Es scheint, als kenne er Puerto Vallarta bereits. Doch das tut er nicht.

Oliver schmolzt hinter seiner Fliegersonnenbrille auf dem Sitz im Fond neben mir. Ich kann die Musik aus seinen Ohrstöpseln plärren hören. Er wird taub sein, bevor er zwanzig ist. Eine gute Mutter würde ihn veranlassen, die Musik leiser zu machen. Er drückt seine Stirn gegen das Fenster.

»Es ist dreckig hier«, sagt er.

»Sieh dir das Meer an«, sage ich. »Es ist wunderschön.« Wie würde meine Lieblingsautorin Joella Lundstrum es beschreiben? Pfauenblau. Wogend. Eine sinnliche Verlockung. Ich fürchte, das klingt mehr nach Dee Dee Dawsons Reihe *Urtriebe*.

»Maggie sagt, man kann das Wasser noch nicht mal trinken«, meint Oliver. Er hat wieder diesen gewissen Ton in der Stimme. Maggie ist erst seit drei Monaten seine Freundin. Innerlich tadele ich mich, weil ich mich nach der jüngeren Version von ihm sehne, nach dem Sohn, den ich nicht mehr habe. Eine Mischung aus Sehnsucht und Wut breitet sich in mir aus. Und plötzlich möchte ich nichts lieber, als auch die Tage davor noch einmal zu erleben. Die Tage vor meiner Ehe, bevor ich Mutter wurde. Als ich noch echte Literatur redigiert und mich anerkannt und wichtig gefühlt habe. Als mir die Prosa, die ich las, noch den Atem verschlug mit ihrer Klarheit, mit der sie Gefühle ausdrückte, für die ich selbst keine Worte besaß. Ich wusste noch nicht, was die Zukunft mir bringen würde. Wen würde ich heiraten? Wo würde ich leben? Wann würde ich Mutter werden?

»Maggie muss das Wasser ja nicht trinken«, sage ich blöderweise. »Und du auch nicht.«

Er verdreht die Augen und schüttelt langsam und abschätzig den Kopf.

Ich verdrehe ebenfalls die Augen und schüttle wie er langsam und abschätzig den Kopf. Manchmal bringt es mir ein kleines Lachen ein, wenn ich ihn nachahme. Diesmal nicht.

Letzte Nacht, als ich hörte, wie Oliver die Tür von Maggies Honda zuknallte, bin ich aus dem Bett geschlüpft. Vom Schlafzimmerfenster aus sah ich, wie er mit geballten Fäusten den Weg zum Haus entlang marschiert kam. Maggie sprang aus dem Wagen, lief ihm nach und hielt ihn am Arm fest. Oliver drehte sich um und flüsterte ihr wütend etwas zu. Sie rammte ihre klobigen Stiefel in den Boden und schimpfte leise zurück. Dann hob Oliver seine Hand an ihrer Wange. Ganz sanft. Und er ließ sie dort liegen, während er sich zu ihrem Ohr herunterbeugte. Maggie schlang die Arme um seinen Hals und die beiden küssten sich. Lange genug, um mich unruhig zu machen. Schließlich hörten sie auf und dann lachten sie.

»Celia. Komm ins Bett.« Jonathons Stimme hatte in der Dunkelheit so fremd geklungen und mich erschreckt.

Ich kroch zurück ins Bett und dachte daran, dass wir am nächsten Morgen unseren Flug bekommen mussten. Eine Woche lang würden wir drei uns dann in ein Ferienapartment mit zwei Schlafzimmern quetschen, immer gemeinsam essen, Seite an Seite am Strand sitzen, zusammen schwimmen und bei Sonnenuntergang an der Promenade spazieren gehen. Worüber, um Himmels willen, würden wir reden?

Jonathons Hand glitt auf meine Brust. Ich wollte mich wegdrehen. »Ich liebe dich«, flüsterte er und sein Ton schockierte mich derart, dass ich unbeweglich liegen blieb, meine Brust in seiner Hand. Wie lange war es her, dass er diese Worte so gesagt hatte, als würde er sie auch meinen? Wie lange, dass ich selbst sie so gesagt hatte?

Ich hatte mich ihm zugewandt und seine Wange berührt, ohne

meinem spontanen Impuls zu folgen, mich ihm zu entziehen. Ich streifte mein kurzes Nachthemd über den Kopf und küsste ihn mit mehr Leidenschaft, als ich sie normalerweise aufbringen konnte. Er schmeckte nach Zahnpasta. Mein eigener Atem musste ziemlich sauer sein, nachdem ich stundenlang mit zusammengekauerten Zähnen vor mich hin gearbeitet hatte. Trotzdem küsste ich ihn voller Inbrunst. An mir war schließlich nichts falsch. Das sagte ich mir immer wieder, während ich mechanisch zu Werke ging – Hände, Zunge, Lippen. Ich versuchte, mir eine Szene aus *Legenden der Lust* vorzustellen. Die Hitze, das Verdorben und am Ende eine Explosion, die wild genug war, um einen ganzen Raum verschwitzt und in einem völligen Durcheinander zurückzulassen. Ich war eine schlanke Nymphe, die einfach nicht genug bekommen konnte. Mehr, mehr, mehr. Ich wollte, dass andere uns sehen konnten, unsere Lust spürten. Ja, ja, ja.

Es hatte keinen Zweck. Unser Liebesspiel läuft im Höchstenfall wie ein gut geprobt Theaterstück ab. Ein schneller Auftritt, den wir exakt nach Plan im Dunkeln abspulen. Im schlechtesten Fall geht es nach einer Pause gar nicht weiter und keiner von uns erlebt den letzten Akt. Jonathon hatte irgendwann angefangen, unter zeitweiliger Impotenz zu leiden. Und ich denke, es liegt an mir.

Danach saß ich auf der Toilette, den Tränen nah, und versuchte im morbiden orangefarbenen Leuchten des Nachtlichts zu pinkeln, völlig frustriert über eine Welt, die mir nichts getan hatte. Mein Mann ist ein anständiger Mensch, der von einer Branche, die er nicht kontrollieren kann, an den Rand seiner Möglichkeiten gedrängt worden ist. Mein Sohn ein Teenager, der eben das tut, was Teenager tun, was ihn auf seine Weise wieder vollkommen normal macht. Worüber rege ich mich eigentlich auf? Warum stehe ich so oft kurz davor,

wütend zu werden oder in Tränen auszubrechen? Die Eingangstür wurde geöffnet und wieder geschlossen. Auf der Treppe erklangen Olivers schwere Schritte wie die eines Fremden. Er ist bereits größer als Jonathon und hat eine breitere Brust, aber was sein Gesicht angeht und den Teint seiner Haut, kommt er eher nach mir. Jeder sieht, dass er mein Sohn ist. Die gleichen graublauen Augen und das dunkle, gewellte Haar. Das gleiche schmale Kinn. Die gleichen weißen Zähne und das typische Grübchen aus der Familie meiner Mutter. Als Oliver noch ein Baby war und das erste Mal lächelte, war es dieses Grübchen, dass mir half, mich mit diesem fremden Gefühl, jetzt Mutter zu sein, vertraut zu machen. Ich habe damals meine eigene Mutter mehr denn je vermisst, doch beim Anblick meines hübschen Jungen habe ich ihre Anwesenheit gespürt. Er war das außergewöhnlichste Geschenk, das Jonathon mir überhaupt hatte machen können. Ich dachte darüber nach, während ich mich in meinen Lesesessel hockte, meinen Laptop aufklappte und leise zu arbeiten begann, während Jonathon auf der anderen Seite des Raums lautlos schlief.

Tief atme ich den abgestandenen Zigarettenrauch ein, der das Taxi erfüllt, werfe Oliver einen Blick zu, der neben mir Trübsal bläst, und atme wieder aus. Die Wahrheit ist, es macht mir eigentlich nichts aus, für das anrühige Vergnügen bezahlt zu werden, gewagte Liebesromane durchzusehen. Ich bin für diese Ablenkung dankbar, ganz zu schweigen vom Honorar. Solche Bücher sind krisensicher, bahnen sich wie Millionen von erotischen Schlachtschiffen ihren Weg in die Hände der Leser und halten die Welt des Buches am Leben. Und schließlich ist Oliver ein guter Junge, ein wirklich guter Junge, der jedes Jahr eine Auszeichnung bekommt, seit er zur Highschool geht.

»Ich weiß, es sieht hier nicht gerade makellos aus«, sage ich.

»Aber vergiss nicht, du kommst aus Portland. Im Vergleich dazu ist es auf der ganzen Welt dreckig.«

Oliver seufzt und sieht auf seinem Handy nach, ob er einen Anruf bekommen hat. Dann klappt er es wieder zu und wirft mir ein trauriges kleines Lächeln zu. Es ist jener kleine Riss in der mürrischen Mauer, mit der er sich sonst umgibt, der bedeutet, dass ihm irgendetwas, was er zu mir gesagt oder was er getan hat, leidtut oder dass ihn selbst etwas verletzt hat. Dann will er sich, wie ein kleiner Junge auf dem Spielplatz, versichern, dass seine Mutter immer noch in der Nähe ist. Und genau darum geht es. Das ist der Punkt. Ich bin seine Mutter. Ich werde es immer bleiben. Er braucht nur zu fragen.

»Ich werde morgens zum Frühstück immer frischen Orangensaft machen«, sage ich und tätschele sein Bein. »Den wirst du mögen. Ich mache auch Omeletts. Danach suchst du dir aus, was wir machen wollen. Wir können im Meer schwimmen gehen oder im Pool. Ich freue mich schon darauf, am Strand zu joggen.«

»Ich hasse Schwimmen«, sagt Oliver.

Ich kurbele mein Fenster herunter und stecke wie ein Hund meinen Kopf hinaus. Dann wende ich mich ihm wieder zu. »Du änderst deine Meinung vielleicht, wenn wir erst mal dreißig Grad im Schatten haben.«

»Hat das Apartment keine Klimaanlage?«

»Doch. Aber dort wirst du nicht so oft sein, deswegen ist das egal.«

»Toll. Ich gehe also raus und hole mir stattdessen Hautkrebs.«

Ich balle die Fäuste und werfe einen Blick zu Jonathon auf dem Beifahrersitz, der konzentriert auf seinem BlackBerry herumtippt.

»Arbeitest du?«, frage ich.

»Crackberry«, murmelt Oliver und trommelt mit den Handflächen auf seine Oberschenkel.

Jonathon scheint nichts zu hören, merkt nicht einmal, als der Fahrer voll in die Bremse tritt und sich zwischen einem Auto und einem Motorrad hindurchschlängelt, höchstens ein paar Zentimeter Platz auf jeder Seite.

»Jonathon?«

Er drückt auf »Senden«, dreht sich um und scheint eine Sekunde zu brauchen, bevor er mich überhaupt erkennt, als wenn er mit seinen Gedanken meilenweit entfernt gewesen wäre und erst jetzt zurückkehrt.

»Was ist los?«, will ich wissen.

Er wirft einen Blick auf sein BlackBerry und hält es etwas von sich, um den Bildschirm ohne Brille entziffern zu können.

»Was tust du?«, fahre ich ihn an. »Du hast nicht ein einziges Mal aus dem Fenster gesehen.«

»Es gibt auch nichts zu sehen, Dad«, sagt Oliver, die Stirn immer noch gegen das Fenster gepresst, während er mit den Fingern an den Rändern des Sitzes zupft und das Vinyl unter uns zum Vibrieren bringt. Wie kann Oliver unser Gespräch überhaupt hören? Ich lege meine Hände auf seine. »Bitte.« Mit abfälliger Miene verdreht er die Augen, aber er hört auf.

»Tut mir leid, Schatz«, sagt Jonathon. »Nur eine Kleinigkeit von der Arbeit, um die ich mich kümmern musste.« Er lächelt sein Lächeln. Das, mit dem er mich immer beruhigen will, doch in letzter Zeit führt es eher dazu, dass ich mich schlechter fühle. »Die Bank brauchte meine Zustimmung für einen Vorgang«, sagt er. »Es ist alles gut.« Er hält sein Gesicht in die grelle Sonne, um uns herum wird gehupt, Fußgänger wimmeln über die Straße. »Wir sind da. Wir haben es geschafft.« Er dreht sich

in seinem Sitz herum.

Wieder mal beschleicht mich ein Gefühl von Unsicherheit, so als würde ich ein mir vertrautes Zimmer betreten, müsste jedoch erkennen, dass irgendjemand alle Möbel umgestellt hat, ohne mir etwas davon zu sagen.

Nachdem wir noch um ein paar weitere Ecken gefegt sind, sagt der Taxifahrer: »Da ist es!« Er dreht und bremst scharf, sodass ich gegen Oliver pralle. Oliver wirft mir einen peinlich berührten Blick zu, als würde ich mich absichtlich zum Narren machen. Der Wagen steht auf einem Hügel vor einem zweistöckigen Gebäude mit einem Dach aus Terrakottafliesen. Kokosnusspalmen erheben sich über einer satten grünen Rasenfläche. Ich steige aus dem Wagen und blicke an der Fassade empor. Große Balkone recken sich daraus hervor, mit freiem Blick bis zum Meer. Auf den meisten stehen kleine Tische und Stühle. Wenn ich mir vorstelle, dort oben zu frühstücken, mit dem blauen Ozean zu meinen Füßen, spüre ich plötzlich eine warme Zuneigung zu Jonathon.

»Es ist wunderschön«, sage ich, während Jonathon Dollars in Pesos umrechnet. »Upsala«, sagt er. »Das stimmt gar nicht.« Upsala? Seit wann sagt Jonathon Upsala? Oliver hilft dem Fahrer, unser Gepäck auszuladen. Ein grügelber Vogel fliegt über uns hinweg und landet auf dem Zweig eines Baums, der mit pinkfarbenen flauschigen Blüten bedeckt ist. In der Luft liegt dieser typische tropische Duft, den ich aus Florida und von den Bahamas kenne. Es riecht nach sattem, feuchtem Grün, gemischt mit Sand und Salz, und als der Wind etwas zunimmt, weht er auch noch den Geruch von Rauch, gegrilltem Fleisch und Knoblauch zu uns herüber.

Es ist alles weit fesselnder, verlockender und friedlicher, als es auf dem Bild schien, das Jonathon mir im Computer gezeigt

hat. Es ist leicht vorstellbar, dass sich an einem solchen Ort wie diesem jede nur denkbare Weltuntergangsstimmung einfach in Luft auflöst, um es mal mit den Worten von Joella Lundstrum zu sagen. Die Brise, die vom Ozean herüberweht, wird stärker und ich bin überrascht, als der Stoff meiner Kleidung, der über meine Haut streicht, mich an Sex denken lässt. Es ist kein Gefühl, bei dem ich mich nur noch einsamer fühle. Es ist eher von der gierigen Sorte, so wie ich es während meiner Affäre mit Seth Reilly erlebt habe. Jahrelang habe ich diese Zeit in den tiefsten Winkeln meines Hinterkopfes vergraben. Um meiner Ehe willen habe ich alle Erinnerungen verdrängt, die einfach zu schmerzhaft und zu gefährlich waren, um sie an die Oberfläche kommen zu lassen. Doch wenn ich an die Bilder denke – atemlose Jagden die Treppen hinauf zu seiner Wohnung über dem Buchladen, heiße Küsse in seiner Tür. Schuhe, Schal, Jeans, Bluse, BH – alles fällt nacheinander auf den Boden. Dann der Slip, der als Letztes über meine frisch rasierten Beine gleitet. Ich spüre buchstäblich noch, wie ich dort gestanden habe und die Buchrücken in seinem Regal gelesen habe, während er meinen nackten Körper betrachtet und sich die Spitzen meines langen Haars um die Finger gewickelt hat, während seine Lippen mein kaltes, regennasses Handgelenk wärmten. *Anna Karenina*, Die Elenden, Moby Dick, pures Aphrodisiakum für meine Lippen und für meine Augen.

»Wir gehen nach oben«, ruft Jonathon. »Kommst du?«

Das Taxi ist bereits wieder abgefahren.

Langsam konzentriere ich mich wieder auf Jonathon. Er kämpft mit dem Gepäck, ein sanfter Wind fährt durch sein feines, dünner werdendes Haar.

»Ja«, sage ich und trete einen Schritt auf ihn zu. Und dann noch einen, während sich das Leinen meiner Kleidung sanft im

Wind bauscht.

Das Einzige, was mir an dem Ferienapartment auffällt, ist der saubere, weiß geflieste Boden und die modernen Rattanmöbel. Ich suche also sofort meine Badesachen heraus und lasse alles andere in einem Haufen neben dem Gepäck auf dem Schlafzimerboden liegen. Ich schlüpfe in den roten Bikini, den ich mir für die Reise gekauft habe, und streife die dünne, schokoladenbraune Strandjacke darüber. Ich gehe an Jonathon vorbei, der gerade in der Küche nachsieht, was sich in den Schränken befindet, und dann an Oliver, der im Wohnzimmer die Verkabelung des Fernsehers inspiziert, um herauszufinden, wie man ein Videospiel anschließen kann.

Ich greife nach dem Türknauf und drehe mich um. »Bist du sicher, dass du keine Lust hast, eine Runde mit schwimmen zu kommen, Ollie?« Im gleichen Moment zucke ich zusammen. Warum hab ich ihn nur so genannt? Er hasst es, seit er zwölf ist.

Oliver überrascht mich. Er lacht.

»Ich weiß. Ich hatte es vergessen«, sage ich.

»Kein Problem«, erwidert Oliver mit jenem Lächeln, bei dem man sein Grübchen so gut sieht, und mein Herz wird so warm, dass es sich jeden Moment in Dampf auflösen müsste. *Kein Problem*. Er hätte genauso gut sagen können, dass er mich liebt.

»Ich komme in einer Sekunde nach«, sagt Jonathon ohne aufzusehen und ich schließe die Tür hinter mir.

Ich bin in Mexiko und klappere mit meinen Flipflops einen Weg aus Steinplatten entlang, der zum Pool führt. Es sind dreißig Grad. Die Sonne brennt. Es ist ein gutes Gefühl, mir das deutlich vor Augen zu halten. Langsam fange ich an, wieder frei durchzuatmen, nachdem ich monatelange die Luft in meine

Lungen hineingesaugt habe, die sich angefühlt hatten, als seien sie voller Watte.

Dann fällt mir wieder das BlackBerry ein und Jonathons Lächeln im Taxi. Neulich bin ich mal zufällig ins Schlafzimmer gekommen und da hat er gerade sein BlackBerry durch die Gegend geschleudert, was ich auch manchmal mache, aber für ihn ist das so untypisch. Eine Sekunde lang habe ich mich wirklich gefürchtet. Er hat sich die Schläfen gerieben und den gesenkten Kopf geschüttelt. Dann bemerkte er offensichtlich, dass ich dort stand und riss sich schnell zusammen. »Tut mir leid«, sagte er. »Bei dem Ding brechen immer wieder die Gespräche ab. Immerhin bin ich der Leiter einer Bank. Das kommt einfach nicht gut rüber.« Er hob das BlackBerry vom Boden auf. Das Gerät hatte eine Delle in der glänzenden weißen Holzdiel hinterlassen. »Diese Dinger kosten ein Vermögen. Es ist nicht entschuldbar, wenn sie nicht funktionieren.«

Ich frage mich, ob er im Taxi wirklich der Bank eine SMS geschickt hat, oder ob das alles etwas mit einem seiner Investments zu tun hatte. Jonathon hat noch mehr Interesse daran, am Aktienmarkt zu spekulieren, als meine Mutter. Ich weiß immer genau, wenn er gerade mal wieder »gegen den Dow Jones spielt«, wie ich oft neckend sage, denn dann hat er kleine Schweißperlen auf der Oberlippe, während seine Finger wie vorsichtige Spinnen behutsam über die Tastatur seines Laptops kriechen. Mir kommt der Gedanke, dass er vielleicht eine Affäre hat. Ich stelle mir vor, wie ich seine Nachrichten durchsehe, während er duscht. *Zimmer 120. Kann es nicht erwarten, in dir zu sein. Die Warterei und all diese Heimlichtuerei bringen mich um.* Tief in meinem Innern vermute ich, dass ich wahrscheinlich nicht das Geringste finden

würde und einen Augenblick lang bin ich mir nicht sicher, was mir mehr Sorgen macht.

Der Pool ist ein lang gestrecktes Rechteck, dessen lapislazulifarbene Kacheln dem Wasser das künstliche Blau eines Toilettenreinigers verleihen, und doch wirkt er traumhaft schön und einladend. Eine ältere, birnenförmige Frau in einem schwarzen Einteiler mit weißen Tupfen liest Zeitung. Eine dunkle Sonnenbrille bedeckt fast ihr ganzes Gesicht. Ein Palapa, ein kleiner Pavillon mit einem Dach aus getrockneten Palmenblättern, spendet ihr den nötigen Schatten. Ein paar Stühle weiter sonnt sich ein tief brauner Mann mittleren Alters in einer blauen, ziemlich knappen Badehose, liest eine Ausgabe der Le Monde und trinkt durch einen Strohalm eine Dose Jumex, eine bei Lateinamerikanern beliebte Fruchtsaftmischung. Gelächter ertönt und dann erregt ein Mann, der sich zwanzig Meter von mir entfernt im Garten befindet, meine Aufmerksamkeit. Er ist Mexikaner, Anfang bis Mitte dreißig in einem dunkelblauen T-Shirt, kakifarbenen Shorts und Arbeitstiefeln. Er wässert die Pflanzen in den großen Blumentöpfen und sammelt die pinkfarbenen, flauschigen Blüten ein, die wie Schnee zu Boden fallen. Aber er spielt auch mit einem kleinen Hund mit hellem Fell, der ihn sehr zu mögen scheint. So wie die Frau ganz in der Nähe den beiden kopfschüttelnd und lächelnd zusieht, scheint der Hund ihr zu gehören. Es ist eindeutig ein Spiel. Mit den tänzelnden Bewegungen eines Stierkämpfers neckt der Mann den Hund und trainiert ihn gleichzeitig. Er sieht umwerfend aus. Auch auf diese Entfernung sind sein ausgeprägtes Kinn, die feinen Linien seiner Nase und natürlich auch sein schlanker, muskulöser Oberkörper mit den kräftigen Armen zu erkennen.

Er tritt zwischen den chinesischen Hanfpalmen hervor und grinst. »Buenos dias«, sagt er und nickt mir zu, als würden wir

uns bereits kennen. Der Hund leckt an seinem nackten Bein und der Mann lacht und springt zur Seite. »Du schummelst, Pepe«, sagt er in perfektem Englisch zu dem Hund. »Ich war abgelenkt. Aber okay. Ein Punkt für dich.«

»Buenos dias«, antworte ich und fühle mich albern und auch, seltsamerweise, plötzlich ein bisschen überdreht.

Er wirft mir mit demselben freundlichen Grinsen erneut einen Blick zu.

Die Sonne dringt durch meine Haut. Bis in meine Knochen. Und sie entspannt mich in einer Weise, wie ich es seit wer weiß wie langer Zeit nicht mehr erlebt habe. Ich suche mir eine etwas abgelegene Liege aus, die voll in der Sonne steht, lege meine Sachen ab und ziehe die Strandjacke aus. Ich creme mich mit Sonnenschutzfaktor dreißig ein, Dufrichtung Kakaobutter, und weiß instinktiv, dass der Stierkämpfer mir zusieht. Ich lehne mich zurück, greife nach einem alten Roman von Joella Lundstrum und verliere mich in den Problemen anderer Leute.

Irgendwann schlafe ich ein.

Als ich aufwache, sind alle fort. Der Wind hat zugenommen und verteilt die pinkfarbenen Blüten im Pool und um ihn herum. Ich werfe einen Blick auf meine Uhr. Fast eine Stunde ist vergangen. Mein Gesicht fühlt sich warm und straff an. Ich drehe mich auf den Bauch und ziehe den Schritt meines Bikinihöschens zurecht. Meine Finger sind immer noch darin verhakt, als die Pforte zum Pool geöffnet wird und der Stierkämpfer mir zunickt.

Schnell befreie ich meine Finger und lächle. Mir ist bewusst, dass wir allein sind. Ich lege meine Hände unter meiner Wange aufeinander und schließe die Augen. Wieso rechne ich damit, dass er zu mir kommt? Ich warte auf das Geräusch seiner Arbeitsstiefel auf dem Beton. Als nichts geschieht, öffne ich die

Augen und sehe ihn auf der anderen Seite des Pools. Er steht mit dem Rücken zu mir und wickelt den Gartenschlauch auf. Ich sehe ihn zum ersten Mal aus diesem Winkel und mein Herz setzt einen Schlag aus. Er streift sich die Handschuhe ab und lässt sie in einen weißen Eimer fallen, den er dann hochnimmt. Was für ein Klischee. Selbst als sich mein Atem wieder beruhigt hat, kommt mir das alles wie eine Szene aus *Triebe der Liebe* vor, ein Roman, in dem sich Poolboys darauf spezialisiert haben, Frauen zu verwöhnen. Einzig die Erinnerung an Seth bringt mich auf diesen Gedanken. Ich hätte das nicht zulassen sollen. Ich schlucke, weil ich dringend etwas zu trinken brauche.

Er kommt zu mir herübergeschlendert, in der Hand eine kleine Harke, mit der er jetzt, nur einen guten Meter von mir entfernt, verwelktes Laub und kleine Äste unter dem roten Hibiskus zusammenkratzt. »Was lesen Sie?«, fragt er, ohne sich umzudrehen.

Blut schießt mir in die Fingerspitzen. Mein Buch liegt neben mir auf dem Boden. »Joella Lundstrum?«, erwidere ich fragend, als sei ich mir unsicher.

Er nickt. »Lundstrum. Sie ist hier in Mexiko sehr erfolgreich. Aber ich schätze, das ist sie überall.«

Er spricht praktisch ohne Akzent.

»Sie haben sie gelesen?«

Er hält inne, stützt sich auf seine Harke und sieht mich plötzlich direkt an. »Mein Lieblingsbuch ist *Der Weg hinaus auf die offene See*.«

Ich setze mich auf. »Tatsächlich? Das hat mir auch gut gefallen. Aber wenn ich mich entscheiden müsste, wäre mein Lieblingsbuch *Das Gelage*.«

»Hab ich noch nicht gelesen.«

»Oh, das sollten Sie!«, sage ich und klinge dabei viel zu interessiert für ein normales Gespräch mit einem Fremden. »Ich finde, es ist ihr bester Roman.«

Er sieht mir in die Augen und lächelt. »Dann werde ich ihn mir besorgen.«

Meine Hände beginnen zu schwitzen. Wir reden lediglich über Bücher, und trotzdem habe ich das Gefühl, mich völlig zu entblößen.

»Ich bin Benicio«, sagt er.

»Freut mich«, antworte ich, doch da geht das Tor zum Pool auf und unterbricht mich. Es ist Jonathon, die Beine so weiß wie Zement. Er trägt die Ledersandalen, die ich ihm für die Reise gekauft habe und die, zumindest im Laden, perfekt ausgesehen hatten, aber an seinen Füßen und besonders hier am Pool erscheinen sie plötzlich weibisch. *Mädchenschuhe* nennt Oliver sie.

Zwischen Jonathon und Benicio fliegt ein Blick hin und her. Ist es Eifersucht? Das wäre das erste Mal. Jonathon trägt kein Shirt und sein weißer Bauch wölbt sich ein wenig über den Rand seiner braunen Badeshorts. Der frische, glückliche Gesichtsausdruck, den ich heute Morgen noch bei ihm gesehen habe, als wir das Haus verließen, ist verschwunden. Er wirkt nachdenklich, völlig fehl am Platz. Er gehört in seine Bank.

»Es war nett, mit Ihnen zu plaudern«, sagt der Mexikaner und entzieht sich Jonathons funkelndem Blick. An der Pforte dreht er sich in der letzten Sekunde noch einmal um und lächelt, als wisse er, dass ich ihn beobachte. Ich balle meine verschwitzten Fäuste.

Dann fällt die Pforte hinter ihm ins Schloss und er ist weg.

Ich stehe auf und beginne, meine Sachen zusammenzupacken. Ich spüre Jonathons Blick.

»Was?«, frage ich.

»Ich hatte ja keine Ahnung, wie du unter all diesen Lagen Stoff aussiehst, die du zu Hause ständig trägst.«

Ich werfe einen Blick an meinem eingeeölten Körper hinunter, der von der Sonne schon braun zu werden beginnt. All die Zeit im Fitnessstudio hat mich muskulös und straff werden lassen. Ich habe nicht so hart gearbeitet, um gut auszusehen, aber das ist nun dabei herausgekommen. Ich denke an die Augen des Stierkämpfers und wie er mich noch Augenblicke zuvor betrachtet hat.

»Warum hast du so lange gebraucht?«, will ich wissen. »Jetzt hab ich für den ersten Tag schon ziemlich viel Sonne abbekommen.«

»Ich habe nur die Sachen eingeräumt.«

»Schon komisch, wie nett Oliver war, als ich gegangen bin.« Jonathon lacht und schlurft in seinen steifen Sandalen heran. Dann lässt er sein Handtuch und seinen kleinen Strandbeutel auf die Liege neben mir fallen. Eine Ecke seines BlackBerrys schaut heraus. »Mach dir keine Sorgen. Das bleibt nicht so.« Er stemmt die Hände in die Hüften und betrachtet den Pool.

»Es ist ihm schon jetzt alles zuwider hier, oder nicht?«, frage ich. »Er hat sich noch nicht mal richtig umgesehen, aber seine Entscheidung ist längst gefallen.«

»Er ist sechzehn, Cee. Hast du vergessen, wie das ist, wenn man sechzehn ist?«

Ich erinnere mich an meine Highschool-Jahre und würde am liebsten lachen. Die ganzen Zweifel und all dieser Selbsthass hatten mich fast erstickt. Noch viel schlimmer war die Sehnsucht gewesen und ich hatte noch nicht mal gewusst wonach. »Nein«, erwidere ich. »Es gibt Tage, da fühle ich mich sogar noch wie sechzehn.«

»So aussehen tust du jedenfalls. Das ist mal sicher.«

Aus dem Mund meines eigenen Mannes klingt das seltsam anstößig.

»Mein Kopf fängt an wehzutun«, sage ich. »Ich denke, ich gehe rein und lege mich etwas hin.«

Sein Gesichtsausdruck verhärtet sich kurz. Seine Augen scheinen irgendetwas in der Ferne zu fixieren. Eine Straße, die den Hügel hinaufführt und unten zwei Männer, die vor einem weißen Wagen in einer Einfahrt stehen, miteinander reden und lachen.

Ich wende mich wieder Jonathon zu. Er sieht mir in die Augen und hat seine Miene schnell wieder im Griff.

»Willst du nicht wenigstens einmal mit mir schwimmen gehen?«, erkundigt er sich.

Ich suche in seinem Gesicht nach den Spuren des harten Ausdrucks, den ich gerade gesehen hatte. An manchen Tagen habe ich ernsthaft das Gefühl, den Verstand zu verlieren.

»Ich verspreche dir, dass ich später noch mit dir schwimmen gehe«, sage ich.

Er küsst mich auf die Stirn. »Geh nur«, flüstert er an meiner Haut. »Ruh dich ein bisschen aus.«

Als ich das Apartment betrete, hockt Oliver in einer Ecke der Couch und schreibt SMS. Er sieht nicht mal auf, als ich nur noch einen Meter von ihm entfernt bin.

»Das kostet uns ein Vermögen«, sage ich. »Könntest du dich bitte auf das Nötigste beschränken?«

»Wie?« Plötzlich scheinen die Kopfhörer zu verhindern, dass er mich versteht.

»Kannst du dich bitte auf ein Minimum beschränken?«, wiederhole ich so laut, dass man es wahrscheinlich bis auf die

Straße hören kann.

»Was auch immer«, entgegnet er.

»Hör auf mit deinem *Was auch immer!* Schränk dich ein oder ich nehme das Telefon an mich.«

Es gibt Momente wie diesen, da fallen wir wieder in unsere alten Rollen von Kleinkind und überforderter Mutter zurück. Sofort erscheint die Erinnerung an diese frühe Zeit mit rasiermesserscharfer Klarheit vor meinem inneren Auge. Als ich nur auf die Mittagsstunden zu lebte, in denen Oliver etwas schlief und ich aus dem Erkerfenster auf den Fächerahorn starren und ein bisschen nachdenken konnte. *Denken*. Manchmal dachte ich mir Metaphern für die Dinge im Garten aus und stellte mir vor, womit Joella Lundstrum wohl die blutroten Blätter des Ahorns im Sonnenlicht vergleichen würde. Mit Glasmalerei? Oder mit ... wie hieß das noch? Krepppapier? Laub aus blutrotem Krepppapier? Metaphern lagen mir oft auf der Zunge, ohne dass ich sie wirklich formulieren konnte. Meine Gehirnzellen waren mit Hormonen getränkt, was dazu dienen sollte, dass sich meine Welt ausschließlich auf meinen knapp ein Meter großen Sohn beschränkte. Mein gesamtes Vokabular bestand nur noch aus der ersten Person Plural: *Nein, das tun wir nicht; wollen wir einen Keks? Wir schreien nicht, wenn wir hier drinnen sind; wir essen zuerst auf; nein, das tun wir nicht; wollen wir in den Park gehen? Wir sagen bitte; wir benutzen Worte; haben wir nicht darüber gesprochen, dass wir sagen wollen, was wir möchten?* Doch es gab die täglichen Ausnahmen, wenn diese Blase, in der wir lebten, riss und sich sowohl die erste als auch die zweite Person Singular wie kleine Bolzenschneider hereindrängten und die Ketten, die uns verbanden, einfach durchknipsten: *Wenn du das noch einmal machst, nehme ich es dir weg, und wenn ich*

es dir wegnehme, wirst du es nie wieder sehen, hast du mich verstanden? Und wenn du mich verstanden hast, musst du schon ja sagen oder zumindest mit deinem kleinen Sturkopt nicken! Aber immer, immer konnte ich mich gerade noch zurückhalten, bevor mir *Du kleiner Scheißer* rausrutschte. Zu dieser Zeit fing ich an, mit Seth zu schlafen.

Oliver klappt sein Handy zu und wirft es mit Schwung aufs Sofa.

»Danke. Ich lege mich eine Minute hin«, sage ich.

Er schüttelt den Kopf, als sei das der dämlichste Satz, der jemals auf Englisch formuliert worden ist.

»Ich habe Hunger«, sagt er.

Ich verdrehe die Augen und gehe ins Schlafzimmer. Das Erste, was mir auffällt, sind meine Sachen, die immer noch auf einem Haufen am Boden liegen, so wie ich sie zurückgelassen habe. Direkt daneben steht Jonathons noch nicht ausgepackter Koffer. Was genau hatte er eigentlich »eingeräumt«? Ich öffne seinen Koffer, schlage einige Lagen seiner Sachen zurück und entdecke Kleidung für kühles Wetter – Pullover, Socken und Hosen. Ganz unten am Boden liegt seine Daunenjacke. Ich habe sie ihn nur einmal tragen sehen, auf dem Mount Hood, im Schnee.

Ich bin entschlossen, es mir gut gehen zu lassen. Mexiko. Sonne. Dreißig Grad. Ich will mich einfach entspannen, mich von allem befreien, was mich in letzter Zeit im Würgegriff gepackt zu haben schien. Ich bin mir sicher, Jonathon wird schon einen guten Grund dafür haben, seine Wintersachen einzupacken. Manchmal ist er ein bisschen exzentrisch. Er ist der Typ Mensch, der zwei Decken, extra Servietten und echtes Silberbesteck mitnimmt, auch wenn wir nur mal eben kurz picknicken wollen. Er plant alles sehr genau, ein vorsichtiger Mann, der dazu neigt, immer auf das Schlimmste vorbereitet zu sein.

Aber all das ist jetzt egal, denn als ich aufwache und unter die Dusche gehe, bessert sich Olivers Laune gerade und Jonathon hat Hühnchen mit Bohnen geholt und Margaritas gemixt und wir drei sitzen stundenlang unter dem nachtblauen Himmel auf dem Balkon, lachen und spielen Poker. Ich bin so erleichtert, derart viel Spaß mit meiner Familie zu haben, dass ich, als ich schließlich mit Jonathon allein im Bett liege, ihm einen Kuss auf die Wange gebe und innerhalb von Sekunden an ihn geschmiegt einschlafe, während draußen die Grillen zirpen und irgendwo in der Ferne eine Frau zur Gitarre singt.

Am nächsten Morgen stehe ich noch vor den anderen auf, um am Strand joggen zu gehen. Auf dem Weg durch die Küche nehme ich Jonathons BlackBerry vom Tresen. Der Bildschirm ist durch ein Passwort gesichert. Hat er schon immer ein Passwort dafür gehabt? Er ist Leiter einer Bank. Natürlich hat er ein Passwort. Ich tippe verschiedene Kombinationen von Geburtstagen und anderen wichtigen Daten ein. Nichts funktioniert. Die Sonne und der Strand warten auf mich. Unter den Shorts trage ich meinen Bikini und dazu mein Tanktop,

damit ich auf dem Rückweg noch mal schnell ins Meer springen kann. Ich hatte ja versprochen, zum Frühstück frischen Orangensaft und Omeletts zu machen. Oliver wird vielleicht trotzdem wieder schlechte Laune haben, egal, was ich tue, aber ich bin seine Mutter und ihn gut ernährt zu sehen, befriedigt irgendwo tief in meinen Gehirnwindungen einen Urinstinkt.

Draußen ertönt eine Pfeife und ein Mann brüllt »Agua!«, als würde er verdursten. Ich werfe einen Blick über die Balkonbrüstung und sehe einen Pick-up den Hügel herunterrumpeln, die Ladefläche voller Plastikkrüge, in denen das kühle Nass schwappt, das für die Wasserspender bestimmt ist, von denen einer auch in unserem Apartment steht. Auf der anderen Seite der Straße winkt eine Frau aus dem Fenster. Der Fahrer pfeift erneut, hält, steigt aus und schleppt einen Plastikbehälter zu ihrer Tür. Die Luft füllt sich mit dem süßen Duft der Blüten einer Tuberose, einer mexikanischen Zierpflanze, die in einem glasierten Blumentopf auf dem Balkon blüht. Ich sehe hinauf in den blauen Himmel. Nachdem ich monatelang unter einer erdrückend grauen Wolkendecke gelebt habe, scheint es mir, als habe jemand den Himmel aufgerissen, um mir die wahren Farben der Welt zu zeigen. Indigoblau, Kirschrot, Limettengrün. So warm, so intensiv, sie vibrieren geradezu.

Ich lege das BlackBerry wieder an seinen Platz und verlasse das Apartment.

Der Sand gibt sanft unter meinen Laufschuhen nach. Händler schleppen bereits ihre bunten Schalen und handgemachtes Flechtwerk den blendend weißen Strand hinunter. »Möchten Sie etwas, Señora?«, rufen sie. Angestellte des Restaurants haben den zertrampelten Sand unter den Palapas der Tiki Bar glatt geharkt. Andere bringen rote und blaue Sonnenschirme zum

Strand, dann gehen sie wieder zurück, um die gelben Tische und Stühle zu holen und sie darunter zu verteilen.

Ein amerikanischer Tourist mit einem Fernglas berichtet einer kleinen Gruppe, dass er einen Wal entdeckt habe. »Zwei!«, schreit er und alle greifen gleichzeitig nach dem Fernglas, während ich vorbeilaufe.

Je länger ich jogge, den tiefblauen Himmel über mir, desto stärker und glücklicher fühle ich mich. Warum machen wir das nicht jedes Jahr? So teuer ist es nicht, wenn man bedenkt, wie viele Pesos ein Dollar wert ist. Es ist doch albern, nicht einfach in eine Wohnung hier zu investieren und alle paar Monate herunterzufliegen. Vielleicht sogar mal übers Wochenende, einfach nur, um kurz Energie zu tanken. Ich spüre deutlich dieses Hoch, das sich immer beim Laufen einstellt, und mein Atem wird gleichmäßig. In Gedanken kehre ich wieder in jene Zeit zurück, als Oliver noch Ollie hieß. Als die Tage noch von Umarmungen und Kitzelattacken erfüllt waren und ich ihm nach seinem Bad vorgelesen habe – *Der Schenkbaum* und *Wo die wilden Kerle wohnen* –, während ich den honigsüßen Duft seines Haars und seiner Haut eingeatmet habe. Als wir uns das erste Mal zusammen *Der Zauberer von Oz* angesehen haben, hat er sich auf dem Sofa kerzengerade hingesezt und behauptet, dass Dorothy genauso klingen würde wie ich. »Ihr habt genau die gleiche Stimme, Mami, hör doch.« Ich dachte, es wären nur Dorothys dunkles Haar und ihre hellen Augen gewesen, die ihn veranlasst hatten, zu glauben, wir würden gleich klingen. Aber als er sagte »Ich liebe ihre Stimme. Ich liebe deine Stimme, Mami«, blickte ich in seine riesigen graublauen Augen, betrachtete all die Sommersprossen auf seiner kleinen Nase und war plötzlich ganz begeistert, dass ich so klang wie Judy Garland.

Nur weil er inzwischen sechzehn ist, muss das ja nicht heißen, dass er seine Eltern hasst. Als ich sechzehn war, lebte mein Vater bereits seit vier Jahren nicht mehr und meine Mutter war meine Lebensader, meine Retterin, ihre Arme meine Zuflucht vor den Grausamkeiten der ersten Liebe und vor besten Freundinnen, die sich im Bruchteil einer Sekunde in hinterlistige Feindinnen verwandeln konnten. Der Gedanke, dass meine Mutter gestorben ist, noch bevor Oliver geboren wurde, fühlt sich immer noch so grausam an. Es gibt Tage, selbst heute noch, *gerade heute*, an denen ich mich wie eine Waise fühle und die Welt einfach zu groß und leer ist, als dass ich mich in ihr zu Hause fühlen könnte. Oliver hat ja keine Ahnung, was für ein Glück er gehabt hat.

Nach mehreren Kilometern verwandelt sich der Sandstrand in felsiges Ufer, wo kein Vorwärtskommen mehr möglich ist. Ich drehe um und mache mich auf den Rückweg, während die Brandung in meinen Ohren rauscht und ich die Berge sehe und den Dschungel, der sich hinter der »alten Stadt« erhebt, in der wir Urlaub machen. Am Hang reihen sich weiße Steinhäuser mit Terrakottadächern unter dem grünen Dschungel terrassenartig übereinander und über allem spannt sich der strahlend blaue Himmel. Ein weiterer Knoten aus purem Stress löst sich in mir.

Als ich den halben Weg zurück geschafft habe, ziehe ich mein Tanktop, die Shorts und meine Schuhe aus und springe ins Meer. Ich hebe mein Gesicht der Sonne entgegen und lasse das Wasser meinen Schweiß abwaschen. In der Ferne meine ich, die Rückenflossen von zwei Delphinen zu erkennen. Ich habe gelesen, dass Wale und Delphine die Haie von der Bucht fernhalten. Es ist schon komisch, dass so bössartige Tiere sich vor anderen fürchten, die so sanftmütig sind. Ich stelle mir vor, wie ich durch unser Apartment laufe und Jonathon und Oliver erzähle, wie unglaublich es ist, bei einem morgendlichen Bad

im Meer Delphine zu sehen. »Du hast ja so recht, Jonathon«, werde ich sagen. »Wir brauchten dringend mal eine Abwechslung und hier haben wir sie gefunden.«

Als ich aus dem Wasser komme, rennt ein Mann über den Strand auf mich zu. Ich bin mir nicht ganz sicher, aber er sieht aus wie der Stierkämpfer vom Pool. *Benicio*.

Er hebt einen Arm. »Celia!«, ruft er. Es scheint dringend zu sein. Wer immer er auch ist, er weiß meinen Namen und allein bei dieser Erkenntnis zieht sich mein Magen zusammen.

Es ist tatsächlich Benicio.

»Es tut mir leid«, sagt er außer Atem. Mit den Fingern fährt er sich durch sein schimmerndes Haar. In der Sonne wirkt seine Haut wie Karamell, seine Augen haben den Ton von dunklem Bernstein. »Es hat einen Unfall gegeben«, sagt er.

Mein Magen verkrampft sich noch mehr.

»Ihr Mann hat mich gebeten, sie zu finden. Er hat gesagt, sie wären am Strand joggen.«

Meine Gedanken rasen, alles Mögliche jagt mir durch den Kopf. Ich muss zurück. Jonathon lässt mich suchen. Jonathon geht es gut. Oliver!

»Was für einen Unfall?«

»Ihr Sohn. Ich weiß nicht, was passiert ist. Ich bin nur hier, weil ich Ihrem Mann helfen wollte.«

»Wo ist Oliver?«

»Ich weiß es nicht.«

Ich schlüpfe bereits in meine Sachen, ziehe mir die Socken über die sandigen Füße. Das Adrenalin lässt meine Hände derartig zittern, dass ich mir kaum die Schuhe zubinden kann.

»Warten Sie! Nein, warten Sie!«, ruft er, als ich loslaufe. »Ich habe ein Auto!«

Schlitternd komme ich zum Stehen.

»Ich bin mit dem Wagen meines Cousins gekommen. Da drüben. Der weiße.« Er deutet über den Strand zu einer Straße, wo ein alter weißer Corolla halb auf dem Bordstein steht. »Ich bin auf der Suche nach Ihnen auf und ab gefahren. Bitte«, sagt er. »So geht es viel schneller.«

Wir biegen um die nächste Ecke und fahren in Richtung des Apartments. Ich erkenne die Straßen wieder. Wir sind hindurch gefahren, als wir vom Flughafen kamen. Da ist der kleine Oxxo-Supermarkt mit den großen Werbeplakaten für Bambini-Eiscreme, der alte Mann an der Ecke, der mit seinem gelangweilt aussehenden Esel für Fotos posiert. Benicio rast die Straße genauso schnell entlang wie der Taxifahrer, umfährt im Zickzack Menschen und schlängelt sich durch den anderen Verkehr. Seit wir ins Auto gestiegen sind, hat er mich noch nicht ein einziges Mal angesehen.

»Erzählen Sie mir ganz genau, was mein Mann gesagt hat.«

Benicio nickt. »Er hat nur gesagt, dass Ihr Sohn einen Unfall gehabt hat und ob ich Sie bitte am Strand suchen könnte.«

Der Wagen schlittert um eine weitere Ecke. Wir sind jetzt höher am Hang und die weißen Häuser sind nicht mehr übereinander gebaut. Immer mehr Bäume und Gras wachsen dazwischen.

Jonathon hat tief geschlafen, als ich losgegangen bin. Oliver auch. Es kann nicht viel mehr als eine Stunde her sein, allerhöchstens zwei. Was soll in dieser kurzen Zeit passiert sein? Wo sind sie hingegangen? Müsste Oliver nicht eigentlich noch schlafen? Die verschiedensten Möglichkeiten schießen mir durch den Kopf. Vielleicht hat Oliver sich bei irgendeiner jugendlichen Dummheit verletzt. Jonathon hat ihn bewusstlos vorgefunden. Aber warum sollte Jonathon morgens um diese Zeit in Olivers Zimmer gehen, da schläft er doch ohnehin immer noch? Und selbst wenn er ihn bewusstlos vorgefunden hat, wäre Jonathon nicht sofort mit ihm ins Krankenhaus gefahren?

»Wo sind wir?«, frage ich. »Ich erkenne hier überhaupt nichts mehr.«

»Es ist eine Abkürzung. Ich bin außen herumgefahren, damit ich nicht so viel halten muss.« Er wischt sich den Schweiß von der Stirn, während er immer wieder einen Blick in den Rückspiegel wirft.

Ich drehe mich um. Ein schmutzig weißer Wagen, genau wie der, in dem wir sitzen, folgt uns mit dem gleichen halsbrecherischen Tempo. Es sitzen drei, vielleicht vier Männer darin.

Mir wird heiß. Plötzlich erinnere ich mich daran, wie Oliver sich einmal von meiner Hand losgerissen hat und mitten auf die 23. Avenue gerannt ist. Er war zwei Jahre alt und überzeugt, es sei ein tolles Spiel. Ich habe geschrien, dass er stehen bleiben soll. Er hat gelacht und ist direkt dem Verkehr entgegengelaufrn. Lautes Hupen und quietschende Bremsen hatten ihn schließlich veranlasst, stehen zu bleiben. Er hatte sich lächelnd umgedreht, hocherfreut über all die Aufmerksamkeit. Ich war außer mir. Am Arm zerrte ich ihn auf den Bürgersteig und schlug ihn heftig dreimal auf den Po, was ich noch nie zuvor getan hatte. Er heulte und ich packte seine Schultern und schrie ihn an: Das war nicht witzig! Du hättest sterben können! Weißt du, was das bedeutet? Natürlich wusste er es nicht, aber ich brauchte zwanzig Minuten, um die Situation wirklich zu begreifen, um mich zu beruhigen, die Panik abzubauen und meinem Verstand Gelegenheit zu geben, wieder das Ruder zu übernehmen. Es ist ihm nichts passiert, es ist ihm nichts passiert, es ist ihm nichts passiert.

Ich kurbele das Fenster herunter und sage mir, dass hier jeder so fährt. Ich rede mir ein, wenn irgendetwas mit Oliver nicht in Ordnung wäre, würde ich das tief in meinem Innern spüren, so wie Mütter das eben tun. Doch tatsächlich habe ich ein ganz schlechtes Gefühl. Allerdings in dem Sinne, dass Oliver mich

niemals wiedersehen wird, wenn ich nicht sofort dieses Auto verlasse.

»Halten Sie an.«

»Wie?«

»Halten Sie an!«

»Wieso? Wollen Sie denn nicht nach Hause?« Der verwirrte Ausdruck in seinem Gesicht lässt mich meinen Entschluss fast vergessen.

»Sofort!«

Er tritt voll auf die Bremse und ich stütze mich am Armaturenbrett ab, um nicht nach vorn geworfen zu werden.

»Tut mir leid«, sagt er. »Ich kenne dieses Auto nicht besonders gut.« Er fährt rechts ran und hält. Ein ausgemergelter Hund springt aus dem Weg. »Was ist denn los?«, will Benicio wissen.

Ich antworte nicht.

»Ich denke nicht, dass Sie ...« Wieder wirft er einen Blick in den Rückspiegel.

Ich drehe mich um. Der weiße Wagen ist verschwunden.

Benicio rutscht auf seinem Sitz herum. »Sie joggen offensichtlich regelmäßig. Sind Sie schnell?«

Ich sehe ihn aus schmalen Augen an. Was zum Teufel soll das denn heißen? Ich öffne die Tür. Mir wird klar, dass ich nicht weiß, wie ich von hier zu unserem Apartment komme.

»Sind Sie sicher, dass ich Sie nicht fahren soll?«

Ich springe aus dem Wagen.

»Okay«, sagt er. »Nehmen Sie die Straße da vorn rechts, dann folgen Sie ihr bis hinunter zum Meer und biegen auf der Badillo Street links ab. Auf der linken Seite sehen Sie dann das Apartment haus.«

Plötzlich komme ich mir albern vor, weil ich so misstrauisch bin, doch gleichzeitig habe ich Angst, wieder einzusteigen. Ich zögere, meine Nase füllt sich mit dem Gestank von Abgasen, Hundepisse und Müllhaufen, die in der Hitze vor sich hin roten. Fliegen umsurren das Auto.

Gerade will ich die Tür zuschlagen, als hinter mir plötzlich Bewegung entsteht. Bremsen quietschen, Autotüren fliegen auf, Schritte kommen über das Kopfsteinpflaster gelaufen, jemand brüllt Anweisungen auf Spanisch. Im Augenwinkel sehe ich das weiße Auto und dann die Männer, die darin gesessen haben.

Ich habe keine Zeit mehr wegzulaufen. Eine fleischige Hand, die nach Zwiebeln und Erde riecht, wird über meinen Mund gepresst, meine Arme auf den Rücken gedreht. Ein anderer Mann presst mir einen süßlich riechenden Lappen auf die Nase. Nein! Ich schreie, bringe aber keinen Laut heraus. Alles passiert so schnell. Nein! Ich kämpfe, ringe instinktiv nach Atem, ohne zu begreifen, dass es genau das ist, was sie wollen. Ich soll so tief einatmen, wie ich nur kann. Nein. Mir wird bereits schwindlig. Alle Geräusche klingen immer entfernter.

Ich bin Jonathon eine undankbare, pflichtvergessene Frau gewesen. Oliver eine nachtragende Mutter. Sie werden niemals erfahren, wie leid es mir tut, wie sehr ich mir wünsche, dass ich es wiedergutmachen könnte. Ich werde niemals in der Lage sein, ihnen zu sagen, wie sehr meine Liebe zu ihnen in diesem Moment mein Inneres zerreißt, weit mehr noch als die Angst vor dem, was vielleicht mit mir geschehen wird.

Als ich aufwache, ist mein erster Gedanke, dass ich am Strand eingeschlafen sein muss und Jonathon mir nachgekommen ist und mich weckt. Meine Haut und meine Sachen riechen nach Meer. Mein Gesicht spannt vom Salz. Aber es ist dunkel und mein Kopf und mein Nacken schmerzen. Als ich versuche, mich zu bewegen, muss ich erkennen, dass ich nicht nur auf einem Stuhl sitze, sondern auch meine Arme auf dem Rücken gefesselt sind und meine nackten Füße an die Stuhlbeine. Ich kann nichts sehen, weil man mir die Augen verbunden hat.

Ich erinnere mich an den Wagen, die Männer, daran, wie ich nach Atem gerungen habe. Das Letzte, was ich gesehen habe, bevor ich ohnmächtig geworden bin, waren Benicios bernsteinfarbene Augen, die mich anblickten, und in ihnen stand eine Panik, wie ich sie noch nie zuvor bei einem Menschen gesehen hatte.

Oliver. Wo ist Oliver?

Mein Hirn scheint in meinem Schädel zu vibrieren. Ich habe den Geschmack von Benzin im Mund. Ich senke den Kopf, weil ich fürchte, mich übergeben zu müssen. Ich habe den ganzen Tag nichts gegessen. Zumindest glaube ich, dass es noch derselbe Tag ist. Ich habe keine Ahnung, wie viel Zeit vergangen ist.

Der Raum ist still. Es stinkt nach Schweiß und Schwefel. Jemand kocht. Es riecht nach angebranntem Blech auf einer Kochplatte. Zimt. Ich atme bewusst ruhig, damit das Blut aufhört, in meinen Ohren zu pochen. In der Ferne höre ich eine Hupe, als würde ein Wagen einen Canyon nach oben fahren.

»Hallo?«, frage ich.

»Celia. Sie sind wach.«

Benicio.

»Binden Sie mich los!« Mir schießen alle möglichen Gedanken durch den Kopf, warum man mich entführt haben könnte. Keiner davon ist beruhigend.

»Das kann ich nicht«, sagt er.

War das Entsetzen in seinen Augen tatsächlich nur gespielt? Ich zerre an meinen Fesseln, die aus Plastikbändern zu bestehen scheinen, wie die Polizei sie heute benutzt. Die Ränder schneiden in meiner Haut. »Natürlich können Sie das«, erwidere ich.

Eine Tür wird geöffnet und etwas Licht stiehlt sich unter meine Augenbinde. »Habla español, Señora?«

Ich verstumme.

»Hey.« Jemand tritt mir gegen den Fuß. »Ich rede mit Ihnen.«

»Mein Mann leitet eine Bank«, sage ich, meine Stimme ist kaum mehr als ein Quieken. »Wenn Sie Geld wollen, kann er es besorgen.«

Plötzlich beginnen zwei Männer auf Spanisch zu streiten. Ein irres Stakkato rollender Rs, und das Einzige, was ich verstehe, ist mein Name. Die Stimmen gehen weiter unermüdlich aufeinander los, bis plötzlich das Geräusch eines klatschenden Schlages sie beide zum Schweigen bringt.

Finger greifen an meinem Hinterkopf nach der Augenbinde und zerren sie mir vom Kopf. Ich blinze in den halbdunklen Raum und versuche, durch meine Tränen, die ich mir nicht fortwischen kann, etwas zu erkennen. Es scheint Abend zu sein, aber vielleicht geht die Sonne auch gerade auf.

Wo bin ich? Weiße Steinwände. Ein schmales Bett mit einer rotgelben Aztekendecke darauf, handgemachte Kissen in Rot und Orange, so wie sie am Strand verkauft werden. Die Decke

besteht aus einer Reihe niedriger Balken. Eine Tür. Dicke Pinienbretter voller Astlöcher. Sie steht leicht offen und führt in einen Flur. Durch den Spalt sehe ich etwas auf den Terrakottafliesen liegen. Ein Spielzeug. Der Würfel eines Kinderalphabets. D.

»Also.« Derjenige, der mir die Augenbinde abgenommen hat, tritt vor. Ich blicke lang genug auf, um zu erkennen, dass es nicht Benicio ist. Dieser Mann hat kurzes Haar und einen mächtigen Brustkorb. Der Kopf eines heulenden Wolfs ist auf seinen rechten fleischigen Oberarm tätowiert. Wir sehen uns in die Augen, mein erster Gedanke ist, dass ich dieses Gesicht schon einmal gesehen habe. Uns beiden ist klar, dass ich ihn identifizieren kann. Das ist kein gutes Zeichen.

»Celia«, sagt er in einer Weise, dass ich eine Gänsehaut bekomme.

»Lassen Sie mich gehen. Ich werde niemandem etwas verraten.« Es klingt dämlich, selbst in meinen Ohren.

Der Mann lacht. Heiser. Er scheint viel zu rauchen.

»Bitte. Ich habe einen Sohn, der mich braucht.«

»Wir wissen, was du hast, Celia. Wir wissen alles über dich.« Er versucht nur, mich zu beeindrucken. »Warum haben Sie dann gefragt, ob ich Spanisch spreche?«

»Du bist ein cleveres Mädchen, nicht wahr? Hast als Klassenbeste abgeschlossen. Am Reed College, oder?«

Mein Hirn arbeitet auf Hochtouren, um zu begreifen, wie er das wissen kann.

»Und hübsch. Genau wie Benicio gesagt hat.«

Meine Brust zieht sich zusammen, presst den Atem aus meinen Lungen. »Was wollen Sie von mir?« Ich starre auf das Bett, sage mir, dass ich atmen muss.

»Du weißt genau, was wir von dir wollen.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden.«

»Vielleicht wird alles klarer, sobald dein Mann hier ist.« Panik durchfährt mich. Die Bank ist einmal ausgeraubt worden. Jonathon war mit einer Waffe bedroht worden. Als die Polizei kam, weinte der Räuber und Jonathon, der mit sanfter Stimme verhandelt hatte, hielt die Waffe in der Hand. Es war einfacher, als ich erwartet hatte, sagte er am Abend, als sei es ein ganz normaler Tag gewesen. Aber Jonathon wird unter keinen Umständen in der Lage sein, diesen Leuten auszureden, was immer sie auch im Schilde führen. Und die Vorstellung, dass sie auch Oliver entführen könnten, trifft mich mit einer Wucht, die mich fast ohnmächtig werden lässt. »Wenn Sie meinen Sohn auch nur anrühren, bringe ich Sie um!«, schreie ich und zerre an meinen Fesseln.

Der Mann lacht. »Ich glaube, er hat dich unterschätzt. Du wirst uns ziemliche Schwierigkeiten machen, nicht wahr?«

»Wovon reden Sie?«

»Du bist sehr lebhaft«, sagt er und lacht kurz. »Ich mag das. Bereit, deine Familie mit deinem Leben zu verteidigen. Das ist mehr, als ich von manchen anderen Leuten behaupten kann. Ist es nicht so, Benicio?«

Links von mir ist ein kleines Fenster in den Stein gehauen und vergittert. Wie im Gefängnis. Draußen an einem Baum hängt wie ein riesiger, bösartiger Tumor eine Bananenstaude.

Links neben dem Fenster sitzt Benicio auf einen Stuhl, keine drei Meter von mir entfernt. Er ist gefesselt. Auf seiner rechten Wange ist der rote Abdruck einer Hand zu erkennen.

Abrupt wende ich mich wieder dem Mann an meiner Seite zu.

»Was?« Er lacht. »Bist du überrascht, dass dein Freund gefesselt ist?«

Ich bin nur noch verwirrter. Wenn Benicio nicht zu diesen Männern gehört, dann hat er mich tatsächlich auf Jonathons Bitte hin gesucht. Und wenn das der Fall ist, ist Oliver wirklich etwas passiert.

»Wo ist mein Sohn?«, frage ich Benicio flehend.

Er hebt seinen Blick zu dem Mann. Dann sieht er wieder mich an und schüttelt den Kopf. »Ich weiß nichts über Ihren Sohn.«

»Wie meinen Sie das? Warum hat Jonathon Sie dann gebeten, mich zu suchen?«

»Hat er nicht«, erklärt der Mann, packt mein Haar und zieht mir den Kopf in den Nacken. »Das war ich.«

Das Blut in meinen Armen und Beinen fließt nur träge, meine Füße und Hände schmerzen und sind gleichzeitig taub. Meine Knöchel schwellen in den Fesseln. Das verschwitzte Gefühl, dort wo die Plastikstreifen in meine Haut schneiden, wird jedes Mal etwas gekühlt, wenn sich die Luft im Raum bewegt, was nur selten geschieht. Es ist heiß. Fünfundzwanzig, dreißig Grad. Der frische Duft von Zitronen weht kurz zum Fenster herein und verschwindet genauso schnell wieder. Benicio scheint eingeschlafen zu sein.

Irgendwo habe ich mal gelesen, dass es bei einer Entführung auf die ersten zwölf Stunden ankommt. Findet man das Opfer nicht innerhalb dieser Zeit, sind die Aussichten düster. Ich habe keine Ahnung, wie lange ich schon dort bin. Meine Hände, meine Beine, mein ganzer Körper zittert, als sei er in Eis gebettet. Ich kann einfach nicht stillhalten, selbst dann nicht, als mein Verstand versucht, mich mit alltäglichen Gedanken an zu Hause zu beruhigen. Die Terrasse fegen, neue Blumenerde für den Garten bestellen. Es ist Frühling und wenn wir zurückkommen, werden der Flieder und die Narzissen in voller Blüte stehen. Der Garten wird vor Farbenpracht geradezu explodieren. *Wenn* wir nach Hause kommen.

»Benicio«, flüstere ich. Sein Kinn ist ihm auf die Brust gesunken. »Benicio.« Er rührt sich nicht.

Ich bin fast vierzig. Die Tatsache, dass ich nicht nackt und gespreizt an ein Bett gefesselt aufgewacht bin und in meinen Adern kein Heroin kreist, bringt mich auf den Gedanken, dass es sich bei diesen Leuten wahrscheinlich nicht um einen Sexring handelt. Auf der anderen Seite, was weiß ich schon über Sexringe? Handelt es sich dabei überhaupt um das, was man ihnen immer unterstellt? Vielleicht sind diese Leute ja auch

Rebellen. Aber ich sehe nirgendwo irgendwelche Propaganda. Keine Plakate, wofür sie kämpfen. Die einzige andere Erklärung, die mir noch einfällt, ist, dass sie zu einem Drogenkartell gehören. Aber was wollen sie dann mit einer Lektorin aus Portland in Oregon? Lösegeld, um damit eine Missernte auszugleichen oder irgendwelche Feinde auszuzahlen, wer weiß das schon? In den Nachrichten habe ich gesehen, wie skrupellos diese Leute geworden sind. Sie schlagen Menschen die Köpfe ab und stellen sie aufgespießt auf eisernen Zaunpfählen mitten auf Marktplätzen aus. Sofort sehe ich meinen eigenen Kopf auf der ganzen Welt in den Nachrichten und mir wird schon wieder schwindlig. Auf was für ein Leben kann Oliver hoffen, wenn seine Mutter ihm ein derartiges Erbe hinterlässt?

Ich zittere so heftig, dass meine Zähne klappern.

Sie müssen bereits gewusst haben, dass Jonathon eine Bank leitet. Sie müssen uns schon ausgewählt haben, bevor wir überhaupt angekommen sind. Benicio. Er arbeitet in der Ferienanlage. Er könnte etwas über uns herausgefunden haben.

Meine Lippen sind trocken und rissig. Ich habe Durst und alles in mir fühlt sich irgendwie sandig an. Meine Knöchel, meine Handgelenke, meine Kehle, meine Augen. Seit ich joggen war, habe ich noch keinen Schluck getrunken. Ganz zu schweigen von den Stunden, in denen ich jetzt schon an den Stuhl gefesselt bin. Mein Körper zittert ununterbrochen. Ich habe das Gefühl, weinen zu müssen, aber es bildet sich keine einzige Träne.

Wenn ich diesen Urlaub doch nur abgelehnt hätte. Wenn ich doch nur im Apartment geblieben wäre, eine Zeitschrift gelesen und Frühstück gemacht hätte. Wenn ich nicht schwimmen gegangen wäre oder gestern am Pool nicht mit Benicio gesprochen hätte. Es ist so leicht, eine scheinbare Kleinigkeit

für alles verantwortlich zu machen. Nicht durch das Fernglas eines Mannes zu sehen, nicht im Ozean schwimmen zu gehen, einen Schuh schneller zuzubinden, langsamer, über einen Schnürsenkel zu stolpern, der aufgegangen ist.

»Benicio!«, flüstere ich so laut ich kann. Warum zum Teufel ist er auch gefesselt? Er rührt sich nicht und ich glaube langsam, dass er betäubt worden ist.

Ich zische wie eine Schlange und er murmelt irgendetwas auf Spanisch. Er hebt den Kopf, dann lässt er ihn wieder fallen, döst immer wieder ein. Erst als ich sehe, wie schnell die Strahlen der Sonne über das Fenstersims wandern, begreife ich, dass es mir nicht anders ergeht. Das Licht scheint sich innerhalb von Minuten zu verändern, doch in Wirklichkeit muss die Sonne länger gebraucht haben, um diese Strecke zurückzulegen.

Der Mann mit dem tätowierten Wolf auf dem Oberarm ist seit einiger Zeit nicht mehr im Raum gewesen. Ich höre ihn jetzt in einem anderen Teil des Hauses mit einer Frau sprechen. Die Frau sagt immer wieder: »Si, Leon. Si.« Hin und wieder scheinen sie sich zu streiten, aber wer weiß das schon? Als ich das erste Mal Deutschland besucht habe, war ich überzeugt, dass jede Unterhaltung ein Streitgespräch sei.

Die Frau lacht. Ihre Stimme klingt jung, klar. Entweder haben sie sich gerade wieder vertragen oder ich lag falsch, was den Streit anging.

»Benicio. Wach auf«, flüstere ich. »Bitte.«

Plötzlich reißt er den Kopf hoch und zieht tief die Luft ein, als sei er gerade aus einem Albtraum erwacht.

»Hey«, sage ich. »Warum sind wir hier? Was wollen die?«

Benicio sieht verwirrt aus, erschöpft. Er deutet mit dem Kopf in Richtung der Tür und dann auf mich. Dann schüttelt er ihn warnend.

»Wer sind diese Leute?«

Er windet sich, als würde ihm die Frage Schmerzen bereiten.

In dem Moment platzt eine Frau mit einem Glas Wasser in den Raum. Sie trägt eine Shorts in Tarnfarben, ein schwarzes Tanktop und Flipflops. Sie kann nicht älter als zwanzig sein. Sie ist wirklich fast noch ein Kind. Kaum älter als Oliver. Sie ist hübsch, ihr langes Haar dunkel, aber nicht ganz schwarz. Ihre Wangenknochen stehen weit auseinander und ihre Augen sind groß und bernsteinfarben wie Benicios.

Sie setzt das Glas an meine Lippen und sagt, ich solle trinken. Ihr Akzent ist stärker als der der Männer. Ich schlucke gierig, das meiste Wasser läuft über mein Kinn und auf mein Shirt. Das kühle Nass tut gut auf meiner verschwitzten Haut. Sofort verkrampft sich mein Magen. Ist irgendwas in dem Wasser? Oder habe ich einfach nur so viel Angst?

»Isabel«, sagt Benicio.

Die Frau sieht ihn nicht an, aber ihr Gesichtsausdruck macht deutlich, dass er nicht mit ihr reden sollte.

Ich trinke den Rest des Wassers und die Frau senkt das Glas.

»Können Sie bitte meine Hände losbinden?«, frage ich und hoffe auf ein wenig weibliches Mitgefühl. »Ich sitze jetzt hier seit Stunden so. Es tut weh. Bitte. Sie können ja die Tür abschließen. Ich muss mich nur mal eine Sekunde bewegen.«

Die Frau schlägt mir so hart ins Gesicht, dass mein Kopf zur Seite fliegt.

»Himmel!«

»Halt die Klappe«, sagt Isabel.

»Isabel!«, schreit Benicio. Ich erkenne eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den beiden. Bruder und Schwester? Gehört der Wagen, den Benicio gefahren hat, wirklich seinem

Cousin? Ist Leon sein Cousin?

Benicio sagt etwas auf Spanisch zu Isabel. Sie sieht nicht in seine Richtung, nicht einmal, als er immer angestregter klingt. »Por favor!« Mehr verstehe ich nicht. Das leere Glas in Isabels Hand zittert.

Ein Kleinkind kommt durch die offene Tür gekrabbelt. Isabel dreht sich um, als es einen Laut von sich gibt, dann fährt sie genauso schnell wieder herum und wirft das Glas an die gegenüberliegende Wand, wo es zersplittert. Der kleine Junge plumpst auf seine Windel. Er steckt den Buchstabenwürfel in den Mund, späht in den Raum und fängt an zu weinen, bevor Hände erscheinen, ihn ergreifen und die Tür zuschlagen.

Isabel zieht eine Pistole, die hinten im Bund ihrer Shorts gesteckt hat, und richtet sie auf Benicio. Bis zu diesem Moment hatte er auf sie eingeredet.

Die Waffe bebt in ihrer zitternden Hand.

»No hablan!«, sagt sie zu Benicio. Er schweigt.

Dann richtet sie die Pistole auf mich. »Nix reden. Verstehen, Chica?«

Ich nicke. Vor mir läuft kein Lebensfilm ab. Ich bettle nicht um Gnade. Ich denke nicht einmal an meine Familie. Stattdessen bin ich völlig unbeeindruckt von der Möglichkeit, eine Kugel in die Stirn zu bekommen. Eigentlich möchte ich nur wissen, warum man mich ausgewählt hat. Haben sie bereits gewusst, dass mein Mann Leiter einer Bank ist? Hat allein die Tatsache, dass er Amerikaner ist, ihn interessant gemacht? Ist es einfach Pech? Bin ich zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen? Es muss mehr dahinter stecken. Sie wissen, wer ich bin, auf welchem College ich war, offensichtlich kennen sie sogar meinen Notendurchschnitt. Damit bin ich wieder bei Benicio. Er könnte sich diese Informationen über unsere Adresse, unsere

Kreditkartennummern, irgendwie so besorgt haben. Aber wenn er mit den anderen unter einer Decke steckt, warum ist er dann auch gefesselt?

Ich bin mir inzwischen sicher, dass irgendetwas in dem Wasser war. Ich fühle mich betrunken und sogar ein wenig entspannt, aber vor allem habe ich den Eindruck, dass man mir Blei in die Knochen gefüllt hat. Um mich herum scheint der Raum zu zerfließen. Es kommt mir vor, als sei mitten am Nachmittag plötzlich tiefe Nacht hereingebrochen und ich könne im Augenblick nichts anderes tun, als zu schlafen.

Als ich wieder aufwache, ist es tatsächlich Nacht. Vor dem Fenster ist es so dunkel, dass ich zuerst glaube, jemand habe ein Tuch davor gehängt. Dann erkenne ich den Umriss der Bananenstaude. Ich schätze, es muss zwei, vielleicht drei Uhr morgens sein. So weit im Süden beginnt die Sonne bereits gegen halb sechs aufzugehen. Wahrscheinlich hat man mich vor fast vierundzwanzig Stunden entführt. Vielleicht ist es auch schon länger her.

Leon betritt den Raum und beginnt, mich loszubinden. »Sch!«, zischt er. Er riecht nach Kaffee und Zigaretten. Ich wage es nicht, den Mund aufzumachen. Vielleicht bereitet er jetzt den Austausch vor, gegen was auch immer er für mich bekommt.

Ich stelle mir Jonathon am Ende einer sandigen, verlassenem Straße vor, mit einem Aktenkoffer voller Geld. Ich würde alles dafür geben, Jonathon in diesen lächerlichen Sandalen zu sehen. Oder Oliver zu beobachten, der sich mit seiner Sonnenbrille gegen mich abschirmt, während in seinen Ohren Musik dröhnt.

Leon gibt mir ein Stück zähes Brot. Mein Mund ist ausgetrocknet, aber ich bitte nicht um Wasser. Schnell esse ich, zwingt die Stücke meine wunde Kehle hinunter. Ich spüre seine Ungeduld.

«Steh auf.» Er zerzt mich auf die Füße und meine Knie geben nach. Jeder Muskel in meinem Körper schmerzt und vor meinen Augen dreht sich alles. Meine Füße waren seit Stunden eingeschlafen. Sie sind nutzlose Stummel an meinen Beinen.

Ich versuche, einen Blick hinüber zu Benicio zu werfen, aber Leon reißt mich an sich und zwingt mich, aufrecht stehen zu bleiben. Sobald ich einigermaßen mein Gleichgewicht wiedergefunden habe, zieht er mich in den Flur und von dort in

ein kleines Badezimmer. Sand bedeckt den kalten Steinboden und die kleinen Körner fühlen sich unter meinen Füßen wie Glassplitter an. Er kommt mit mir herein und schließt die Tür. Wir stehen nur Zentimeter voneinander entfernt in der Dunkelheit. Die kalte Toilettenschüssel berührt meine Waden. Der ganze Raum stinkt nach Schwefel aus dem Abwasserrohr.

»Pinkel«, sagt er.

Ich rühre mich nicht.

»Jetzt.«

Ich ziehe meine Hosen herunter und setze mich auf die Toilette. Kaum ein Tropfen verlässt meinen ausgetrockneten Körper. Ich wische mich ab und ziehe meine Shorts wieder hoch, während ich aufstehe.

»Nein«, sagt er. »Zieh dich aus.«

Ich rühre mich nicht.

»Jetzt«, sagt er.

Ich fange an zu weinen.

Er zerrt meine Shorts und mein Bikinihöschen nach unten. Er reißt mir das Shirt über den Kopf und ich schreie auf, obwohl ich versuche, es nicht zu tun. Er schlägt mich ins Gesicht, wenn auch nicht so hart wie Isabel. »Halt den Mund«, sagt er. Er zieht die Schleife an meinem Bikinioberteil auf und einen Moment später liegt es am Boden. Ich zittere am ganzen Körper. Ich kann nicht aufhören zu weinen.

»Ruhe!«, flüstert er nicht besonders leise. Und dann steht er einfach da. Noch mehr Psychospielchen. Lass mich nur schwitzen. Damit mir auch ganz klar wird, was als Nächstes kommt.

»Muy linda«, sagt er und grinst.

Wir stehen eingeklemmt zwischen der Tür und der Toilette. Ich

zittere so heftig, dass meine Brüste sein Shirt streifen.

Mit den Fingerspitzen streicht er über meine Schläfe, meine Wange, meinen Hals, mein Schlüsselbein. Es könnte sich genauso gut um eine giftige Schlange handeln, so sehr fürchte ich mich. Er packt meinen Arm und schiebt mich in Richtung Dusche. Mit der freien Hand dreht er sie auf und drückt mich unter den eiskalten Strahl. Er versetzt mir einen Schlag auf meinen nackten Hintern, wie einer Kuh, die ins Schlachthaus getrieben wird.

Ich unterdrücke einen Schrei und gebe nur ein ersticktes Stöhnen von mir.

»Noch einen Ton und ich erschieße dich.«

Irgendwo im Haus ist eine Rauferei zu hören, dann gibt es einen dumpfen Schlag, als würde jemand gegen eine Wand prallen. Ein Mann schreit vor Schmerz. Ich verkneife mir jeden Laut und beginne zu beten. Noch nie in meinem Leben habe ich mir mehr gewünscht, dass diesen Schrei nicht Jonathon ausgestoßen hat oder, der Herr möge es verhüten, Oliver.

»Nimm die Seife und wasch dich«, sagt Leon.

Zitternd fahre ich mit den Händen über meinen Körper. Die Seife brennt an meinen aufgescheuerten Handgelenken und Knöcheln. Sie gibt nicht viel Schaum her, und ich hoffe, Leon sieht, dass es an der Seife liegt und nicht an mir. Ich gebe jedenfalls mein Bestes.

Er dreht das Wasser aus, noch bevor ich die Seife vollkommen abspülen kann. Er zieht mich aus der Dusche, reicht mir ein Handtuch. Während ich mich nervös abtrockne – die Intimität der Situation ist mir peinlich –, nimmt er einen Stapel Kleidung von einem Regal, das mir bisher gar nicht aufgefallen ist. »Zieh das an.«

Es sind meine eigenen Sachen aus meinem Koffer.

Unterwäsche, BH, Shorts und eine ärmellose weiße Bluse, die Jonathon immer an mir geliebt hat. Ich will schreien, eine Erklärung erbetteln. Aber das Entsetzen über die möglichen Zusammenhänge macht mich stumm. Ich tue, was man mir gesagt hat, erleichtert und gleichzeitig entsetzt von dem vertrauten Duft meines Waschmittels.

Leon schiebt mich zurück in das Zimmer, aber dieses Mal fesselt er mich nicht. Er geht hinaus, schließt die Tür und verriegelt sie.

In der Ferne höre ich einen Hahn krähen. Die Sonne steigt über dem Horizont auf und taucht den Raum in ein sanftes orangefarbenes Licht.

»Benicio?«

Ich sehe den leeren Stuhl. »Benicio?« Ich bin allein. Sie haben ihn fortgebracht und jetzt begreife ich, dass er der Mann war, den ich habe schreien hören.

Ich lege mich aufs Bett und krieche unter die Decke. Ich zittere, als hätte ich einen Krampfanfall. Ich bin sicher, dass ist der Schock. Eine Heldin in einem Roman von Joella Lundstrum überlebt ein Erdbeben und muss dann erfahren, dass ihr einziges Kind direkt neben ihr von einem Balken erschlagen worden ist. Die Frau glaubt, sie wird niemals wieder aufhören zu zittern. Sie wird nie wieder Ruhe finden.

Ich starre hinauf zu den Balken an der Decke und schwöre, wenn man mich gehen lässt, werde ich mein ganzes Leben ändern. Ich werde niemals wieder Oliver gegenüber meine Stimme erheben. Er ist nur ein Junge, der sich durch die Pubertät kämpfen muss. Ich werde keinen Tag mehr vergehen lassen, an dem ich Jonathon nicht sage, dass ich ihn liebe, weil ich das wirklich tue, auch wenn es nicht die Art von Liebe ist, die bei mir Herzklopfen auslöst. Ich werde öfter mit dem Sex

anfangen. Ich werde das Haus sauberer halten. Ich werde ehrenamtlich bei irgendeiner Wohltätigkeitsveranstaltung mitmachen, mehr darüber nachdenken, was ich für die Welt tun kann, anstatt darüber, was sie für mich tun kann.

Ich döse wieder ein, bin halb wach und schlafe halb. Ich bin am Pool. Benicio lacht über den kleinen hellen Hund. Dieses Mal gehe ich schwimmen. Benicio beobachtet mich, als ich in das tiefblaue Wasser springe und bis hinunter auf den gekachelten Boden tauche. Mit den Fingerspitzen fahre ich darüber, in der Mitte sind die Kacheln glatt, ihre Ecken dagegen spitz, und sie drängen sich eng aneinander. Und dann weiß ich aus irgendeinem Grund plötzlich nicht mehr, wie man schwimmt. Ich glaube nicht, dass ich es überhaupt je gekonnt habe, und bin wütend auf mich selbst, weil ich ins Wasser gesprungen bin.

Ich höre Stimmen. Da sind Leute, die mir helfen können. Dann wieder Stille, ich höre nur noch meinen eigenen röchelnden Atem. Ich bin mir unsicher, was ist Traum, was Wirklichkeit? Der Pool oder dass ich auf dem Bett sitze?

Ich werfe einen Blick zum Fenster. Die Bananenstaude, der Raum, alles sieht genauso aus wie vorher, obwohl ich es jetzt von der anderen Seite aus betrachte. Der Stuhl, auf den ich gefesselt war, ist immer noch leer, die Seile und die Augenbinde liegen auf dem Sitz und am Boden. Auch Benicios Stuhl in der Ecke ist leer.

Diesmal bin ich mir sicher, dass die Stimmen real sind. Mehrere Männer, eine Frau, vielleicht zwei.

Die Tür fliegt auf und Benicio kommt in den Raum gestolpert. Zwei kräftige Arme schieben ein Tablett hinter ihm herein. Darauf stehen Kuchen und zwei Becher mit Kaffee, von dem der meiste allerdings verschüttet ist. Die Tür wird wieder zugezogen und verschlossen.

Benicios Wange ist geschwollen und rot, er blutet aus einem Nasenloch. Das Blut läuft über sein Kinn und tropft auf sein Shirt. Er ist immer noch umwerfend attraktiv und steht mitten im Raum, als würde er posieren – wie ein Schauspieler in der Rolle eines Kriegers, der gerade eine Schlacht verloren hat. Prüfend schiebt er seinen Kiefer von einer Seite zur anderen und berührt seine Wange.

Mir ist der Mund offen stehen geblieben. Ich habe immer noch mit der Erkenntnis zu ringen, das Benicio anstelle von Jonathon oder Oliver geschlagen worden ist. Ich bin erleichtert und versuche, mein schlechtes Gewissen deswegen herunterzuschlucken. Dann gehe ich zu ihm, greife nach seinem Arm und ziehe ihn neben mich auf die Matratze. Er setzt sich und tastet seinen Kopf ab, als suche er nach Beulen.

Ich nehme eine Ecke der Decke und wische ihm das Blut vom Kinn. »Sind Sie okay?«

Er starrt auf die beiden Stühle und ich frage mich, ob er eine Gehirnerschütterung hat.

»Sie haben uns losgebunden«, sage ich. »Und mich gezwungen zu duschen. Bedeutet das, sie werden uns freilassen?«

Benicio lacht und seine Hand schnell zu seiner Nase. Sie blutet erneut. Er legt den Kopf in den Nacken und entblößt damit seinen glatten Hals. »Nein«, sagt er. »Sie werden uns nicht freilassen.«

Wieder wische ich ihm das Blut fort. Sein Adamsapfel hüpf, beruhigt sich dann aber unter meiner Berührung.

»Sagen Sie mir, was die von uns wollen«, bitte ich, doch wenn Benicio in diesem Moment geantwortet hätte, wäre mir Jonathons Stimme nicht aufgefallen, die aus einem anderen Raum ertönt. Ich bin so begeistert, so überwältigt von dieser

Erkenntnis, mir fällt im ersten Moment fast nicht auf, dass Jonathon Spanisch spricht.

Jonathon und ich lernten uns wenige Tage nach dem Tod meiner Mutter kennen. Ich war zu ihrer Bank gegangen, der *Pacific Savings and Trust*, um alle Papiere zu unterzeichnen, was ihre Konten anging. Meine Augen brannten, so viel hatte ich geweint. Nun war ich offiziell ganz allein auf der Welt. Jedenfalls gab es keine Familie mehr, die irgendwie erwähnenswert gewesen wäre. Erst einen Monat zuvor hatte ich mich von meinem Freund getrennt – eine Entscheidung, die ich in den Tagen vor der Beerdigung meiner Mutter bereute. Der Mann war einfach nicht der richtige für mich gewesen. Ich wusste das, aber er hatte drei Brüder und zwei Schwestern gehabt, und mit allen hatte ich mich besser verstanden als mit ihm. Ich wurde einfach den Gedanken nicht los, wie schön es gewesen wäre, sie jetzt alle während der Ferien um mich zu haben. Sie in der Bank bei mir zu haben.

Ich unterschrieb alle Formulare, nachdem ich den vor meinen Augen verschwimmenden Text kurz überflogen hatte. Der Anblick der zackeligen Unterschrift meiner Mutter reichte aus, um mich erneut in Tränen ausbrechen zu lassen. Meine Sicht war verschwommen, meine Augen zu müde, um etwas zu erkennen. Ich war abgelenkt und irgendwie unfähig, das seltsame Gefühl abzuschütteln, dass jemand mich beobachtete. Ich dachte, es sei meine Mutter, die aus dem Jenseits auf mich herabblickte und meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, um mir Ratschläge zu geben, wie ich auf einem Markt handeln sollte, der mich nicht interessierte – und für den sie, laut ihrem Anwalt, ebenfalls kein besonders gutes Händchen gehabt hatte. Doch als ich mir die Tränen fortwischte, bemerkte ich im Augenwinkel einen Mann in einem dunkelgrauen Anzug. In regelmäßigen Abständen massierte er mit den Fingerspitzen

seine Schläfe, als wolle er die Gedanken dahinter beruhigen. Er sortierte Papiere, doch das wirkte nicht sonderlich überzeugend. Als ich mich erhob, um zu gehen, trat er hinter seinem langen Schreibtisch hervor und stellte sich als Leiter der Bank vor. Er sagte mir, wie sehr ihm mein Verlust leidtäte. Er hatte meine Mutter Gilion gekannt, natürlich nur oberflächlich, aber er wollte mich wissen lassen, dass er sich immer über ihr fröhliches Wesen und all ihre Gespräche über den Aktienmarkt gefreut hatte. Meine Mutter ~~war~~ fröhlich gewesen, ein Wort, das ich bis zu diesem Moment noch nie mit ihr in Verbindung gebracht hatte. Sie war tatsächlich fröhlich gewesen, mit einem großen Herz und voller mütterlicher Liebe, und ohne jede Vorwarnung hatte ein gieriger und grausamer Krebs sie mir entrisen.

Jonathon und ich heirateten vier Monate später während einer kleinen Feier im Garten des viktorianischen Hauses, das wir wegen seiner langen Geschichte gekauft hatten, und wir schlossen alle Familien, die dort im Laufe der Jahrhunderte gelebt hatten, in unser Herz, als seien sie unsere eigene. Es war Sommer, die Natur stand in voller Blüte, der Duft von Jasmin und Heckenkirschen hing in der Luft. Jonathon war, genau wie ich, ein Einzelkind. Und ebenfalls Waise. Es gab also keine Familie, die uns geraten hätte, uns etwas mehr Zeit zu lassen. Niemand, der vorschlug, uns erst besser kennenzulernen, bevor wir einen so wichtigen Schritt taten. Niemand fragte uns, ob wir uns sicher seien, diese Ehe wirklich zu wollen. Freunde, sowohl seine als auch meine, waren übergücklich, dass wir endlich einen Partner gefunden hatten. Jemanden, der freundlich und ansehnlich war und sein eigenes Geld verdiente. Der dafür sorgte, dass keiner von uns mehr allein war.

* * *

Ich mache einen Satz zur Tür. Mein Herz schlägt mir im Hals, das Blut rauscht in meinen Ohren, ich kann kaum verstehen, was gesagt wird. Aber ich bin mir sicher, dass Jonathon da draußen ist, nach achtzehn Jahren Ehe ist mir seine Stimme viel zu vertraut, genau wie sein typisches Räuspern. Es ist, als würde jemand eine rote Fahne zwischen lauter weißen schwingen. Ich erstarre innerlich. Was zum Teufel ist da los?

Benicio hebt das Tablett mit dem Essen auf und trägt es zum Bett.

»Es ist Jonathon!«, sage ich. Vielleicht kann er unseren Entführern die Waffen abnehmen, so wie er es bei dem Bankräuber getan hat.

Benicio nippt an seinem Kaffee.

»Haben Sie mich gehört?«

»Pero concordamos«, sagt Jonathon, oder irgendetwas in der Art.

»Kommen Sie her!«, fordere ich Benicio auf. »Übersetzen Sie mir, was er sagt.«

Benicio durchquert den Raum und legte sein Ohr an die Tür.

»Pero concordamos.« Da war es wieder.

»Was bedeutet das?«

Benicio legt einen Finger auf die Lippen.

Das Gespräch wird weiter auf Spanisch geführt, was mir nicht so wichtig erscheint wie die Tatsache, dass Jonathon sich in diesem Haus befindet, in diesem Moment. Die meiste Zeit redet ein anderer Mann. Nach ungefähr einer Minute verstummen die Stimmen.

»Was haben sie gesagt?«, frage ich.

»Setzen wir uns doch erst mal und essen was.«

»Was? Sagen Sie mir jetzt, worüber die gesprochen haben!«

Ich rüttelte an dem Türknauf. »Jonathon!« Ich kann mich nicht länger beherrschen und trommele mit den Fäusten gegen die Tür. Dieser Albtraum muss endlich ein Ende haben. Ich spüre schon, wie es sein wird, in seinen Armen zu liegen, seine Bartstoppeln an meiner Stirn, den vertrauten Duft seines Rasierwassers in der Nase.

»Jonathon! Ich bereue es, nicht schon früher geschrien zu haben, um ihn wissen zu lassen, dass es mir gut geht. Vielleicht weiß er nicht einmal, dass ich hier bin.

Benicio geht zurück zum Bett und setzt sich hin. Dann beißt er ein Stück von dem Kuchen ab.

Stille. Die Stimmen sind verschwunden. Man hört nur, wie ein Eisentor geschlossen wird, dann entfernt sich ein Auto. »Jonathon!« Ich fange an zu heulen. »Ich bin hier! Hol mich raus!«

»Bitte«, sagt Benicio. »Sie müssen etwas essen.«

Ich laufe zum Fenster und spähe hinaus. Außer Bananenbäumen und Palmen, verdorrtm Gras und ein paar Hügeln in einiger Entfernung kann ich nichts erkennen. In einem ausgetrockneten Flussbett fließt ein schmales Rinnsal dahin. Hühner picken am Ufer.

Ich gehe zum Bett und baue mich vor Benicio auf, die Fäuste in die Hüften gestemmt. Inzwischen ist die Sonne vollständig aufgegangen und seine Augen leuchten wie die einer Katze.

»Das war mein Mann. Ich bin mir absolut sicher, es war seine Stimme.«

Benicio kaut und nickt, ohne mich anzusehen.

Ich fahre mir in die Haare und zerre an den Wurzeln, während ich im Kreis laufe, wobei ich dem Glas aus dem Weg gehe, dass Isabel an der Wand zerschmettert hat. Ich habe das Gefühl, rostige Zahnräder im Kopf zu haben, die sich verzweifelt

bemühen, ihre Aufgabe zu erfüllen, doch meine Gedanken sind wie gelähmt und fügen sich nur quälend langsam zu einem Bild zusammen. Seit der Highschool hat Jonathon kein Spanisch mehr gehabt. Wir haben uns erst darüber unterhalten, als Oliver sich letztes Jahr für Japanisch entschieden hat.

Mitten im Raum bleibe ich stehen und drehe mich zu Benicio um. »Sagen Sie mir alles, was Sie verstanden haben.«

Ein kleines Lächeln umspielt seine Mundwinkel. Vielleicht wäre es deutlicher, wenn seine Wange nicht so geschwollen wäre. Vielleicht wäre es dann aber auch überhaupt kein Lächeln. Es könnte auch ein Ausdruck des Mitleids sein, der vom Schmerz verzerrt ist. »Bitte«, sagt er und klopft neben sich auf das Bett.

Welche Wahl habe ich schon? Er weiß verdammt viel mehr als ich. Ich hole tief Luft und lasse mich neben ihm nieder.

Er reicht mir einen blauen Becher mit Kaffee. »Wenn er kalt ist, schmeckt er fürchterlich.« Ich spüre seine Finger unter meinen. Sie sind warm und überraschend weich für die eines Gärtners. Unsere Blicke treffen sich und irgendein Funke springt über. Ich übergehe es. Das hat ganz bestimmt nichts zu bedeuten. Hier ist kaum der richtige Ort für so was. Und schon gar nicht der richtige Zeitpunkt. Doch es funkt schon wieder. Ich drehe mich zum Fenster und schlürfe meinen Kaffee.

»Der Kuchen ist von der französischen Bäckerei hier in der Stadt«, sagt er.

»Verdammt noch mal!« Ich wende mich ihm wieder zu. »Sagen Sie mir endlich, worüber die gesprochen haben!«

»Okay. Wir können ja etwas essen und dabei reden.«

Es ist ein Gefühl, als würde man über einem Abgrund baumeln, zwischen einer Realität und einer anderen. Ich werfe einen Blick auf die Aprikosentörtchen. Im Kopf mag ich ja völlig verwirrt sein und von quälender Furcht gepeinigt, aber mein Körper schreit

nach Nahrung. Der erste Bissen von diesen Törtchen ist das Beste, was ich jemals in meinem Leben gekostet habe. Ich spüle ihn mit dem starken Kaffee hinunter. Dann verschlinge ich den Kuchen mit der Gier eines Hundes.

»Wie gut kennen Sie Ihren Mann?«, fragt Benicio.

Ich höre auf zu kauen. Jonathon ist ein kluger Mensch. Aber Schulspanisch? Wenn ich nach dem Rhythmus gehe, mit dem er gesprochen hat, würde ich sagen, er beherrscht es fließend. Ist so etwas überhaupt möglich? Ich schlucke ein Stück Aprikose hinunter, an dem ich fast erstickt wäre. »Was ist das für eine Frage?«

Benicio zuckt die Schultern.

Ich schlucke erneut, denn ich spüre plötzlich einen Kloß im Hals. »Wir sind seit achtzehn Jahren verheiratet.«

»Eine lange Zeit.« Er beißt erneut von seinem Kuchen ab.

»Ja.«

»Aber das war nicht meine Frage.«

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Ihr Mann ist nicht der, für den Sie ihn halten.«

Furcht windet sich wie ein Wurm um das Aprikosentörtchen in meinem Magen. Jonathon hat sich in irgendwelche Schwierigkeiten gebracht. Die Bank. Investments. Die Nachrichten, die er auf seinem BlackBerry erhalten hat, das er dann quer durch den Raum geschleudert hat.

»Sie reden ganz schön anmaßend über zwei Menschen, die Sie nicht mal kennen.« In mir steigt die Wut auf. Wieder beiße ich ein Stück Kuchen ab und kaue darauf herum.

»Ich kann es in Ihren Augen sehen«, sagt er. »Irgendetwas ist Ihnen aufgefallen.«

Heftig stelle ich den Becher auf dem Tablett ab und lege auch

den Kuchen hin, dann gehe ich wieder zum Fenster. Es ist heiß, aber die Brise, die durch mein feuchtes Haar fährt, lässt mich erschauern. »Was auch immer hier los ist, es hat nichts mit meinem Mann zu tun«, sage ich, während mir gleichzeitig all die seltsamen Dinge durch den Kopf schießen, die er in letzter Zeit getan hat. Das könnte genau das sein, was Benicio will. Dass ich Verbindungen sehe, wo es in Wirklichkeit keine gibt.

Es muss eine Erklärung geben. Ich hebe eine nicht benutzte Plastikfessel vom Boden auf und binde mir das Haar zu einem Pferdeschwanz. Es ist nur eine Kleinigkeit, aber sie gibt mir das Gefühl, wieder etwas organisierter zu sein, mehr Kontrolle zu haben. »Sie treiben Psychospielchen mit mir. Oder ich tue es selbst. Vielleicht habe ich mir eingebildet, dass die Stimme meinem Mann gehört.« Ich drehe mich zu Benicio um. »Ist die Prellung auf Ihrer Wange überhaupt echt? Oder haben Sie sich extra fesseln lassen und ins Gesicht schlagen, um mein Vertrauen zu gewinnen oder irgend so einen Scheiß?«

Er hat den Blick gesenkt und nickt langsam. »Das da draußen war ihr Mann. Sie haben sich nicht getäuscht.«

»Sie haben Joella Lundstrum nie gelesen, oder?«

Er richtet sich auf und legt die flachen Hände auf seine Knie. »Alice Braun zerrt mit links einen ganzen Konzern vor den Kadi.«

»Das können Sie auch auf der Buchrückseite gelesen haben.«

»Und dann werden die Männer in den höchsten Positionen als erstes in die Knie gezwungen.« Ein Zitat, das ich aus der Mitte des Buches kenne. »Wollen Sie jetzt wirklich mit mir darüber streiten?«, erkundigt er sich.

»Mein Mann spricht kein Spanisch. Und selbst wenn er das täte, warum sollte ich dann noch hier sein, wenn er diesen Leuten längst gegeben hat, was sie wollen? Jetzt hören Sie mal.

Was haben die denn vor? Mich erschießen, vergewaltigen, mir den Kopf abschneiden oder alles zusammen?«

Benicio setzt seinen Becher ab, kommt herüber zu mir und bleibt nur Zentimeter vor mir stehen. »Ihr Mann ist schon früher hier gewesen.«

»Was?«

»Er kommt seit Jahren hierher. Das letzte Mal erst vor zwei Monaten.«

»Sie lügen.«

»Was hat er Ihnen gesagt, was er Ende Januar gemacht hat? Eine Geschäftsreise?«

»Er ist Leiter einer Bank«, sage ich, während mir fast die Stimme versagt. »Natürlich macht er Geschäftsreisen.«

»Ende Januar. Was hat er Ihnen gesagt, wo er da hinfährt?«

Ich fühle mich einer Ohnmacht nahe. Der Verband amerikanischer Bankiers in Vegas. Aber vielleicht wussten diese Leute das bereits von ihm und jetzt versucht Benicio nur, mich zu überzeugen, dass Jonathon in Wirklichkeit hier unten gewesen ist.

Ich fange mich wieder. »Was bedeutet *pero con*...irgendwas? Jonathon, wenn es denn Jonathon gewesen ist, hat das mehrfach gesagt.«

»Er wollte sichergehen, dass Leon Ihnen nichts getan hat.«

Benicio holt tief Luft.

Das klingt so richtig in meinen Ohren. Eine Welle der Erleichterung überrollt mich. Selbst wenn Jonathon tatsächlich in irgendetwas verwickelt ist – und ich bin noch nicht vollkommen überzeugt, dass dies zutrifft –, ist er doch hergekommen, um zu verhandeln. Er will sich davon überzeugen, dass es mir gut geht. Er arbeitet daran, mich freizubekommen.

»Ganz genau hat er zu Leon gesagt: ›Wir haben uns letzte Woche geeinigt, dass du ihr nichts tun wirst.«

Vielleicht ist bei der Übersetzung irgendein wichtiger Teil verloren gegangen.

»Außerdem hat er was von einer Reise in die Schweiz erwähnt.«

Die Schweiz.

Benicio packt meinen Arm, damit ich nicht zu Boden gehe.

Die warme Kleidung in Jonathons Koffer. Zu dieser Jahreszeit perfekt für die Schweiz. Fliegt Oliver auch? Oder wird er irgendwo anders festgehalten, so wie ich?

»Hören Sie mir zu«, flüstert Benicio eindringlich.

Ich weiche einen kleinen Schritt zurück. Er folgt mir und stützt mich immer noch. Plötzlich gleitet ein Schatten über sein Gesicht. Er scheint sich noch einmal zu überlegen, was er gerade sagen wollte. Fragend sieht er mir in die Augen. »Ich verstehe einfach nicht, wie ein Mann seiner Frau so etwas antun kann«, sagt er.

Einen Moment denke ich darüber nach, wie ungewöhnlich entspannt Jonathon an dem Morgen war, als wir abgefahren sind. Ein Mann, der in den Urlaub fliegen wollte. Das ergibt überhaupt keinen Sinn. Ich winde mich los und packe die Stäbe vor dem Fenster. »Gehen Sie weg. Sie denken sich das alles doch nur aus. Er hat vorhin etwas anderes gesagt.«

»Hören Sie.« Seine Stimme ist nur ein tiefes Flüstern. »Ich habe versucht zu verhindern, dass man Sie entführt. Darum bin ich auch hier.«

Ich kneife die Augen zusammen und schüttle den Kopf, um einen klaren Gedanken zu fassen. »Ich war in *Ihrem* Wagen, Benicio. *Sie* haben mich entführt.«

»Meiner Tante und meinem Onkel gehört das Ferienapartment, in dem Sie wohnen. Leon ist ihr Sohn. Er hat mir gesagt, dass Ihr Mann Sie sucht. Es war ein Notfall. Als er mir die Schlüssel für seinen Wagen gegeben hat, stand Ihr Mann vor der Apartmenttür und schien völlig außer sich zu sein. Deswegen habe ich Sie mitgenommen. Man hat mich genauso hereingelegt wie Sie. Und als ich begriff, was da eigentlich läuft, als die Sie aus dem Auto gezogen haben, habe ich versucht, sie aufzuhalten, aber dann haben sie mir das gleiche Tuch ins Gesicht gedrückt wie Ihnen, und als ich aufwachte, war ich genau wie Sie an einen Stuhl gefesselt.«

»Warum haben die mich nicht einfach selbst geschnappt? Warum hat man Sie geschickt?«

»Das ist kompliziert.«

»Halten Sie mich nicht für dämlich«, sage ich warnend. Aber genau das bin ich. Man sieht ja, wie leicht ich hereinzulegen bin.

»Leon versucht seit Jahren, mich dazu zu überreden, in das Familiengeschäft einzusteigen. Egal, wie das jetzt wirken mag, ich liege ihm am Herzen. Er möchte, dass es mir gut geht, dass ich eine große Familie habe und so weiter.«

»Was hat das damit zu tun, dass ...«

»In das Geschäft unserer Familie einzusteigen, ist nun wirklich das Letzte, was ich möchte.«

»Okay. Ich weiß aber immer noch nicht, wovon Sie reden.«

»Er hat gedacht, wenn er mich bei dieser Entführung zum Mittäter macht, kann er mich damit erpressen, und eines Tages, wenn ich das schöne Leben genieße, würde ich ihm schon noch dankbar sein. Ich weiß. Es ist kaum vorstellbar, dass jemand so etwas tut, wenn er einen unterstützen will. Sie müssen es mir einfach glauben.«

»Aber was hat das alles mit dieser ganzen Situation zu tun?«

»Wäre es Ihnen irgendwie gelungen zu entkommen, hätten Sie doch bezeugt, dass ich versucht habe, Sie zu entführen. Die anderen sind direkt hinter uns hergefahren. Sie hätten ihre Aussage bestätigt und ich den Rest meines Lebens im Gefängnis verbracht. So wollte Leon mich erpressen.«

»Ich kapiere es immer noch nicht. Und jetzt hat man Sie stattdessen gefesselt?«

»Es sind noch andere Leute in die Sache verwickelt. Leon muss an sie berichten. Er steckt da bis zum Hals mit drin. Ich hatte den Eindruck, dass Sie noch ziemlich glimpflich davongekommen sind im Vergleich zu dem, was danach kommt.«

Die ganze Geschichte verwirrt mich immer mehr. »Jetzt erklären Sie mir mal, in welcher Weise mein Mann in all das verstrickt sein soll, was auch immer hier passiert.«

»Er hat sie betrogen.«

»Wen? Wie?«

Er beugt sich vor. Ich kann die dunklen Flecken in seiner Iris sehen, die die Farbe von frischem Honig in der Sonne hat. Seine Zähne sind strahlend weiß und heben sich von seiner milchkaffeebraunen Haut ab. Wenn er einfach nur gut aussehen würde, fände ich ihn nicht so attraktiv, wie ich es tue. Dann könnte er mich auch nicht dazu bringen, wenn auch nur für eine Sekunde, alles zu vergessen, was gerade passiert. Ich lasse mich nicht so schnell wie manch andere Frau von Äußerlichkeiten blenden. Was immer Benicio auch ausstrahlt, es geht weit darüber hinaus. Zwischen uns sprühen plötzlich wieder die Funken und ich sehe in seinen Augen, dass auch er es bemerkt.

»Ihr Mann ist Banker«, sagt er, als habe er Mühe, überhaupt etwas über die Lippen zu bekommen. »Er ist Investor.«

Ich lasse ihn fortfahren.

»Meine Familie ist immer auf der Suche nach Investoren. Irgendwann haben sie sich kennengelernt.«

»Um was für eine Art Geschäft geht es?«

»Ich weiß nicht viel darüber.«

»Was wissen Sie überhaupt?«

»Was wissen Sie denn?«, fährt er mich an.

»Ich? Ich habe nicht die geringste Ahnung, worum es hier geht!«

Er schiebt seinen geschwollenen Kiefer von einer Seite zur anderen. Er blinzelt.

»Ist es das, was sie glauben? Hat Leon deswegen gesagt, ich wüsste genau, was er wolle? Dass ich in dieser ganzen Geschichte irgendwie mit drinstecke?«

»Wollen Sie damit sagen, das tun Sie nicht?«, fragt er.

Ich lache und schüttele nur den Kopf. Das kann alles einfach nicht wahr sein. Die Handlung von *Triebe der Lust* ist glaubwürdiger als dieses Theater.

»Ja«, erwidere ich. »Genau das will ich damit sagen.«

»Gut.« Er starrt zur Wand. »Ich glaube Ihnen«, sagt er etwas milder. »Für mich hat es von Anfang an nicht schlüssig geklungen.«

»Was hat nicht schlüssig geklungen?«

»Dass Sie ihnen ihr Geld weggenommen haben.«

»Okay. Jetzt warten Sie mal einen Moment. Ich möchte gern mal was klarstellen. Worüber reden wir hier eigentlich? Geld wofür? Drogen? Ganz sicher ist weder mein Mann geschweige denn ich in so etwas verwickelt.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher.«

»Offensichtlich kennen Sie meinen Mann nicht.«

»Und Sie offensichtlich auch nicht.«

Ich spüre, wie wieder die Wut in mir aufsteigt. »Ach, leck mich.«

In dem Raum wird es unerträglich heiß. Ich wische mir über die Stirn. Doch sofort ist sie erneut mit Schweiß bedeckt.

»Es tut mir leid«, sagt Benicio. »Es ist nicht so, wie Sie denken.«

»Sie haben nicht die geringste Ahnung, was ich denke«, fahre ich ihn an, obwohl ich ganz genau weiß, dass er in mir lesen kann wie in einem offenen Buch.

»Wenn er nun geglaubt hat, Menschen zu helfen?«

Ich muss beinahe lachen. Dann schüttele ich den Kopf. »Und wie?«

»Menschen, die an Krebs, Herzerkrankungen, Aids sterben.«

»Wovon reden Sie?«

»Von Medikamenten.«

Ich halte einen Moment inne und denke darüber nach.

»Auf dem Schwarzmarkt. Alles von oraler Chemotherapie bis zu Mitteln gegen hohen Blutdruck.«

Jetzt muss ich tatsächlich lachen. Es klingt wie ein kurzes hysterisches Bellen. »Wollen Sie mir erzählen, mein Mann verschiebt verschreibungspflichtige Medikamente?«

»Ja.«

»Und an wen?«

»An Kliniken, Händler in den Staaten. An Tausende von Leuten, die sie sich sonst nicht leisten könnten.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Das müssen Sie auch nicht. Aber wenn Sie eine bessere

Begründung dafür haben, warum Sie hier sind, würde ich sie gern hören.«

»Sie sind wirklich unglaublich dreist.«

»Billigen Sie mir bitte mildernde Umstände zu.«

»Mildernde Umstände zubilligen? Wo haben Sie Englisch gelernt?« Noch bevor er antworten kann, sage ich: »Was Sie mir da erzählen wollen, ist vollkommen absurd.«

»Es muss zweifellos so klingen.«

»Geradezu lächerlich.«

»Mir schmecken diese Dinge auch nicht besser als Ihnen.«

Ich stelle mir den Mann vor, den ich mal geheiratet habe; den Mann am Pool mit den blassen Beinen und dem humorlosen Gesicht; den Mann, der abends immer sofort einschläft; den Mann, der meine Brust umfasst und mir zugeflüstert hat; dass er mich liebt; den Mann, der Olivers Flipflops gefunden und mich gefragt hat, ob ich vergessen hätte, wie es sei, sechzehn zu sein. Ich versuche, diesen fürsorglichen und eher übergenauren Mann mit was ... ja, mit ~~was~~ eigentlich in Verbindung zu bringen. Dem illegalen Handel mit verschreibungspflichtigen Medikamenten? Erneut belle ich auf.

»Soweit ich es im vergangenen Jahr mitbekommen habe, denke ich, dass Ihr Mann sehr viel mehr Geld verdient hat, als er erwartet hatte.«

Ich komme kaum dazu, überhaupt zu verarbeiten, was Benicio mir gerade erzählt hat. »Im vergangenen Jahr? Wie lange macht er das denn schon?«

»Ich bin erst seit zwei Jahren wieder in der Stadt. Mein Eindruck ist allerdings, dass das alles schon lange vorher begonnen hat. Ich weiß nur, das Geld fließt beständig. Immer mehr Menschen hier unten wurden in die Sache verwickelt. Er

hat eine Menge Mitarbeiter. Oder hatte. Aus irgendeinem Grund war dann aber plötzlich alles vorbei.«

»Und wieso?« Ich will jetzt nur noch die Fakten sammeln.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht wollte er aussteigen. Vielleicht hat er etwas von dem Geld am Aktienmarkt angelegt und es verloren. Oder gestohlen. Ich habe keine Ahnung. Ich weiß nur, dass er meinem Cousin und den Leuten, mit denen der zusammen arbeitet, eine Menge Geld schuldet. Und die glauben, dass Sie auch etwas damit zu tun haben.«

»Wie um alles in der Welt kommen die darauf?«

Benicio sieht mir nicht in die Augen.

»Wieso?«

»Weil Ihr Mann es ihnen gesagt hat.«

Schon monatelang hatte ich das Gefühl, auf etwas zu warten, was ich noch nicht benennen konnte. Etwas, wonach ich mich sehnte und was ich gleichzeitig fürchtete. Dieses Gefühl hatte nichts mit Vernunft zu tun. Wenn ich mal mit Jonathon darüber sprach, bekam ich immer die gleiche fürsorgliche Antwort. *Es scheint mir nichts Handfestes zu sein. Bitte sag mir genau, was es ist, dann kümmere ich mich darum.* Aber es gab keine wirklichen Fakten. Ich wusste lediglich, dass irgendetwas nicht stimmte. Ich hatte nur so ein Gefühl, eine Intuition, einen nicht wirklich greifbaren Eindruck aus dem Meditationskurs.

»Was noch?«, will ich von Benicio wissen.

»Medikamente sind nicht ihr einziges ›Projekt‹, wie sie es nennen. Sie haben ihre Finger auch noch in anderen Dingen, von denen ich ebenfalls nichts wissen will. Geschäft ist Geschäft, besonders für die Leute, an die Leon berichtet. Es geht um eine Menge Geld und sie machen das eine genauso wie das andere. Selbst wenn es sich nur um verschreibungspflichtige Arzneimittel handeln würde, reden wir schon über Millionen von Dollar. Und Menschen, die früher absolut nichts gehabt haben und jetzt plötzlich Millionen besitzen, können ziemlich sauer werden, wenn man sie ihnen wieder wegnimmt.«

»Jetzt warten Sie mal. Okay. Gehen wir mal davon aus, dass alles, was Sie mir erzählen, stimmt. Warum sollte Jonathon Oliver und mich mit hier runter nehmen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie lügen.«

»Celia«, sagt er und mein Herz pocht.

»Ich habe es einfach verdient, die Wahrheit zu erfahren«, sage

ich.

»Davon gehe ich aus.«

»Dann raus mit der Sprache.«

»Es ist nur eine Vermutung.«

»Dann vermuten Sie!«

»Okay.« Er holt einmal tief Luft. »Ich denke, das Geld ist schon eine ganze Weile verschwunden und inzwischen ist ein Punkt erreicht, an dem sie nicht länger glauben, dass Ihr Mann noch zahlen wird. Ich vermute, sie haben ihm gesagt, er soll Sie mitbringen, um zu beweisen, dass er es ernst damit meint, noch zahlen zu wollen, was er ihnen schuldet, und wehe nicht. Die nehmen das Geld, Sie genießen ihren Urlaub. Die bekommen das Geld nicht, also hat man Sie stattdessen mitgenommen.«

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Sie sind die Kreditsicherheit. Er will damit zeigen, dass er zu seinem Wort steht.«

»Die Kreditsicherheit.«

»Genau.«

»Das ergibt doch keinen Sinn. Wenn er denen das Geld doch mitgebracht hat, warum haben die mich dann noch entführt?«

»Vielleicht hat er es nicht mitgebracht.«

Meine Lippen zittern. Wie konnte Jonathon nur so ruhig bleiben, wenn er doch genau wusste, was passieren würde, als wir unser Haus verließen. Er war ungewöhnlich gelassen. Hatte er irgendetwas genommen? Irgendein Angst lösendes Mittel? Oder wollte er mich die ganze Zeit einfach nur loswerden?

Ich beginne zu hyperventilieren. Wie kann auch nur ein Teil davon wahr sein? Wenn Jonathon wusste, dass er das Geld nicht hat, warum sollte er Oliver und mich dann mitbringen? Mich in Gefahr zu bringen, ist *eine* Sache. Aber Oliver? Seinen

eigenen Sohn?

Ich rüttle an den Gitterstäben vor dem Fenster. Ich knurre und schreie, selbst noch als Benicio versucht, mich zu beruhigen.

»Ich könnte mich irren«, sagt er.

»Gehen Sie weg! Fassen Sie mich nicht an! Ich will hier raus!«

Die Tür fliegt auf und Isabel kommt herein. Sie schreit auf Spanisch und fuchelt mit ihrer Pistole herum.

Benicio hebt eine Hand, um sie daran zu hindern näherzukommen. Dann macht er mit der flachen Hand eine Bewegung Richtung Boden, als wolle er ihr bedeuten, sich zu beruhigen.

»Por favor«, sagt er und irgendetwas in seinem verzerrten Gesicht überzeugt sie, sich zurückzuhalten.

Aber sie schreit weiter auf Spanisch. Sie wiederholt sich mehrfach und deutet mit dem Kopf auf mich.

»Isabel möchte, dass ich Ihnen sage, dass Sie sich die Situation, in der Sie sich befinden, selbst zuzuschreiben haben«, sagt Benicio schließlich, ohne seine Schwester aus den Augen zu lassen. »Sie können froh sein, dass sie Sie nicht auf der Stelle umbringt.«

Isabel kommt näher. Ich wende mich ab und konzentriere mich auf die Palmen vor dem Fenster, doch ich spüre die Waffe hinter mir. Die Frau spuckt mir ins Haar.

Nach einem Moment unerträglichen Schweigens geht sie hinaus und verschließt die Tür hinter sich.

Mit einem Zipfel meines Shirts wische ich mir das Haar ab. Ich lasse den Kopf zwischen meine Schultern sinken und weine, während ich mich an den Eisenstäben festhalte. Oliver ist wieder zwei und rennt immer wieder in den Verkehr, aber diesmal kann ich ihn nicht zu fassen bekommen. Dieses Mal

sitzt Jonathon in einem der Autos, die auf ihn zurasen.

Benicio legt seine Hand auf meine und löst meine Finger vorsichtig von den Gitterstäben. Er zieht mich an sich, drückt meine Wange gegen seine Brust und umschließt mich mit seinen Armen.

Mir wird klar, wie anders die Wahrheit im Vergleich zu Lügen klingt. Es sind nicht die Worte, es ist der Tonfall, eine bestimmte Frequenz, eine Vibration, Akkorde, die tief in der Brust angeschlagen werden. Ich stelle mir vor, wie ich versuche, Jonathon so etwas zu erklären. »Die Frequenz passt einfach nicht zu deinen Worten, wenn du mir sagst, dass du alles besser machen willst.«

Ich fange an zu kichern. Immerhin bin ich doch nicht verrückt. Die ganze Zeit hat meine innere Stimme auf mich eingeredet, die Wahrheit zu erkennen, aber noch bis vor wenigen Augenblicken habe ich versucht, das alles zu verdrängen, einschließlich meines eigenen Verstands.

Wie lange ist es her, seit ich so geweint habe, während mich jemand in den Armen gehalten hat? Wie lange habe ich mich danach geseht? Ich schluchze, bis Benicios Hemd nass ist von meinen Tränen. Es ist lächerlich. Peinlich. Ich kenne diesen Menschen ja nicht einmal, und doch scheint er mir vertrauter zu sein als mein eigener Mann. »Es tut mir leid«, krächze ich und wische mir mit der Hand das Gesicht ab.

»Was sollte Ihnen denn leidtun?«, erkundigt er sich.

»Ihr Shirt und überhaupt.«

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Hier ist es warm. Die Tränen werden Sie beruhigen«, sagt er und streicht mir über den Rücken.

Ich muss kurz lachen und sehe ihm in die Augen. »Ich muss wissen, was mit Oliver ist«, sage ich. »Haben Sie vielleicht

irgendwas gehört? Haben die über ihn geredet?«

Er schüttelt den Kopf. »Ich wünschte, ich könnte Ihnen etwas sagen.«

Ich schließe die Augen. Der Raum scheint sich um mich zusammenzuziehen. Es fällt mir schwer zu atmen. Fest schlinge ich meine Arme um Benicios Rücken, suche Halt bei ihm und spüre seine harten Muskeln unter meinen Fäusten. Sein Herz schlägt an meinem Ohr.

Mir ist vollkommen bewusst, dass ungewöhnliche Erfahrungen wie kaum etwas anderes Menschen zusammenführen können. Traumatische Erlebnisse verbinden die Herzen derjenigen, die ihnen gemeinsam ausgesetzt sind. Ich weiß auch, dass Schock und Schmerz Menschen dazu veranlassen können, Dinge zu tun und zu glauben, zu denen sie sonst nie in der Lage gewesen wären. Ich habe keine Ahnung, ob mir das jetzt gerade passiert. Doch während Benicio mir über das Haar streicht, geben mir der sandige Geruch seiner Haut, die Stärke seiner Arme, sein Atem, der über meinen Nacken streicht, ein geborgeneres Gefühl, als ich es je erlebt habe. Ich fühle mich sicherer als in meinem eigenen Haus, wo immer die größte Herausforderung, mit der ich mich tagsüber auseinandersetzen musste, darin bestand, was ich zum Abendessen koche. Ich bin nicht so dumm zu glauben, dass ich mich nicht mehr in Gefahr befinde, und trotzdem habe ich das Gefühl, solange er bei mir ist, wird mir nichts geschehen.

Der gleichmäßige Schlag seines Herzens lässt mich fast einnicken. »Sie sollten Ihren Kuchen aufessen«, flüstert er in mein Haar.

Ich aber bleibe genau dort, wo ich bin, solange er es mir erlaubt.

Stunden vergehen und niemand kommt. Während dieser Zeit lösen Benicio und ich uns wieder voneinander, sprechen aber kaum ein Wort. Er steht am Fenster, kaut an den Nägeln und sieht immer wieder auf seine Schuhe und dann hinaus, während ich auf dem Bett liege und an die Decke starre, die Hände über dem Bauch gefaltet, als sei ich tot.

Die Wahrheit erleichtert mich nicht unbedingt.

Vor vierzehn Jahren hatte ich es einfach nicht mehr ertragen können, Jonathon anzulügen. Ich hatte mein Weinglas auf dem Tisch abgestellt und ihm gestanden, dass ich eine Affäre habe. Jonathon senkte seine Gabel bis kurz über den Tellerrand. Mit der Faust packte er die Stoffserviette. Ich rechnete damit, dass er sie mir ins Gesicht schlagen würde; auch wenn der Schlag nicht sehr heftig hätte sein können, blinzelte ich unwillkürlich. Eine ganze Minute schien zu vergehen, in der nichts anderes zu hören war als das glitschige Geräusch, mit dem Oliver, der im Hochstuhl saß, seine Erbsen zerdrückte. Jonathon ließ mit zitternder Hand die Serviette los, strich ein paar Krümel vom Tisch und richtete das Besteck neben seinem Teller akkurat aus.

Seth Reilly war der Buchhändler in unserer Gegend gewesen. Sein Lächeln keck, ironisch, etwas schief, als habe alles, was er sagte, einen doppelten Sinn. Seine keltischen, gut aussehenden Gesichtszüge waren mir irgendwie von Anfang an vertraut gewesen und eines Tages bemerkte ich, wie sehr er dem jungen Robert Redford ähnelte. Dem sehr jungen. Jünger als der Redford in *Barfuß im Park* mit Jane Fonda, aber schon mit dem gleichen sarkastischen Humor, den ich so sexy fand. Man konnte in unserer kleinen Enklave aus alten Häusern, Restaurants und Antiquitätengeschäften nicht leben, ohne Seth

mit seinem vom Wind zerzausten erdbeerroten Haar nicht schon gesehen zu haben, wie er auf seinem Hollandrad mit den roten Körben vorbeifuhr. Zumindest nicht als Frau. Seth selbst war ein spannendes Buch. Man konnte es kaum erwarten, weiter darin zu lesen.

Jonathon kam von einer Privatschule an der Ostküste, blondes Haar und eckiges Kinn, breite Schultern und Krawatte. Er war klug, scharfsinnig, man sah es ihm an den Augen an, aber er sprach nicht viel über das, was er dachte. Im Bett war er zufriedenstellend, er wusste mehr oder weniger, was er zu tun hatte und wie lange es dauern sollte. Er war ruhig und freundlich, und es hatte durchaus eine Zeit gegeben, in der ich mich in dieser Lebensblase wohlfühlte. Es hatte eine Zeit gegeben, in der ich gern gesagt habe, ich sei mit dem Leiter einer Bank verheiratet, besonders, wenn ich dabei an meine Mutter dachte. Doch dann kam die lange Zeit danach.

Jonathon hatte seine Serviette nicht nach mir geworfen. Er war aufgestanden und hatte damit Olivers Hände abgewischt. Dann hob er unseren Sohn aus dem Hochstuhl und setzte ihn auf den Boden inmitten all seiner quietschenden Plüschtiere.

Er kehrte – wie es schien gemessenen Schrittes – zu seinem Stuhl zurück. Er holte tief Luft, räusperte sich und sagte: »Ich nehme an, ich bin kein besonders guter Ehemann gewesen.«

Ich konnte nichts erwidern. Seine Worte hatten sich angefühlt, als habe mich ein Blitz in die Brust getroffen und mich zurück zu meinem Mann und meinem kleinen Sohn geschleudert, der auf dem Boden unseres Hauses in der Irvington Avenue saß und in ganz entzückender Weise gluckste.

»Kacke«, sagte Oliver. Es war sein neuestes Lieblingswort. »Kacke, Kacke, Kacke.« Er grinste dabei wie ein kleiner Affe, bis ich eine Augenbraue hob und ihm einen aufgesetzt

strafenden Blick zuwarf, auf den er nur gewartet hatte. Er lachte und wandte sich wieder seinen Plüschtieren zu.

Ich blickte Jonathon an, rot vor Scham. »Es tut mir leid«, sagte ich und damals habe ich es auch so gemeint.

»Wie?«, fragte Jonathon.

»Wie?«

»Wie hast du das hingekriegt?«

Ich suchte nach einer Antwort. »Tara, das Mädchen, das zur Highschool geht und ein Stück die Straße hinunter wohnt.« War es wirklich das, worum es ihm ging? Wollte er die Logistik der Affäre herausbekommen? »Sie hat auf Oliver aufgepasst, während ich ... weg war.«

Ich habe mich damals so gehasst. Die Scham war kaum erträglich. Sie schnitt durch mein Innerstes wie große Glasscherben.

Jonathon zog sein Portemonnaie aus der hinteren Hosentasche und legte es auf den Tisch. Dann nahm er es wieder hoch und schob es zurück in seine Hosentasche, eine Geste, die mich schon immer seltsam berührt hatte. »Verlass mich nicht«, sagte er.

Verlass mich nicht.

Oliver musste bemerkt haben, dass sich die Haare auf meinen Armen und meinem Nacken aufgerichtet hatten. Er sah vom Boden zu mir herauf, als würde er auf meine Antwort warten. Und wie würde die lauten? Olivers Kindheit, sein ganzes Leben, unser aller Leben konnte von diesem einen Satz abhängen.

»Das werde ich nicht«, sagte ich und wandte meinen verschwommenen Blick von Oliver zu Jonathon.

Ich würde in Zukunft quer durch die Stadt fahren, wenn ich Bücher brauchte. Ich würde Seth nie wiedersehen.

Das war vor vierzehn Jahren gewesen. Inzwischen war es viel zu spät, mich zu fragen, warum Jonathon gewollt hatte, dass ich bleibe, warum ich versprochen hatte, nicht zu gehen.

Nun liege ich hier und denke darüber nach, dass der Weg, den ich so deutlich vor mir gesehen habe, sich als ein ganz anderer herausgestellt hat, und ich habe das fast körperliche Gefühl, jeden Moment zusammenzubrechen.

Dinge, die ich nie hinterfragt habe, scheinen auf einmal so offensichtlich. Ich habe mich nie um die Telefonrechnungen gekümmert. Es erschien mir nicht notwendig. Jonathon hat sich immer um alle Rechnungen gekümmert. Er ist Bankier. Er liebt solche Dinge. Doch hatte ich mich mal für Jonathons Flut an SMS und E-Mails interessiert – manchmal mitten während des Essens, wenn Oliver sein Telefon nicht auf dem Tisch liegen haben darf –, hat Jonathon mir mit seinem typischen Lächeln jeden Satz auf den Lippen ersterben lassen. Ich habe alles ertragen, es meinem Stress zugeschrieben und der Wichtigkeit von Jonathons Arbeit. Seiner immer so unglaublich wichtigen Arbeit. Denn sie ist doch wichtig, oder nicht? Das Leben von Menschen steht da auf dem Spiel, ihre gesamten Ersparnisse, Investments, Einzahlungen und Überweisungen, sie geschehen alle unter Jonathons wachsamem Auge. Aber dieses Lächeln. Ich kann es so deutlich sehen, als würde er gerade direkt vor mir stehen. Es wirkt drohend. Warum ist mir das vorher noch nie aufgefallen? Oliver hat es gesehen. Nachdem Jonathon mit seinem BlackBerry in der Hand mal vom Tisch aufgestanden war, hat er gemeint, wenn er mir jemals einen solchen Blick zuwerfen würde, könne er mit einem Monat Stubenarrest rechnen.

Und es gibt noch andere Dinge. Nach jeder »Geschäftsreise« ist Jonathon immer eifrig darauf bedacht, seinen Koffer selbst

auszupacken und seine Sachen zu waschen. Ich dachte immer, er sei nur ordentlich und organisiert, ich war dankbar, dass er sich so rücksichtsvoll verhält. Ich bin nie auf die Idee gekommen, er könne etwas zu verbergen haben. Aber er bewahrt auch seinen Reisepass, die Reisepässe von uns allen, in einem kleinen Haustresor auf, nach dessen Kombination ich ihn nie gefragt habe. Ich hielt diesen Safe immer für albern, das Spielzeug eines Bankers, klein genug, dass jemand ihn einfach mitnehmen könnte, wenn er wirklich gewollt hätte. Und außerdem würde ich das Land ohne Jonathon ohnehin nie verlassen. Soll er das Ding doch aufmachen und die Pässe herausholen. Genau das hat er auch getan, aber darum geht es nicht, oder? Es geht darum, dass ich keinen Zugang zum Safe hatte. Was bewahrt er sonst noch darin auf? Ich habe nie daran gedacht, ihn danach zu fragen.

Ich liege da und die Erkenntnis, dass sich all dies hätte vermeiden lassen können, trifft mich mit voller Wucht. In diesem Moment könnten Oliver und ich auch zu Hause sein, unseren täglichen Beschäftigungen nachgehen, ohne zu ahnen, dass es auch noch ein anderes Leben hätte geben können, in dem uns so fürchterliche Dinge passieren. Wenn ich doch nur mal die Augen aufgemacht und keine Angst gehabt hätte, ein bisschen in diesem Nebel herumzustochern, zu dem meine Ehe geworden war.

Ich denke darüber nach, was ich aufgegeben habe. Die atemlosen Jagden die Treppe hinauf zu Seths Apartment. Ich fühlte mich damals so lebendig, so glücklich, in ein gemachtes Bett zu fallen, am helllichten Tag Sex zu haben, die Vorhänge weit offen, während dünne Schatten von den Zweigen der riesigen Weide draußen wie Finger über die Wände und das Bett streichen. Seths glatter Körper über mir, in mir. Nur Tage, bevor ich ihn verließ, hatte er mir ins Ohr geflüstert, dass er mich

liebe. Und obwohl er es sagte, ganz kurz, bevor er kam, habe ich nicht daran gezweifelt, dass es stimmte. Ich hatte seine Lippen auf meine gezogen, damit ich es nicht noch einmal hören musste. Doch jetzt frage ich mich, ob ich es nicht getan hatte, um zu verhindern, dass ich dasselbe stammelte.

Ich vermute, ich bin kein besonders guter Ehemann gewesen. Dieser eine Satz trifft mich tief und zerreißt mir das Herz. Zerreißt alles, was ich bin oder vielleicht hätte sein können. Dieser eine Satz gab Jonathon die Macht, alles unter Kontrolle zu behalten, die Richtung vorzugeben, mich irgendwie zu überzeugen, dass wir zusammenbleiben müssten. Ich brauchte nichts anderes zu tun, als durch die Tage und Jahre zu gleiten, ohne Fragen zu stellen, ohne etwas zu fühlen oder mir über das hinaus, was ich besaß, noch irgendetwas zu wünschen. Und hätte ich das getan, wäre die Welt, Olivers Welt, immer noch in Ordnung.

Aber Jonathon hat nie etwas Derartiges gesagt. Er hat es nicht mal angedeutet. Er sagte nur, dass er kein guter Ehemann gewesen sei, und er bat mich, bei ihm zu bleiben. Woher kommt es dann, dass ich den ganzen Rest dazugedichtet habe?

Ich blicke hinauf zu den Balken und streiche über das getrocknete Blut an der Innenseite meines Handgelenks, wohin sonst immer nur Parfüm, der kalte Regen oder Seths warme Lippen ihren Weg fanden. Ich muss fast darüber lachen, was ich aufgegeben habe, damit die Welt sich weiter dreht, eine Welt, die mich und Oliver schließlich in einen tiefen Schacht hinabgesplt hat, der so dunkel und gefährlich ist, dass ich ihn mir bis zum heutigen Tag in meinen kühnsten Träumen nicht hätte ausmalen können.

Ich werfe Benicio einen Blick zu, als könne er meine Gedanken lesen. Doch er scheint in seine eigene Welt eingetaucht zu sein.

Er hat eine Hand zur Faust geballt und lässt immer mal einen Finger vorschnellen, als zähle er etwas.

Draußen, außerhalb dieses Raums, herrscht ein wirres, ein für mich undurchdringliches Chaos. Doch eingeschlossen hier drin werden meine Gedanken auf einmal glasklar.

Isabel öffnet die Tür und schiebt ein Tablett mit Essen herein. Am Fenster dreht sich Benicio um und ruft nach ihr, doch sie schließt die Tür und verriegelt sie wieder, ohne ihn auch nur anzusehen.

Ich fühle mich wach und klar, beobachte alles, achte auf jede Kleinigkeit, immer auf der Suche nach einem Hinweis, wie ich hier rauskommen kann. Ich betrachte die Dinge auf dem Tablett, eine Scheibe Weichkäse und Graubrot. Zwei ungeöffnete Flaschen Wasser. Ich sehe, wie Benicio durch den Raum kommt, ein Schauspieler auf der Bühne. Er hebt auf der rechten Seite der Bühne das Tablett hoch und trägt es zur Mitte, wobei er mir einen freundlichen, ja, sagen wir es, wie es ist, sexy Blick zuwirft.

Er setzt sich mitten auf den Boden. Mit einer sanften Kopfbewegung fordert er mich auf, zu ihm zu kommen.

Ich dagegen befinde mich im Moment auf einer ganz anderen Ebene. Ich schwebe über allem, beobachte, kalkuliere. Ich setze mich zu ihm, als sei es ein Picknick.

Er schraubt eine der Wasserflaschen auf und gibt sie mir. Dann öffnet er auch eine für sich und trinkt sie in einem Zug aus. Abwechselnd reißen wir uns ein Stück von dem Käse und vom Brot ab. Irgendwo weint ein Baby. Das Eisentor schlägt klappernd zu.

Mir wird klar, dass ich eigentlich nie richtig erwachsen geworden bin. Jonathon hat sich in so vieler Hinsicht um mich gekümmert, wie Eltern sich um ein Kind kümmern. Ich muss mir

keine Sorgen um die Abzahlung der Hypothek machen oder irgendwelche Nebenkosten oder wie ich meine Honorare investiere, noch habe ich jemals darüber nachgedacht, etwas für Olivers Collegeausbildung zurückzulegen. Um solche Dinge kümmern sich immer die Erwachsenen und all das geschieht unbemerkt, sozusagen hinter den Kulissen. Als Jonathon mich gebeten hat zu bleiben, anstatt damit zu drohen, mich zu verlassen, wie ein anderer Mann es wahrscheinlich getan hätte, hatte es auf mich gewirkt, als sei er derjenige, der um Vergebung bitten würde. *Ich bin kein guter Ehemann gewesen. Verlass mich nicht.* Als würde er mich anflehen, bei dem Mann zu bleiben, der mir etwas angetan hat. Wie könnte er einfach aus meinem Leben verschwinden? Ganz plötzlich und für immer, wie mein Vater? Wie meine Mutter?

Als ich begreife, ziehe ich scharf die Luft ein. Was ich nicht verstehe, ist, warum Jonathon wollte, dass ich bleibe, nach dem, was ich getan hatte. Seit Jahren habe ich darüber immer mal wieder nachgegrübelt. Jetzt frage ich mich, ob es etwas mit dieser ganzen Situation zu tun hat.

»Es gibt da noch etwas«, sagt Benicio.

Seine Stimme lässt mich zusammenfahren.

»Ich denke, der Grund, warum man Sie hat duschen und sich umziehen lassen, war der, dass Sie eigentlich ein Flugzeug hätten besteigen sollen. Irgendwas muss passiert sein.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich glaube, ihr Mann hat denen Ihren Reisepass gebracht. Zumindest hat es danach geklungen.«

»Was hat danach geklungen?«

»Ich habe nicht alles genau verstanden. Und Ihr Mann spricht Spanisch mit starkem Akzent. Aber ich glaube, er wollte, dass ihr Reisepass hier bleibt, nur für alle Fälle.«

Ich warte darauf, dass er fortfährt.

»Das ist der Teil, den ich nicht genau verstanden habe.«

Nagende Zweifel machen sich in meinem Magen breit. Was, wenn ich das alles nun falsch verstehe? Was, wenn Jonathon aus Versehen an diese Leute geraten ist, und als er begriff, worum es eigentlich ging, war es zu spät? Was, wenn er nur so tut, als würde er noch mitspielen, um mich hier rauszubekommen?

»Vielleicht treffen Sie ihn ja in der Schweiz.«

»Was bringt die auf die Idee, ich würde einfach so in ein Flugzeug steigen, ohne um Hilfe zu schreien?«

Benicio sieht mich an. Er ist einfach zu rücksichtsvoll, um es auszusprechen.

Plötzlich verliere ich meinen Abstand zu der Situation, ich betrachte sie nicht mehr aus sicherer Entfernung. Ich rutsche zurück mitten ins Geschehen, dahin, wo es weh tut. Ich wende mich zum Fenster. »Lassen Sie mich raten. Sie könnten mir damit drohen, jemanden zu töten, den ich mehr liebe als alles andere auf dieser Welt.«

Benicio legt eine Hand auf meine Schulter. Ich sehe ihm in die Augen. Jemand der so attraktiv ist wie er, hat es normalerweise leichter im Leben als andere. Schöne Frauen werfen sich ihm wahrscheinlich an den Hals. Männer bieten ihm Jobs an. Mir fällt auf, dass er Kinder haben könnte, eine Frau, die sich irgendwo zu Tode sorgt.

»Sind Sie verheiratet?«

Benicio nimmt seine Hand zurück und schüttelt den Kopf. »Ich war mal verlobt. Mit einer Frau in Los Angeles.«

»Haben Sie dort gelebt?«

»L.A., New York, Chicago, Miami.«

»Deswegen ist Ihr Englisch so gut.« Wahrscheinlich Feldarbeit oder am Fließband. Fast hätte ich nicht gefragt. »Was haben Sie da gemacht?«

Nun ist es Benicio, der aus dem Fenster blickt. Ich spüre die Erinnerungen, die ihm durch den Kopf schießen. »Menschen zum Lachen gebracht.«

»Menschen zum Lachen gebracht.«

»Ja. Ich war Komiker.«

»Sie machen Witze.«

»Und gute«, meint er.

»Moment mal. Sie meinen, wie ein Stand-up-Comedian?«

Benicio nickt.

»Das ist ja komisch. Also mal ehrlich.« Ich muss kurz lachen. »Sie wissen schon, wie ich das meine.« Ich denke daran, wie lustig er am Pool mit dem Hund herumgetollt hat. *Du schummelst, Pepe*. Wie elegant und fließend er sich da bewegt hatte. Ich kann ihn mir leicht auf der Bühne vorstellen. »Ich habe noch nie jemanden kennengelernt, der sein Geld damit verdient, andere Leute zu unterhalten. Was Arbeit angeht, kenne ich nur all die ernsthaften Jobs.«

»Ja, offenbar haben Sie noch nie davon gehört, dass Komiker ein ernsthafter Beruf ist.«

»Anscheinend nicht.«

Die Stimmung ist plötzlich drückend. Wir schweigen. Ich bezweifle nicht, dass wir beide daran denken, was wir verloren haben, ein Gefühl plötzlicher Bodenlosigkeit unter den Füßen.

Wir machen uns über die Reste von Brot und Käse her. Das Wasser ist fast leer.

Dann nimmt Benicio das Thema plötzlich an der Stelle wieder auf, wo wir in Schweigen verfallen waren. »Der Trick dabei ist,

dass es ganz leicht aussieht. Das ist die Kunst. Man muss Erwartung aufbauen und sie dann befriedigen. Timing ist alles, wie es heißt. Und die überraschenden Wendungen. Das ist gar nicht so einfach.«

»Haben Sie deswegen aufgehört?«

Er schüttelt den Kopf. »Jetzt kommt der witzige Teil. Wenn man sich illegal in einem Land aufhält, sollte man wahrscheinlich nicht unbedingt etwas tun, womit man Aufmerksamkeit erregt.«

»Sie sind ausgewiesen worden?«

»Live. In den Sechs-Uhr-Nachrichten.«

Unzählige Bilder aus den Nachrichten schießen mir durch den Kopf, von Immigranten in Handschellen, die durch einen Maschendrahtzaun marschieren, hinter dem sie in den weit offenen Türen eines Gefängniswagens verschwinden. Ich weiß jetzt, wie es ist, in einem kleinen Raum eingesperrt zu sein, seinem Schicksal ausgeliefert. »Das tut mir leid.«

»Es war meine eigene Schuld. Ich bin damit bekannt geworden, dass ich mich über die Stereotype lustig gemacht habe. Die Tätowierungen der Gangs, über Gastarbeiter, Taco-Köche, Leute, die in Handschellen ausgewiesen werden.«

»Nein.«

»Oh ja. Und irgendjemand hat herausgefunden, dass ich bei einer Razzia aufgefliegen bin und schon passierte sie live, die Sechs-Uhr-Satire. Leben, das die Kunst imitiert. Der letzte Lacher geht auf mich.«

»Das tut mir wirklich leid.«

»Eigentlich würde ich eher sagen, *das hier* ist der letzte Lacher. In einem illegalen Händlerring für verschreibungspflichtige Medikamente gefangen zu sein.« Er schüttelt den Kopf, als wolle er damit sagen, wie lächerlich das

alles ist.

Wir lachen leise. Ohne darüber nachzudenken, lasse ich meine Hand auf sein Knie fallen. Plötzlich verändert sich die Stimmung. Einen Moment lang weiß ich, dass ich meine Hand schnell zurückziehen und so tun sollte, als sei überhaupt nichts geschehen, doch ich lasse diesen Augenblick verstreichen.

Er betrachtet meine Hand einen Moment, dann legt er seine eigene darüber.

Wolken schieben sich vor die Abendsonne. Die Luft wird schwer und feucht. Eine kräftige Brise trägt den fernen Geruch nach Regen heran.

Wir beide können den Blick nicht von unseren Händen losreißen, eine auf der anderen, wie für ein kitschiges Hochzeitsfoto.

»Es fällt mir schwer, sie als böse Menschen zu betrachten«, sagt Benicio schließlich. »Leon ist immer wie ein Bruder zu mir gewesen. Und Isabel. Meine kleine Schwester.« Er hält inne.

»Ist das ihr kleiner Junge?«

Er blickt auf und schluckt, und ich kann den Schmerz in seinen Augen sehen. Und dann noch etwas anderes. Es scheint mir weitaus komplizierter zu sein, heikler. »Benny«, sagt er. »Sie hat ihn nach mir genannt. Es gibt keinen Vater. Ein weiteres Klischee. Aber Sie müssen das verstehen. Wir sind ohne all das aufgewachsen. Arm schon, aber nicht so.«

»Was ist passiert?«

»Um es kurz zu machen: Meine Eltern sind getötet worden, als der Bus, in dem sie saßen, von der Straße in eine Schlucht gedrängt wurde. Sie hatten Schulden, von denen wir nichts wussten. Ich habe mich in die Staaten geschlichen, um dabei zu helfen, sie abzutragen, und bekam einen Job in einer Firma für Tiefkühlprodukte in L.A. Ich habe jeden Dollar, den ich nicht zum

Leben brauchte, nach Hause geschickt. Ich bin schon immer der KlassencLOWN gewesen und eines Abends in einem Club habe ich mit einem Komiker, der auf der Bühne stand, ein Geplänkel angefangen und es stellte sich heraus, dass ich witziger war als er. Eins führte zum anderen und schon steckte ich mitten in dieser Szene. Ich habe sogar ein paar kleine Rollen in Filmen gespielt, von denen Sie wahrscheinlich noch nie etwas gehört haben.«

»Versuchen Sie's mal«, sage ich.

»*Austins willige Hinrichtung*.«

»Das war eine Komödie?«

»Irrsinnig komisch.«

»Noch nie gehört.«

»Habe ich Ihnen ja gesagt. Die andere hieß *In Begleitung von Harolds Tochter*.«

»Da haben Sie mitgespielt? Mein Gott. Oliver besitzt den Film. Er hat ihn schon hundertmal gesehen.«

»Und Sie?«

»Nein.«

»Schluss mit der Beweisaufnahme. Jedenfalls«, fährt er mit einem Lächeln fort, »habe ich noch mehr Geld nach Hause geschickt. Nach einer Weile bin ich davon ausgegangen, dass die Schulden inzwischen bezahlt sein müssten. Was ich nicht wusste, war, dass Leon einen Teil des Geldes genommen und ein kleines Nebengeschäft eröffnet hatte. Sie verstehen, was ich meine. Er hat meine Schwester eingestellt. Ich wurde ausgewiesen und den Rest kennen Sie ja.«

Ich drehe meine Hand um und drücke seine Finger. Wir beide blickten auf die verschrammte Innenseite meines Handgelenks.
»Was ist aus der Frau geworden, mit der Sie verlobt waren?«

Die Frage scheint ihn zu überrumpeln. »Emily. Nun ja, Emily hat einen Mann geheiratet, mit dem ich öfter aufgetreten bin. Ich bin überzeugt, dass er derjenige ist, der mich bei der Einwanderungsbehörde angeschwärzt hat.«

»Mein Gott.«

»Ja. Aber ich denke auch, dass er der Verlierer ist. Lückenbüßer haben es immer schwer.«

Das Wort Lückenbüßer bleibt mir im Kopf haften. Ich denke darüber nach, ob ich selbst eine Lückenbüßerin bin. Es hatte schon Hinweise darauf gegeben. Ernsthafte Hinweise. Wie soll ich jemals wieder mit jemandem eine Beziehung eingehen? Wie kann ich nach dem, was passiert ist, je wieder jemandem trauen?

»Emily interessiert sich nicht besonders für ihn«, sagt Benicio. »Zumindest schreibt sie das in ihren E-Mails.«

In der folgenden Stille verändert sich sein Gesichtsausdruck. Die Verletzung und der Schmerz sind deutlich zu erkennen. Seine Augen werden schmal, als müsse er in der Dunkelheit etwas erkennen.

»Aber egal«, sagt er. »Was ist mit Ihnen? Was tun Sie zu Hause?«

Der Gedanke an zu Hause veranlasst mich, meine Hand wegzuziehen und innerlich dorthin zu fliehen, wo ich nicht berührt werden möchte. »Ich bin Lektorin. Eine sehr aufregende Arbeit. Es ist meine Aufgabe, saubere, leicht verständliche Welten zu schaffen.« Ich verkneife mir gerade noch, ihm zu erzählen, um welche Art von Welten es sich dabei handelt. »Natürlich nur auf dem Papier.«

»Natürlich.« Er lächelt.

»In der heutigen Zeit mit all ihren Workshops für kreatives Schreiben und den Rechtschreibprogrammen bekomme ich so

perfekte Manuskripte auf den Tisch, dass ich die meiste Zeit damit verbringe, nach Worten zu suchen, die die Software übersehen hat. Wie zum Beispiel Homofone.«

»Was ist das?«, erkundigt er sich, als wolle er es wirklich wissen.

»Worte, die gleich klingen, aber unterschiedliche Bedeutungen besitzen und auch anders geschrieben werden.«

»Treffen sich zwei Heringe im Meer. Sagte der eine: ›Hi!‹ Darauf der andere voller Entsetzen: ›Wo?‹«

Ich verdrehe die Augen. »Der Komiker des heutigen Abends, meine Damen und Herren.«

Er lächelt erneut und plötzlich fühlt es sich an, als hätten wir unser erstes Rendezvous. Wir reden leise und vertraut miteinander und jeder hat das unbehagliche Gefühl, auf eine mögliche gemeinsame Zukunft hin abgetastet zu werden.

»Sagen Sie mir mal ein paar gute.«

Es wird immer später. Im Raum wird es bald vollkommen dunkel sein. »Mal sehen«, sage ich. »Wenn es heute regnet, wird das Leder billig.«

Benicio wirkt verwirrt.

»Gemeint sind Häute ... von Tieren. Nicht heute wie in ›heute‹.

Er lacht. »Der ist gut.«

Wie können wir in einer solchen Situation nur Witze reißen. Alles wirkt, als sei es nicht real. Weder meine Vergangenheit noch die Entführung noch was uns da auf der anderen Seite der Tür erwartet.

Benicio hält ein paar Sekunden meinen Blick fest und ich rechne damit, dass er irgendetwas sagt wie *Lachen ist die beste Medizin*, doch tatsächlich sagt er: »Ich liebe den Klang Ihrer Stimme.«

Ich presse eine Hand gegen meine Brust, um sie daran zu hindern, sich allzu fest zusammenzuziehen.

»Hat Ihnen das schon mal jemand gesagt?«, will er wissen.

Ich spüre geradezu, wie Oliver seine kleinen Finger mit meinen verschränkt. »Ja.«

»Und es stimmt. Wer immer das behauptet hat, sagt die Wahrheit.«

Ich hole tief Luft. »Es war nicht mein Mann«, erwidere ich.
»Natürlich.«

Wir sehen uns in die Augen und lachen. Wir können gar nicht aufhören, bis wir spüren, dass der Schmerz vergeht. Uns laufen die Tränen über die Wangen. Benicio rollt sich zur einen Seite und ich zur anderen. Die Furcht hat unsere Lungen verlassen und sie füllen sich mit Sauerstoff, der so frisch und blau zu sein scheint, dass er uns berauscht. Mein Magen, der seit Monaten verkrampft war, beginnt zu schmerzen. Ich werde langsam hysterisch, meine Ohren sind erfüllt von Benicios ansteckendem Lachen und ich überschreite die schmale Grenze zwischen Lachen und Weinen.

Schließlich greife ich nach seiner dargebotenen Hand. Als ich mich mit seiner Hilfe aufrichte, läuft eine einzelne dicke Träne meine Wange hinunter und alle Heiterkeit ist von einer Sekunde zur anderen verschwunden.

Mit dem Daumen wischt er mir die Träne fort und beugt sich vor. Wird er mich küssen?

Es scheint so.

Auf diese Flut des Verlangens, die meinen Körper überschwemmte, als sich Seth das erste Mal über den Tresen beugte und seine Lippen auf meine presste, war ich nicht vorbereitet gewesen. Mit meiner Unfähigkeit, ihm zu widerstehen, hatte ich nicht gerechnet. Wir hatten uns gerade über den letzten Roman von Phillip Roth unterhalten, der mir nicht gefiel, aber ihm schon, und ich hatte von Roths Buch aufgesehen, direkt in Seths Augen.

Bis zu diesem Augenblick war mir nie aufgefallen, wie bedürftig ich eigentlich war. Wie einsam ich mich in meiner Ehe mit Jonathon gefühlt hatte und was für ein Fehler sie gewesen war. Mein stilles Verlangen nach Seth hatte sich Tropfen für Tropfen in mir angesammelt, obwohl ich es bis dahin immer nur für einen harmlosen Tagtraum gehalten hatte. Aber an diesem Tag am Tresen begriff ich, dass mich dieses Verlangen inzwischen völlig unbemerkt von Kopf bis Fuß erfasst und im Laufe der Zeit einen kritische Schwelle erreicht hatte.

Meine Reaktion auf Seths Kuss überwältigte mich selbst. Man konnte es nicht anders ausdrücken. Verblüfft zog ich mich zurück. Phillip Roth fiel mir vor die Füße und eine Seite riss ein.

»So viele Seiten«, sagt Seth, seine Lippen keine zwei Zentimeter von meinen entfernt. »Es können ihm ruhig ein paar abhandenkommen, er wird deswegen immer noch dieselbe Geschichte erzählen.«

Meine Brust hob sich, als ich tief Luft holte. »Da gibst du mir also recht?«

»Ohne Zweifel gebe ich dir recht, Liebes«, sagte er. Dann wandte er sich ab und rief nach Noah, seinem jungen Mitarbeiter, den wir ganz vergessen hatten und der in einem anderen Raum Bücher einsortierte. »Ich muss etwas

erledigen!« Er zog mich zur Eingangstür hinaus, die schwer hinter uns zuschlug, vorbei an den Töpfen mit den Bambuspflanzen, den roten Dahlien, die in voller Blüte standen, ums Haus herum zur Südseite und dann die Hintertreppe aus Zedernholz hinauf.

* * *

Als ich Benicios brennende Lippen auf meinen spüre, muss ich wieder an das erste Mal mit Seth denken. Aber diese Sache hatte sich über Monate hinweg entwickelt. Es war nicht innerhalb von Stunden voller Tagträume passiert. Das hier ist eher ein Truck, der eine rote Ampel missachtet und mich ohne jede Vorwarnung über den Haufen fährt.

Unsere Zungen berühren sich, ein Blitz fährt durch meinen Körper und mein Verlangen nach ihm steigt nur noch mehr. Jede seiner Berührungen ist beachtlich und aufrichtig. Er löst die Plastikfessel aus meinem Haar und umfasst meinen Nacken. Sanft küsst er meine Wange, meine Stirn, meine Schläfe, meinen Hals. Als sich seine Zunge erneut einen Weg in meinen Mund bahnt, verstärkt sich das Ziehen zwischen meinen Beinen. Leicht streicht er durch die dünne Bluse über meine Brust.

Dann hält er inne und sieht mir in die Augen.

»Das kann keine gute Idee sein«, sage ich und selbst in meinen Ohren klingt es wie absoluter Quatsch. Ich platze fast. Es ist eine großartige Idee. Die beste Idee, die ich seit Jahren gehabt habe.

Er lehnt sich etwas zurück, ohne mich aus den Augen zu lassen. Seine Brust hebt und senkt sich unter schweren Atemzügen.

Ich könnte gerade genauso gut die letzten Augenblicke meines Lebens vor mir haben. Eine brutale Realität, der ich mich stellen

muss. Ich habe so viele falsche Entscheidungen getroffen. Ist dies jetzt nur eine weitere? Oder bestünde der Fehler gerade darin, Benicio abzuweisen?

Ich nehme seine Hand und führe ihn zum Bett. Er zieht sein Shirt aus und der Raum füllt sich mit dem Duft nach Sonne, Schweiß und Haut. Unter meinen Fingern spüre ich seine glatte Haut, seine Muskeln sind hart, trainiert und bilden ein festes Tal, in dem seine Wirbelsäule liegt. Seine Hände sind überall – auf meinen Schultern, um meine Brüste, legen sich über meinen Mund – und eine sanfte Hitze strömt ihnen entgegen.

Als er seine Finger zum Bund meiner Shorts gleiten lässt, schnappe ich nach Luft. Ist es Angst, die uns treibt? Ist mir mein Verstand jetzt völlig abhandengekommen? Was zum Teufel tun wir nur?

Das Verlangen nach ihm kommt aus den Tiefen meines Seins. Wie ein Instinkt. Ein Urtrieb. Alles erinnert mich einfach an Dee Dee Dawson. Ich spüre, dass ich lachen muss und kann es nicht verhindern.

Benicio hält inne und sieht mich keuchend an. »Was ist?« Auch er muss lächeln.

Ich erinnere mich genau daran, wie ich ihn das erste Mal am Pool gesehen habe, wie das Blut durch meinen Körper schoss und mir den Atem raubte. Was ich fühle, hat in dem Moment seinen Anfang genommen, als ich ihn das erste Mal gesehen habe. Was ich spüre, hat nichts mit meinem Schock oder meiner Angst oder meiner Unfähigkeit zu tun, einen klaren Gedanken zu fassen. Er ist es. Wir beide zusammen. »Nichts«, flüstere ich. Mein Lachen erstirbt und damit auch meine Entschlossenheit, mit dem fortzufahren, was wir begonnen haben.

»Es tut mir leid«, sage ich und rolle mich zur Seite.

Nach einem Moment zieht er meinen Rücken gegen seine Brust und schmiegt sich fest an mich. Ich spüre seinen Atem in meinem Nacken, sein Herz pocht an meiner Wirbelsäule. Draußen vor dem Fenster fallen die ersten Regentropfen und eine Minute später schlägt Benicios Herz schon fast wieder ganz normal.

Regen prasselt. Blitze zucken durch den Raum, dann donnert es krachend, so laut wie ein Schuss.

»Damit hatte ich nicht gerechnet«, sagt Benicio. Ich spüre immer noch seine Brust an meinem Rücken, seine Arme umfassen mich in der heißen, schwülen Luft. Mein Herz schlägt in seinen Händen.

»Mit dem Sturm?«, frage ich.

»Ja. Aber nicht dem dort draußen.« Er drückt mich.

»Womit hast du nicht gerechnet? Dass ich unterbreche, was wir gerade tun wollten?«

Benicio küsst meine Schläfe, seine Lippen sind warm und trocken. »Nein. Ich habe nicht mit so einem Gefühl gerechnet.«

»Was für einem Gefühl?«, gebe ich mich unschuldig.

»Ich glaube, das weißt du genau.«

Ich stoße einen leisen, kaum wahrnehmbaren Seufzer aus.

Regen trommelt auf die großen Palmenblätter. Das Flussbett füllt sich und das Wasser rauscht talabwärts. Ich schließe die Augen und lasse mich treiben, denke darüber nach, dass ich wie eine ausgeschnittene Papierfigur, wie ein flaches, eindimensionales Bild einer Ehefrau und Mutter gelebt habe. Keinerlei Veränderungen, auch nicht in wechselndem Licht. Kein warmes Glühen an den Rändern. Kein Schatten, der aus der Tiefe aufsteigt. Da ist nämlich überhaupt keine Tiefe. Und ich kann niemandem außer mir selbst die Schuld dafür geben.

Ich spüre, wie sich in mir regelrechte Schichten auftürmen, Gräben werden ausgehoben, damit ich hineinspringe und kämpfe. Jonathon ist hier nicht der einzige Feind. Ich bin gut bewaffnet für die Schlacht gegen mich selbst. Schon seit Jahren trage ich einen ganzen Pool schwelender Aggressionen mit mir

herum. Sie haben mein Inneres zerfressen wie Säure und doch habe ich mich geweigert, sie loszuwerden. Was ist in den letzten Monaten passiert, was hat endlich das Fass zum Überlaufen gebracht? Warum bin ich endlich wütend geworden?

Die Erkenntnis trifft mich wie ein Schlag auf den Hinterkopf. Oliver. Es hat etwas mit Oliver zu tun, allerdings anders, als ich bisher gedacht habe. Seine normalen Ängste als Teenager, die ich einfach als das hätte betrachten sollen, was sie sind, und es dabei belassen, haben bei mir selbst Schmerz und Wut ausgelöst. Tag für Tag, Kampf für Kampf sehe ich mich selbst in Oliver. Ich kann mir nicht länger entkommen. Er ist zu meinem Spiegel geworden. Und je wütender er wird, desto stärker spiegelt sich auch seine Wut in mir, und weiter geht es. Wir wiegeln uns gegenseitig so unglaublich auf, dass mein ganzes Leben verzerrt scheint, ein aufgeblasenes Spiegelbild, so unkenntlich geworden, dass es schon ekelhaft ist.

Ich reiße die Augen auf, als Benicio schreit.

Isabel und Leon platzen herein und brüllen irgendetwas, das ich nicht verstehe.

Ich setze mich auf und springe zum Ende des Bettes. Isabel packt mich im Haar. Sie zerrt mich hinüber zum Stuhl und zwingt mich dazu, mich zu setzen.

»Was?«, brülle ich. »Was ist los?«

Isabel schlägt mich erneut. Dieses Mal werde ich, ob sie nun eine Waffe hat oder nicht, zurückschlagen, aber Benicio springt auf und packt Isabel von hinten. Er schleudert sie so hart zur Seite, dass sie gegen die Kante des Bettes fliegt und auf dem Boden landet.

Mit blitzenden Augen wechseln sie einen Blick. Wie eine Erkenntnis, die sich zwischen ihnen breitmacht, die ich aber nicht genau benennen kann. Sehen sie sich plötzlich wieder als

Bruder und Schwester statt als Feinde? Aber es scheint noch mehr dahinter zu stecken.

Leon holt aus und boxt Benicio hart ins Gesicht. Ein lautes Knacken ist zu hören. Benicio schreit in einer Weise, die mir das Herz zerreißt. Er fasst sich an die Nase, durch seine Finger schießt Blut.

Ich versuche, zu ihm zu kommen, aber Isabel zwingt mich zurück auf den Stuhl, in dem sie mir eine Pistole vors Gesicht hält. Diesmal entgeht mir die Bedeutung nicht. Diesmal ist mir klar, dass meine Exekution kurz bevorstehen könnte.

Mit der freien Hand zieht Isabel zwei Plastikfesseln aus der Tasche. Sie tritt hinter mich und bindet meine Knöchel an die Stuhlbeine, fester als beim ersten Mal.

»Bitte!«, rufe ich. »Das ist doch wirklich nicht nötig.«

»Es ist deine eigene Schuld!«, erwidert Isabel.

»Wieso? Was habe ich getan? Ich habe absolut nichts getan! Er lügt. Jonathon belgt euch alle!«

Isabel reißt mir mit übertriebener Gewalt die Hände auf den Rücken. Der Hass kommt ihr aus allen Poren. Kein Irrtum möglich. Die Frau verachtet mich. Sie zieht auch diese Fesseln fest und schlägt mir die Seite ihrer Waffe auf den Kopf.

Ich sage mir, dass ich ruhig bleiben muss. So sehr ich sie auch mit bloßen Händen umbringen möchte, weiß ich doch, dass ein Kampf mit ihr alles nur noch schlimmer machen würde.

Dunkles Blut glänzt auf Benicios Gesicht und Händen. Er wrgt und spuckt einen Mundvoll rotes Blut auf den Boden.

Mir wird gleich schlecht werden.

Leon ruft Isabel etwas zu. Sie verlässt den Raum und kommt mit einem Handtuch zurück. Er reißt es ihr aus den Händen und reicht es Benicio, der den Kopf in den Nacken legt und sein

Gesicht mit dem Handtuch bedeckt. Blut läuft über seinen Hals.

Leon drückt ihn rücklings auf den Stuhl. Er scheint ihn auf Spanisch zu beruhigen, seine Stimme ist plötzlich ganz sanft. Er befestigt Benicios Knöchel an den Stuhlbeinen, dann wartet er, bis Benicio sein Nasenbluten unter Kontrolle hat, bevor er ihm das Handtuch wegnimmt und auch seine Hände fesselt.

Benicio wendet sich mir zu, sein rechtes Auge ist böse geschwollen.

»Ich entschuldige mich, wenn die jetzt schief bleibt«, sagt Leon auf Englisch.

Benicio stöhnt.

Leon schüttelt den Kopf. »Deberias haberme escuchado. Du hättest auf mich hören sollen«, wiederholt er auf Englisch, offenbar um meinetwillen. Dann bringt er Isabel aus dem Raum und schließt hinter ihnen die Tür ab.

Ich ringe panisch nach Luft und kann mich nicht beruhigen.

»Es ist alles gut«, sagt Benicio.

»Nichts ist gut.«

»Das wird es aber werden.« Er klingt, als sei sein Kopf mit Watte ausgestopft.

»Warum tun die das?«

Benicio scheint nach Luft zu ringen. »Ich glaube, ich weiß, wie wir entkommen können«, sagt er. »Was denkst du, welchen Tag wir heute haben?«

»Was du da redest, gibt keinen großen Sinn.«

»Sag es mir einfach.«

»Warum tun die das?«

»Bitte!«, sagt er.

»Jesus. Deine Augen werden ganz schwarz.«

»Bitte!«

»Ich weiß es nicht! Sonntag oder Montag. Wer weiß, wie lange wir am Anfang bewusstlos waren.«

»Ich auch nicht. Aber wir dürfen uns nicht irren.«

»Wieso?«

Er spuckt einen weiteren Schwall Blut auf den Boden. Er keucht, während er spricht, und hat Mühe, durch die Nase zu atmen. »Dienstags morgens hilft Leon immer seinen Eltern, eine neue Touristengruppe in das Apartmenthaus einzuchecken. Paulo, einer von den Schlägertypen draußen, muss ihm mit dem Gepäck helfen. Sein Bruder Roberto ...«, Benicio hält kurz inne und spuckt erneut Blut, »... Gorilla Nummer zwei, der mir beim ersten Mal eine verpasst hat, muss für seinen Vater den Wasserwagen fahren, damit der seine Mutter zur Krebstherapie bringen kann.«

»Was willst du damit sagen?«

»Nur dienstags morgens ist Isabel allein.«

»Und wie lange?«

»Eine Stunde, vielleicht zwei. Und wir haben keine Uhr.«

»Was hast du vor, willst du sie überreden, uns gehen zu lassen?«

Benicio scheint sich ein Lachen zu verkneifen. Die geschwollene Stelle zwischen seinen Augen lässt ihn wie einen Löwen aussehen. »Isabel hat große Pläne.« Er hustet Blut und spuckt es zur Seite, weg von mir. »Ohne Gegenwehr wird sie uns kaum gehen lassen.«

»Was hast du für einen Plan?«

»Einen, den man nur mit Geld kaufen kann.«

»Isabel ist verrückt.«

Benicio legt den Kopf in den Nacken und atmet schwer durch

den Mund.

»Du brauchst einen Arzt, Benicio. Dringend.«

»Ich glaube, ich weiß, wie wir an ihr vorbeikommen.«

Ich versuche mir vorzustellen, wie das alles enden soll. Aber ich sehe nichts als eine Waffe, mit der man mir ins Gesicht schießt. Der Gedanke, dass Oliver ohne eine Mutter aufwachsen wird, nimmt immer klarere Gestalt an. Ich ertrage es nicht. Alles Mögliche rast mir durch den Kopf und aus irgendeinem Grund fällt mir Benny ein. »Was wird mit Isabel geschehen, wenn wir während ihrer Wache entkommen?«, will ich wissen.

Benicio stöhnt.

»Keine Ahnung, warum ich mir darüber Gedanken mache. Sie hat dir eine Waffe an den Kopf gehalten. Du bist vielleicht ihr Bruder, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass sie übermäßig verzweifelt sein wird, wenn dir irgendetwas passiert.«

Ich denke an den Blick, den die beiden gewechselt haben. Er hatte irgendetwas bedeutet. Ich folge meinem Instinkt, selbst als er mir zuflüstert, was ich nicht hören will. Benicio weiß mehr, als er zugibt, und er enthält es mir auch ganz bewusst vor.

Er wendet sich dem Sturm draußen zu. Die Luft ist erfüllt von dem Duft feuchter Erde nach einem Sommerregen. Für einen Moment bin ich überwältigt von den Gegensätzlichkeiten der Situation.

»Wie willst du uns hier rausholen?«, frage ich. »Wie willst du uns von den Stühlen losbekommen?«

»Das zerbrochene Glas.«

»Was ist damit?«

»Du musst dich auf die Seite fallen lassen und dann rüberutschen. Klemm eine Scherbe fest und schneid damit die

Plastikfessel durch.«

»Und du glaubst wirklich, das funktioniert?«

»Ich würde es selbst machen, wenn ich keine Angst hätte, mir den Kopf anzuschlagen und ohnmächtig zu werden.«

»Du brauchst einen Arzt.«

»Das sagtest du bereits.«

Ich stelle mir vor, wie ich vier Kugeln ausweiche, getroffen werde, gefangen, vergewaltigt, geköpft. Ein Schauer überläuft mich.

»Ich weiß nicht, ob es das wert ist«, sagt Benicio. »Ich weiß nicht, ob ich das Risiko eingehen will, dabei getötet zu werden.«

»Und wenn wir nichts unternehmen?«, will ich wissen. »Was glaubst du, wie stehen dann unsere Chancen?«

»Ich denke, irgendwas ist schiefgegangen. Und je länger sie warten müssen, desto wahnsinniger wird es sie machen.«

»Nehmen wir mal an, es gelingt uns zu entkommen. Wo gehen wir dann hin? Zur Polizei?«

Benicio versucht zu lachen. »Ich habe eine ganze Nummer darüber, wie korrupt die mexikanische Polizei ist. Möchtest du sie hören?«

»Nicht unbedingt.«

»Und vergiss nicht, Leon hat deinen Reisepass.«

»Scheiße.«

»Ich denke, wir haben nur eine einzige Chance.«

»Und die wäre?«

»Wir müssen zurück zur Grenze und uns rüberschleichen.«

»Was?« Vor meinem geistigen Auge erscheint eine Karte von Mexiko. »Wir sind Hunderte von Kilometern von der Grenze entfernt. Wie sollen wir denn halb Mexiko durchqueren und uns

dann in die Vereinigten Staaten schleichen, ohne gefasst zu werden?«

»Es ist ja nicht so, dass ich damit keine Erfahrung hätte.«

Nächte in der Wüste, stundenlang versteckt in einem Sattelschlepper, unter Stacheldraht hindurchkriechen. Helfer müssen bezahlt werden. »Und wo sollen wir Geld herbekommen?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe ungefähr dreihundert Pesos in der Tasche für den Anfang.«

Für dreihundert Pesos können wir beide uns gerade mal ein Sandwich kaufen. Ich habe einige tausend Dollar auf meinem Bankkonto. Ich glaube, ich habe auch noch ein paar zehntausend in einem Aktienfonds. Aber im Moment bin ich mir da gar nicht mehr so sicher.

»Das ist einfach lächerlich«, sage ich. »Ich bin Amerikanerin. Ich gehe einfach zu unserem Konsulat und erkläre denen alles. Die werden mir schon helfen. Da bin ich mir sicher. Oder hast du auch eine Nummer über korrupte amerikanische Konsulate in Mexiko?«

Benicio antwortet nicht. Hinter ihm blitzt und donnert es. Es dauert einen Moment, bevor mir klar wird, was ich da eigentlich gesagt habe. Natürlich wird man mir dort helfen. Aber was ist mit Benicio?

»Es gibt ein kleines Konsulat in Nuevo Vallarta, ungefähr acht Kilometer von hier«, sagt er.

»Was ist mit dir?«

Er schweigt erneut.

»Und Oliver«, sage ich. »Sollte ich nicht erst mal nach ihm suchen?«

»Ich habe so ein Gefühl, dass Oliver nicht in der

Ferienwohnung auf dich wartet.«

»Wo ist er?«

»Ich weiß es nicht. Aber dort wird er nicht sein. Das wäre ziemlich dämlich von ihnen. Er befindet sich wahrscheinlich dort, wo auch dein Mann ist. Oder vielleicht hat er ihn auch nach Hause geschickt.«

Nach Hause? Wer sollte sich dort um ihn kümmern? Maggies Familie? Es ist mir im Laufe der Jahre gelungen, mich vollkommen zu isolieren. Es gibt Bekannte, ein paar Nachbarn, aber niemanden, von dem ich mir vorstellen könnte, dass Jonathon ihn um einen solchen Gefallen bittet. Nach dem Überfall in der Bank sind wir zu der Familie geworden, über die in der Zeitung geschrieben wurde. Alle waren sehr freundlich, aber zurückhaltend. Jonathon hat von Leuten aus der Bank erzählt, aber die habe ich nur beim jährlichen Picknick und den obligatorischen Sommerpartys gesehen, wobei ihre Körpersprache die Grenzen deutlich gemacht hat, die zwischen ihnen bestehen.

Wie erklärt er ihm meine Abwesenheit? Erzählt er ihm, ich sei entführt worden? Wenn ja, wird Oliver sich da nicht fragen, warum Jonathon sich nicht an die Polizei wendet? Was ist mit der Schweiz? Wie will er das erklären? Ich presse die Zähne aufeinander und mein ganzer Körper füllt sich mit dunklem, wildem Hass.

»Ich habe keine Ahnung, wer oder überhaupt wie viele Leute in diese Sache verwickelt sind«, sagt Benicio. Das Sprechen scheint ihm immer schwerer zu fallen. »Ich möchte nicht, dass du es hier heraus schaffst und dann gleich von jemand anders geschnappt wirst.«

Wie wahrscheinlich ist das? Ich kann nicht anders, als mich zu fragen, ob er sich um mich Sorgen macht oder darum, dass er

zurückbleibt.

Der Regen hat nachgelassen, der Sturm zieht weiter, der angenehme Duft nach nasser Erde verfliegt.

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass morgen Dienstag ist«, sagt er. »Wir müssen wach bleiben, bis die Sonne aufgeht.« Er spuckt noch mehr Blut zur Seite, aber eindeutig weniger als zuvor. »Das wird gegen halb sechs morgens sein. Sobald sie aufgegangen ist, müssen wir die Zeit schätzen. Die Sekunden zu Stunden addieren, bis wir das Gefühl haben, dass es kurz vor acht ist. Wir lauschen, ob Bewegung ins Haus kommt. Die Autos fahren weg.« Das Atmen strengt ihn sichtlich an. »Ich weiß nicht, wie wir es sonst machen sollten.«

»Hör auf zu reden«, sage ich. »Leg deinen Kopf zurück und drück nicht mehr auf deine Nase.«

Er tut, was ich sage.

Ich stelle mir vor, wie ich zähle. Einundzwanzig, zweiundzwanzig ... Und das stundenlang. Es wird ein Gefühl sein, als würde man Schäfchen zählen. »Wir werden uns abwechseln müssen. Einer ruht sich aus, während der andere zählt, und dann wechseln wir wieder.«

Er gibt ein Stöhnen von sich, das ich für ein Ja halte.

Einige Augenblicke herrscht Schweigen.

»Wie willst Du an Isabel vorbeikommen?«, erkundige ich mich schließlich.

Benicio hebt den Kopf. Die Blutung scheint aufgehört zu haben. »Zunächst müssen wir entscheiden, wann wir gehen«, sagt er. »Wir können nicht einfach ohne irgendeinen Plan hinausrennen. Das wäre Selbstmord. Wenn wir uns nicht klug verhalten, werden sie uns finden.«

Ich sehe mich schon in den Straßen von Puerto Vallarta auf

dem Weg zum Konsulat. Wäre das nicht die erste Stelle, wo sie nach mir suchen würden? Ich spreche die Sprache nicht, kenne mich nicht aus und kann keinem einzigen Menschen vertrauen. Dennoch sind meine Chancen viel besser, wenn ich nur ein paar Kilometer überwinden muss, um mich in Sicherheit zu bringen, anstatt hunderte, um es bis zur Grenze zu schaffen.

»Ich denke, du solltest es im Konsulat versuchen.« Er scheint meine Gedanken lesen zu können. »Geh zurück in die Stadt und ruf ein Taxi. Dann bist du innerhalb einer halben Stunde da.«

»Was ist, wenn die korrupt sind, wie du gesagt hast? Was ist, wenn die wissen, wer ich bin?«

»Mach eine Szene. Schrei deinen Namen. Mach so viele Zeugen auf dich aufmerksam, wie du kannst. Die meisten Leute auf der Straße werden zumindest in der Lage sein zu verstehen, worum es geht. Außerdem gibt es hier überall Amerikaner. Ich denke, dir wird nichts passieren.«

»Und was ist mit dir?«

»Ich weiß es nicht.« Er klingt noch schlimmer als je zuvor. »Mir bleibt wahrscheinlich keine andere Wahl, als zurück über die Grenze zu gehen und alles zu tun, was notwendig ist, um zu überleben.«

Und wo werde ich hingehen, wenn ich erst frei bin? Nach Hause fahren, in meinem eigenen Bett schlafen, mit Oliver mein Leben weiterführen und wie Pech und Schwefel mit ihm zusammen halten, nach allem, was passiert ist? Und Jonathon? Wo ist er? Im Gefängnis? Tot? Oder wartet er nur im Verborgenen, bis er mich das nächste Mal im Tausch für einen seiner Fehler anbietet? Vielleicht kann ich nie wieder nach Hause. Diese Leute wissen, wo ich wohne. Ihre Verbindungen reichen weit über dieses Haus hinaus, dieses Land. Ich fühle mich in einem weltweiten Netz gefangen.

Dann denke ich an Benicio, an uns beide auf dem Bett. Mein Herz zieht sich zusammen, als würde es jedes Gefühl heraus wringen wollen. Wenn es schon mir schwer fällt, diesen Leuten zu entkommen, wie schwierig muss es dann für jemanden sein, der hier aufgewachsen ist? Für jemanden, dessen gut aussehendes Gesicht wahrscheinlich jeder in der Stadt kennt?

Ich muss an Oliver denken.

»Ich kann nicht einfach abreisen, ohne mich davon überzeugt zu haben, dass Oliver nicht in der Ferienwohnung ist.«

»Celia. Von allen Entscheidungen, die du treffen kannst, wünsche ich mir, dass du diese ganz schnell vergisst.«

»Das verstehst du nicht. Du hast keine Kinder.«

»Ich habe Dinge gesehen, die Kindern und ihren Eltern passiert sind, die du dir nicht einmal in deinen kühnsten Träumen vorstellen kannst.«

Ich verstumme. Das ist eine Nummer zu groß für mich. Ich weiß es. Ich habe keine Ahnung, was Benicio durchgemacht hat. Und doch, ich muss zu Oliver. Das steht einfach außer Frage.

»Hast du auch nur die geringste Vorstellung, was sie mit dir machen werden, wenn sie dich ein zweites Mal schnappen?«, fragt Benicio. »Ich garantiere dir, dass Oliver dich niemals wiedersehen wird.«

Das reicht. Ich lasse mich zur Seite fallen, reiße den Stuhl mit. Es gibt ein unangenehmes Geräusch, als ich auf den Boden aufschlage, mit meinem Arm und der Schulter fange ich den harten Sturz ab. Schmerz schießt durch meinen Hals und meinen Rücken. Ich beiße die Zähne zusammen und weigere mich einfach zu schreien. Ich befähle meinem Körper, sich nichts zu brechen. Wie ein Stier atme ich durch meine geblähten Nasenlöcher.

»Celia«, ruft Benicio. Es ist fast ein Schrei.

Ich kämpfe, um Schwung zu holen. Meine gefesselten Füße schießen nach vorn, dann meine Schultern, dann wieder meine Füße.

»Celia!« Sein Flüstern klingt heiser von dem Blut in seinem Rachen. »Celia.« Ich arbeite mit den Beinen und rutsche Zentimeter für Zentimeter auf das Glas zu.

Nachdem ich mindestens eine halbe Stunde mit der Scherbe an meiner Plastikfessel herumgefeilt und mir dabei das Fleisch von der Handfläche geschnitten habe, bekomme ich meine Handgelenke endlich frei. Als ich auch Benicio befreie, ist mein Körper so voller Adrenalin, dass ich glaube, ich könnte ihn einfach aus dem Stuhl heben.

Auf dem Fensterbrett hat sich Regen gesammelt. Ich befeuchte das Handtuch damit und wische sanft das verkrustete Blut aus Benicios Gesicht. Er zuckt vor Schmerzen, seine Augen sind blau und grün. Eins ist zugeschwollen. Er ist nicht in der Verfassung für eine Flucht.

Ich bringe ihn zum Bett und stopfe ihm Kissen unter den Kopf. Er lächelt mich an, so gut er kann und drückt meine Hand. Seine Nase ist riesig. Man kann kaum erkennen, wo sie überhaupt endet und wo der Rest seines Gesichts beginnt.

Ich drücke das Handtuch durch die Gitterstäbe des Fensters und gegen die kühlen, feuchten Blätter davor. Dann gehe ich zurück und lege es über Benicios Nase.

Er stöhnt.

»Stell dir einfach vor, es sei Eis«, sage ich.

Das erste Licht der Sonne erscheint am Horizont. »Ruh dich aus.« Ich hole die Scherbe, mit der ich uns befreit habe.

Ich setze mich neben ihn, das Stück Glas in meiner Hand wie einen Glücksbringer. Lautlos zähle ich. *Einundzwanzig, zweiundzwanzig*. Ich brauche mir keine Sorgen zu machen, dass ich einschlafe. Noch nie in meinem Leben habe ich mich so wach gefühlt.

Alle zehn Minuten kratze ich mit der Scherbe einen Strich in den Beton, es gibt ein Geräusch wie Nägel auf einer Tafel. Ich

bekomme eine Gänsehaut. Vier Stunden mache ich konzentriert weiter, lasse mich keine Sekunde von meiner Aufgabe ablenken. Jede dünne weiße Linie ein Schritt näher zu unserer Rettung. Jede Stunde bringt mich näher zu Oliver.

Benicio schläft mit weit offenem Mund, schnarcht, gurgelnd bei jedem Atemzug.

Ich schätze, es muss ungefähr sieben sein, als ich höre, wie im Haus Türen geöffnet und wieder geschlossen werden. Aber ein Schrei von Benny übertönt die Geräusche, die mir Hinweise geben könnten. Wir müssen jetzt schnell reagieren.

»Wach auf!«, flüstere ich laut in Benicios Ohr. »Beeil dich.«

Schnell stelle ich meinen Stuhl an seinen alten Platz.

Mühsam richtet Benicio sich auf. Er stöhnt. Mit der Hand fasst er sich ins Gesicht.

»Setz dich in deinen Stuhl«, sage ich. »Schnell.«

Wahrscheinlich tut es ihm einfach zu weh, etwas zu erwidern.

»Komm jetzt«, sage ich und helfe ihm in den Stuhl.

Ich greife nach den alten Plastikfesseln und lege sie ihn um die Knöchel, als säßen sie noch fest.

Benicio nimmt die Arme auf den Rücken, als seien sie gefesselt.

Ich nehme mir weitere Plastikfesseln, gleite auf meinen eigenen Stuhl, lege die Plastikbänder um meine Knöchel und warte.

Als die Schlösser geöffnet werden, nehme ich die Hände auf den Rücken.

Benicio murmelte irgendetwas. Ein Gebet vermute ich und wünschte, mir würde auch eins einfallen.

»Isabel!« Benicio ist plötzlich hellwach, ganz bei der Sache. Er redet schnell auf Spanisch.

Isabel wirkt zunächst verwirrt, doch es dauert nicht lange, bis ihre Verwirrung in Wut umschlägt. Sie geht zu ihm und schnauzt ihn ebenfalls an.

Benicio steht der Schweiß auf der Stirn.

Isabel zieht ihre Waffe. Es ist schwer zu sagen, ob sich noch jemand anders im Haus befindet. Deswegen macht Benicio so einen Aufstand, um zu sehen, ob jemand nach dem Rechten sieht. Dass auf Bennys Gebrüll niemand reagiert, ist ein gutes Zeichen dafür, dass wir allein sind.

Ich schreie. Isabel fährt zu mir herum und Benicio springt von seinem Stuhl auf und packt Isabel von hinten. Er schlingt seine Arme um ihre und reißt sie zur Seite, um an die Waffe zu kommen.

Alles passiert so schnell. Isabel taumelt, aber sie lässt auch in Benicios Griff die Waffe nicht los.

Ich hechte zur Seite, als sich der Schuss löst. Ich lande auf meinem Arm und schreie vor Schmerz. Dann schreie ich vor Wut.

Benicio packt Isabels Handgelenk und erneut löst sich ein Schuss. Die Kugel durchschlägt den Sitz des Stuhls, auf dem ich gerade noch gesessen habe. Der Knall ist ohrenbetäubend. Und alle schreien mindestens ebenso laut.

Isabel fuchtelte mit ihrem Arm herum. Sie versucht, mich zu töten.

Es sind nur Sekunden vergangen, seit Benicio von seinem Stuhl aufgesprungen ist, bis zu dem Moment, in dem die Waffe einmal, zweimal und nun ein drittes Mal abgefeuert wurde.

Ein stechender Schmerz und dann ein tiefes Brennen zuckt durch meine Wade.

Benny brüllt am anderen Ende des Flurs, als sei er getroffen

worden.

Benicio schlägt Isabels Handgelenk so hart gegen die Wand, dass die Waffe zu Boden poltert. Isabel schreit. Er schnappt sich die Pistole und richtet die Mündung auf ihr Gesicht.

Ihr Mund formt ein perfektes »O«. Sie heult jetzt und hält sich das verletzte Gelenk.

»Celia?«, fragt Benicio, ohne Isabel aus den Augen zu lassen.

Ich liege immer noch am Boden, der Schuss dröhnt in meinen Ohren. Ich habe Angst, mir mein Bein anzusehen.

»Celia!«, brüllt er.

Ich sehe hin. Blut strömt über meine Wade. Der Anblick des Einschusslochs verstärkt den Schmerz. Ich wische das Blut fort, aber es kommt immer wieder welches nach.

Benny jammert weiter.

Isabel schreit Benicio an.

Benicio schreit nach mir. Er schiebt sich zur Seite, um einen Blick auf mein Bein werfen zu können, ohne Isabel aus den Augen lassen zu müssen. »Scheiße, scheiße, scheiße«, sagt er und funkelt seine Schwester voller Hass an.

»Ich bin okay«, sage ich. »Ich gehe nicht ein. Ich könnte ein, zwei Stiche gebrauchen, aber sonst bin ich okay.«

»Schnell«, sagt Benicio zu mir. »Der Schrank mit den Medikamenten ist im Badezimmer unter dem Waschbecken. Da müsste auch eine Mullbinde sein.«

Ich halte den Atem an und hüpfte ins Badezimmer, wobei ich versuche, mir die Schmerzen während Olivers Geburt ins Gedächtnis zu rufen. Aus dem Schrank hole ich die Mullbinde und eine braune Flasche mit Alkohol. Ich hüpfte zurück, während mir der Schmerz bis hinauf in die Hüfte schießt. Isabel und Benicio stehen sich immer noch genauso gegenüber, wie ich

sie zurückgelassen habe. Benny schreit weiterhin.

Ich setze mich auf die Kante des Bettes. Ich beiße die Zähne zusammen und kippe den Alkohol über die Wunde wie ein Soldat. Spucke bildet Blasen zwischen meinen zusammengepressten Zähnen. Ich reiße ein Stück von der Mullbinde ab und binde es fest um meine Wade. Ich hüpfе hinüber, bis ich direkt vor Isabel stehe. Mehr als alles in der Welt möchte ich ihr das Gesicht zerschlagen, so wie Leon es mit Benicios getan hat. Bennys schrilles Geheule hält mich gerade noch davon ab.

»Los jetzt.« Benicio bedeutet Isabel, vor ihm den Flur hinunter zu gehen.

Das Schlafzimmer, das wir betreten, riecht leicht nach Urin, ist aber sauber und geräumig und ebenfalls mit den gleichen glänzenden Terracottafliesen ausgelegt. Die Möbel und die ganze Einrichtung ähneln unserer Ferienwohnung – warm, farbenfroh, tropisch. Das Doppelbett ist sorgfältig mit einer weißen Tagesdecke bedeckt. An der Wiege hängt ein Moskitonetz über Benny wie der Strahl eines weißen Spotlights.

Isabel will zu ihm.

»Nein!«, sagt Benicio und sie erstarrt.

Er senkt die Waffe, hält sie aber immer noch in ihre Richtung. »Hola Baby«, sagt Benicio freundlich.

Benny strampelt wieder mit den Beinen.

Ich humpele um Isabel herum, mein Bein fühlt sich an, als würde es in Flammen stehen. Ich schiebe das Moskitonetz auseinander. Das Gesicht des kleinen Jungen ist rot und tränenüberströmt. Sein Haar überraschend hell. Er hat kaum mexikanische Züge, obwohl seine Lippen zweifellos von Isabel stammen. »Beeil dich!«, drängt Benicio.

Ich hebe den kleinen Jungen aus seiner Wiege, wie wir es

geplant haben. Benny scheint zuerst zurückhaltend zu sein und starrt mir ins Gesicht. Er sieht zu Benicio und dann zu mir. Er streckt die Hand aus und fühlt mein Haar. Und dann lächelt er und in dem Moment ist mir alles klar.

Selbst wenn ich nicht angeschossen gewesen wäre, hätte ich Schwierigkeiten mit meinem Gleichgewicht bekommen. Ich wende mich Benicio zu. »Oh mein Gott. Mein Gott«, ist alles, was ich sagen kann.

»Leg ihn zurück!«, schnauzt Isabel.

Benny fängt an zu wimmern.

»Sch.« Ich lasse Benny auf der Hüfte meines gesunden Beins reiten und verkneife mir die Tränen so vieler Schmerzen.

Dann wende ich mich an Isabel. »Du hast hier nichts mehr zu melden, Chica.« Ich nehme eine Kinderdecke aus Satin und einen kleinen gelben Kuschelbär aus der Wiege. Ich lächle Benny zu und er lächelt zurück. Eine kleine Version seines Vaters. So sehr Oliver mir ähnelt, ähnelt Benny Jonathon.

Mit einem Arm umfasst er den Kuschelbär und verbirgt sein Gesicht darin. Mit der Decke trockne ich ihm die Wangen und küsse ihn instinktiv auf den Kopf.

»Pasaporte«, sagt Benicio zu Isabel. »Dónde está su pasaporte?«

Isabel starrt auf Benny in meinen Armen.

Benicio beugt sich zu ihrem Gesicht herunter und knurrt etwas auf Spanisch. Isabel zuckt unter seinen Worten zusammen. Sie geht hinüber zu einer Kommode, holt meinen Reisepass heraus und reicht ihn Benicio.

Er reißt ihn ihr aus der Hand und schiebt ihn in seine hintere Hosentasche.

Dann befiehlt er ihr, noch etwas anderes zu tun. Isabel öffnet

eine weitere Schublade, holt ein violettes Tanktop und eine Jeans heraus. Beides wirft sie mir zu.

»Kommt«, sagt Benicio und bedeutet uns, in den nächsten Raum zu gehen. Er ist lange nicht so gepflegt, das Doppelbett ist nicht gemacht und die Vorhänge vor dem Fenster sind noch geschlossen. Isabel zieht ein paar Herrenjeans und ein schwarzes T-Shirt aus einer Schublade und gibt beides Benicio.

Ich werfe einen Blick auf den Verband an meiner Wade, der bereits rot durchweicht ist. Der brennende Schmerz nimmt mit jedem Schritt zu.

Benicio befiehlt Isabel, den Flur zurückzugehen, und ich höre die Wut und die Entschlossenheit in seiner Stimme.

Isabel durchquert den Raum, in dem wir gefangen gewesen sind, und setzt sich auf den Stuhl, an den Benicio gefesselt war. Ich kann es mir kaum verkneifen, sie zu fragen, was für ein Gefühl es ist, jetzt selbst dort gefangen zu sein, doch Isabel lässt Benny nicht aus den Augen. Sie ist eben eine Mutter, die sich um ihren Sohn sorgt, und in diesem Moment kann ich an nichts anderes denken als an Oliver.

Benicio geht rückwärts zur Tür.

»Bitte sehr«, sage ich und setze Benny mit seiner Decke und dem Bär an der Stelle auf den Boden, wo Isabel die Tablett hereingeschoben hat. Zum ersten Mal fällt mein Blick auf meine Sneakers am Fußende des Bettes. Ich lege die Sachen hin, die sie mir gegeben hat, und schlüpfe in meine Schuhe. Vor Schmerz zucke ich zusammen. Mir fällt das zerbrochene Glas wieder ein und ich greife nach dem blutigen Handtuch und nehme damit die Scherben auf. Dann werfe ich alles zusammen aus dem Fenster. Isabel sieht mir benommen zu.

Benicio tätschelt Benny den Kopf und der kleine Junge sieht zu

ihm auf und grinst, als sei das alles ein tolles Spiel.

Ich sammle die Kleidungsstücke ein, den Rest der Mullbinde und den Alkohol. Rückwärts verlassen Benicio und ich den Raum und verriegeln die Tür.

In der Küche zieht Benicio eine Einkaufstüte aus Plastik aus einer Schublade und stopft Chips und Brot und eine Flasche Wasser und Salami aus dem Kühlschrank hinein. Er durchwühlt die anderen Schubladen, findet noch ein Messer, ein Feuerzeug, eine Taschenlampe und noch weitere Plastiktüten. Er verschwindet im Badezimmer und kommt mit Mückenschutz und ein paar Medikamenten im Arm zurück.

Ich habe mir eine der anderen Tüten genommen und alle Sachen hineingeworfen. Ich suche nach Autoschlüsseln oder Handys, aber nichts davon finde ich. Plötzlich durchfährt mich ein fürchterlicher Gedanke. Ich hüpfte den Flur hinunter und treffe auf Benicio, der mir entgegenkommt. »Hat Isabel ein Handy?«

»Scheiße!« Benicio rennt zurück in den Raum. Ich stolpere hinter ihm her. Als wir die Tür aufstoßen, sieht Isabel grinsend von ihrem Handy auf. Sie klappt es zu, hat ihren Anruf gerade erledigt.

Benicio stürmt mit einer solchen Gewalt auf sie zu, dass ich ihn anschreie, er solle ihr nichts tun. Er packt Isabels Handy und wirft es aus dem Fenster. Er schreit noch lauter, aber ich beschwöre ihn mitzukommen, weil uns die Zeit davonläuft.

»Sie können noch nicht weit gewesen sein, als sie sie angerufen hat«, sage ich und mir ist klar, dass uns dieser Fehler das Leben kosten könnte.

Ich verschließe die Tür hinter uns, während Benicio im zweiten Schlafzimmer die Schubladen durchwühlt. Ich komme zu ihm, als er gerade eine Pistole und ein dickes Bündel Dollarnoten hervor zieht.

»Hier.« Er gibt mir eine schwarze Waffe. Jonathon hatte Recht. Sie fühlt sich leichter an, als man erwartet. »Du weißt, wie man damit umgeht?« Benicio lässt, wie ich es aus dem Fernsehen kenne, das Magazin herausspringen und prüft, ob Patronen darin sind. Es ist voll.

»Ich lerne schnell«, sage ich.

Er schiebt das Magazin wieder zurück, bis es einrastet. Sein Gesicht ist so entstellt, dass ich kaum noch erkennen kann, wie er eigentlich ausgesehen hat. »Fertig?«, fragt er.

»Si«, erwidere ich mit einem Grinsen.

Der Plan, den wir uns ausgedacht hatten, wird nicht mehr funktionieren. Wir hatten dabei nicht Benicios gebrochene Nase einkalkuliert und dass ich eine Kugel im Bein haben würde. Wir wollten, so schnell wir konnten, den Hügel hinunterrennen, doch das können wir jetzt vergessen. Jeden Moment wird einer von den anderen zurückkommen. Außerdem hat Benicio von Anfang an recht gehabt. Es ist viel zu riskant. Die Ferienwohnung. Das Konsulat. Die Polizei. Mit alldem würden unsere Gegner rechnen.

Ich sage mir immer wieder, dass ich eines Tages Oliver als Mann erleben werde. Ich werde seine Kinder sehen, meine Enkel. Niemand wird mir das nehmen.

An der Straße können wir nicht entlanggehen, nicht einmal zwischen den Bäumen hindurch den Hügel hinunter. Unsere einzige Möglichkeit zu überleben besteht darin, den Berg weiter hinaufzusteigen, den Dschungel zu durchqueren und auf der anderen Seite wieder hinunterzuklettern.

Als ich mit zwölf eines Nachmittags auf dem Weg von der Schule nach Hause war, kam ein Junge namens Michael Mahon mit seinem Fahrrad über den Bürgersteig auf mich zu gefahren. Er bremste scharf und hinterließ eine schwarze Spur auf dem Asphalt. Er drehte sich um und betrachtete sie, offensichtlich beeindruckt.

»Vor dem Haus steht ein Krankenwagen. Er holt wohl deinen Dad ab«, sagte er.

Wenn Michael den Mund aufmachte, kam grundsätzlich nur Scheiße raus. Er erzählte immer, dass er und seine Mutter eigentlich Millionäre seien und sich verstecken müssten. Dass sie in dem kleinen, verbauten Haus lebten, damit niemand merkte, wie viel Geld sie besaßen, und Michaels Vater, wo immer er auch hin verschwunden war, nicht zurückkam und ihnen alles wieder wegnahm. Er behauptete auch, von königlichem Geblüt zu sein, den schwarzen Gürtel in Karate zu besitzen, der Hüter von geheimen Codes zu sein, und wenn er im Sommer wegfuhr, prahlte er damit, in Frankreich Urlaub gemacht zu haben. »Merci beaucoup«, antwortete er auf grundsätzlich alles, bis ihn irgendwann mal ein anderer Junge auf dem Spielplatz verdrosch.

Ich ging einfach um ihn herum.

»Das ist kein Witz«, sagte er.

»Du bist ein Lügner«, erwiderte ich und ging weiter.

»Bin ich nicht.«

»Mein Dad ist bei der Arbeit, du Idiot.«

Ich konnte hören, wie er hinter mir sein Rad umdrehte und mir folgte. Ich war nur noch vier Blocks von zu Hause entfernt.

»Ich wusste, dass du hier lang kommen würdest. Ich hab dich

früher schon mal gesehen.«

»Ach ja?«

»Und ich weiß, wo du wohnst.«

Irgendwie gefiel mir das nicht, obgleich heutzutage ja jeder weiß, wo der andere wohnt. »Na und?«

»Und ich weiß, was ich bei eurem Haus gesehen habe.«

»Lass mich in Ruhe«, sagte ich. »Oder ich schreie ganz laut, dass du mich vergewaltigen willst.«

»Okay, du Zicke. Ganz wie du willst. Aber der Mann auf der Trage sah genau aus wie dein Vater.«

Mir drehte sich der Magen um. Ich war jetzt drei Blocks von zu Hause entfernt, aber irgendwie fühlte es sich noch viel weiter an. Mein Vater hatte sich am Morgen darüber beklagt, dass er sich müde fühle. Meine Mutter hatte erwidert, dass er auch nicht gut aussehe und vorgeschlagen, er solle zu Hause bleiben.

Entweder hatte Michael mir einen bösen Streich spielen wollen oder mein Vater wurde tatsächlich von einem Krankenwagen abgeholt. Beides war schlimm.

Ich rannte los, während ich mit meinem großen Matheheft und zwei Büchern aus der Bibliothek kämpfte, die in Plastik eingeschlagen waren. *Wer die Nachtigall stört* und *Ein Baum wächst in Brooklyn*. Meine Hände klebten verschwitzt an dem Plastikeinband. Ich musste dreimal anhalten, weil sie mir zu Boden fielen.

Ich hörte die vielen Stimmen schon, noch bevor ich um die Ecke bog, sah das zuckende rote Licht, das sich in den Autos der Nachbarn spiegelte. Ich erreichte unser Grundstück, als der Krankenwagen gerade abfuhr.

Mehrere Nachbarn standen auf der Straße um meine Mutter herum. Mrs. Barbary strich ihr über den Rücken. Sie sah mich

kommen und drehte meine Mutter zu mir herum.

Meine Mutter hielt ihre Fäuste vor die Brust gepresst, ihre Wangen waren tränenüberströmt. Ihre Hände zitterten, als sie sie mir auf die Schulter legte. »Steig in den Wagen. Wir müssen zu Daddy ins Krankenhaus.«

»Was ist passiert?«

»Ich glaube, er hatte einen Herzinfarkt. Mach schnell. Ich möchte nicht, dass er sich fragt, wo wir bleiben.«

»Aber ich dachte, er sei bei der Arbeit«, sagte ich, während ich zu verstehen versuchte, was eigentlich geschehen war. Mein Vater hatte mich am Morgen auf dem Weg zur Arbeit an der Schule abgesetzt, seine Aktentasche hatte wie immer zwischen uns auf dem Vordersitz gelegen. Er war zur Arbeit gefahren und deshalb konnte der Mann im Krankenwagen nicht mein Vater sein.

»Er hat sich mittags krankgemeldet und ist nach Hause gekommen«, erklärte Miss Barbery, als könne sie meine Gedanken lesen.

Wenn ich nur auf Michael Mahon gehört hätte. Wenn ich nur sofort nach Hause gerannt wäre, als er etwas von dem Krankenwagen gesagt hatte. Ich hätte nicht die letzte Gelegenheit verpasst, noch einmal mit meinem Vater zu reden. An jenem Morgen hatte er mich angebrüllt, dass ich mich beeilen solle. Er hat nicht oft geschrien. Es war ihm nicht gut gegangen. Aber ich hatte nicht auf ihn gehört. Es war mir egal. Ich wechselte mein T-Shirt zum zehnten Mal, und wir kamen beide zu spät.

Ich wollte mich bei ihm entschuldigen. Ich wollte ihm sagen, wie sehr ich ihn liebe. Ich wollte, dass er mich fragt: »Und was hat mein kleiner Rabenkopf vor?«

Noch bevor er das Krankenhaus erreichte, hörte sein Herz für

immer auf zu schlagen. Michael Mahon hatte zum ersten, vielleicht zum einzigen Mal in seinem Leben die Wahrheit gesagt.

Ich denke darüber nach, während ich zwischen Büschen und Bäumen an einem Gebirgsbach mit Stromschnellen entlang hinter Benicio den Berg hinauftrotte. Ich versuche, an irgendetwas anderes zu denken, als an Jonathons Lügen und den Schmerz in meinen Beinen. Meine Schienbeine jucken von den vielen winzigen Kratzern. Ich habe nie eins dieser Bücher zu Ende gelesen. Bis zum heutigen Tage kann ich nicht mal einen Blick darauf werfen, ohne dass mich ein Gefühl von Verlust überfällt. Ich bin nie gut in Mathe gewesen, aber nach dem Tag damals konnte ich kein Mathebuch mehr öffnen, ohne daran zu denken, wie es mich von meinem Vater ferngehalten hatte, in dem es mir immer wieder aus der Hand gefallen war. Ich hasse Mathe. Und Finanzwesen ebenso. Es half mir auch nicht besonders, dass meine Mutter damals anfang, sich für den Aktienmarkt zu interessieren. Als ich älter wurde, hatte ich dann zwar verstanden, dass sie gezwungen war, irgendetwas zu tun, um das fehlende Einkommen meines Vaters auszugleichen. Aber damals hatte ich immer ein komisches Gefühl im Magen, wenn ich sah, wie sie über die Sonntagszeitung gebeugt akribisch den Dow Jones durchging.

Moskitos zerstechen meine Haut, von der Hitze und durch den Blutverlust wird mir schwindelig. Heiseres Kreischen, Schreie, Bellen. Die Geräusche der Tiere des Dschungels zerren an meinen Nerven. Bei jedem Schritt blüht der Schmerz in meinem Bein auf und die ganze Zeit muss ich an Zahlen, an Geld und Finanzen denken und die Macht, die all das besitzt, um einen Menschen erfolgreich zu machen oder sein Leben zu zerstören, und ich hasse es nur umso mehr.

Ich erinnere mich an die vielen Male, die Jonathon in der Küche saß und mit gerunzelter Stirn seinen Laptop betrachtete, und wie schnell er dann ein Lächeln aufsetzte, wenn ich an ihm vorbeiging. Als habe man einen Schalter umgelegt. Wieder an, wieder aus. Hatte er Isabel gemailt? Inzwischen hat er wahrscheinlich das Geld sowohl von meinem Girokonto als auch meinem Sparkonto abgeräumt und das Depot meiner Mutter geplündert, das allerdings so bescheiden ist, dass es mich nur in sentimentaler Hinsicht schmerzt, was Jonathon mit Leichtigkeit übergehen wird. Aber dieses Aktiendepot gehört zu den wenigen Dingen, die mir von meiner Familie geblieben sind. Einer der letzten Beweise dafür, dass es mal einen Ort gegeben hatte, wo ich hingehörte.

Jonathon hat mich wegen so vieler Dinge angelogen, ist zu mir ins Bett gekrochen, hat mit mir geschlafen und mir gesagt, er würde mich lieben, und so getan, als sei ihm nichts wichtiger, als mich glücklich zu machen, doch in Wirklichkeit hat er mir nur im Weg gestanden.

Nachdem wir uns eine Stunde durch den Dschungel gekämpft haben, machen Benicio und ich halt, um etwas zu trinken.

»Du musst den Verband wechseln«, sagt er. Er hatte mir Antibiotika und Tylenol mit Codein gegeben, was sich auf die Schmerzen allerdings kaum ausgewirkt hat.

Der Mull ist blutdurchtränkt. Meine ganze Wade geschwollen.

»Setz dich«, sagt Benicio, dessen Gesicht hier draußen fast noch entstellter wirkt. Was müssen wir beide für ein Anblick sein? Grässliche Kreaturen, die wie halb verzehrte Beute durch den Dschungel fliehen.

Ich ziehe die Waffe aus dem Bund meiner Shorts und setze mich langsam auf den Boden. Der Schmerz pulsiert tiefer in meinem Bein, sobald die Belastung wegfällt.

»Achte auf Schlangen«, sagt Benicio. Er lagert meinen Fuß auf ein Stück Holz.

Ich denke, er macht Witze, aber dann begreife ich, dass es hier natürlich Schlangen gibt und auch noch vieles andere, wovon ich nicht mal eine Ahnung habe.

Er löst den Verband von meiner Wade, darunter kommt ein Loch von der Größe einer Weintraube hervor.

»Die Kugel hat dir ein Stück Fleisch aus dem Bein gerissen«, sagt er und saugt mit den sauberen Enden des Verbands das Blut aus der kleinen Höhlung.

Ich beiße mir auf die Fingerknöchel, um nicht laut aufzuschreien. Selbst die kleinste Berührung ist nicht zu ertragen.

»Das müsste genäht werden«, sagt er

»Ich könnte ja einen Korken benutzen.«

»Du bist schon witzig«, sagt er.

»Du bist der erste Mensch, dem das auffällt.«

»Vielleicht ist es eine Seite von dir, die nur in Mexiko zum Vorschein kommt.«

»Nachdem ich einen Komiker geküsst habe. Wer weiß das schon? Einmal ist immer das erste Mal.«

»Stimmt. Vielleicht zeigt sich das nur, wenn dein Mann dich entführen lässt.«

Einen Moment hält er meinen Blick fest und probiert zu lächeln. Getrocknetes Blut hat sich in die Falten an seinem Hals gesetzt und beginnt sich im Schweiß wieder aufzulösen. »Es tut mir leid«, sagt er. »Du hast das nicht verdient. Nichts von alledem hast du verdient.«

Ich lasse meinen Kopf zurück auf den Boden sinken und blicke hinauf in die Baumwipfel, während ich mich daran erinnere, wie

ich auf den Fächerahorn in meinem Garten gestarrt habe und überzeugt gewesen bin, dass es nicht mehr schlimmer kommen könne.

Benicio holt das frische Stück der Mullbinde und den Alkohol heraus. Ich weiß, was kommt, drehe den Kopf zur Seite und beiße die Zähne zusammen. Kochende Lava wird in mein Bein geschüttet. Ich schreie auf und trommle mit den Fäusten.

»Es tut mir leid«, flüstert er. »Es tut mir so leid.«

Ich bedecke meine Augen und hole ein paarmal tief Luft, während mich Krämpfe schütteln. Ich konzentriere mich auf unseren Plan, bei Dunkelheit den Kiosk zu erreichen, von wo die Touren durch die Baumkronen starten. Ich verliere meine Zuversicht. Unsere einzige andere Möglichkeit besteht darin, uns einen weiteren vollen Tag zu verstecken, bevor er wieder schließt. Schließlich können wir ja nicht einfach zu dem Kiosk gehen, etwas zu Essen und Eis kaufen, ohne dass man uns bemerkt. Wir müssen nachts dort einbrechen. Uns vielleicht sogar auf der Toilette einschließen, um ein paar Stunden zu schlafen.

Sanft verbindet Benicio mein Bein.

Ich öffne die Augen und denke an Isabel und Benny. »Deine Schwester wollte mich töten«, sage ich. Insekten umschwirren uns. Ich durchsuche den Beutel nach dem Anti-Mücken-Spray. »Ich habe es in ihren Augen gesehen. Sie hat auf meinen Kopf gezielt.« Ich sprühe etwas in die Luft, dann auf meine Arme und meinen Hals und dann noch etwas in meine Handflächen, um mein Gesicht damit einzureiben.

Benicio sieht nicht auf. Er reißt das Ende der Mullbinde der Länge nach ein Stück ein, sodass es aussieht wie die Zunge einer Schlange, und bindet mir das Bein direkt über der Wunde ab.

»Zumindest verstehe ich jetzt, warum sie mich hasst.«

»Sie will nur das Geld.«

»Warum hast du mir das nicht gesagt?«

»Was hätte das gebracht?«

»Ich hätte gewusst, womit ich es zu tun habe.«

»Was hättest du dann anders gemacht, wenn Du es gewusst hättest?«

»Ich weiß es nicht.«

»Vergiss meine Schwester einfach. Sie ist unser geringstes Problem. Bei dem Tempo, mit dem wir vorankommen, glaube ich nicht, dass wir den Kiosk vor Sonnenuntergang erreichen.« Er steht auf und streckt mir seine Hand hin.

Ich greife nach meiner Waffe und erlaube Benicio, mich auf die Füße zu ziehen. »Der kleine Junge ist der Bruder meines Sohnes.«

»Das tut mir leid.« Er legt mir eine Hand auf die Wange. »Ich versuche nur, dafür zu sorgen, dass wir überleben, und ich fürchte, wir haben zu viel Zeit verloren.«

Ich wende mich ab und schiebe die Waffe in meinen Hosenbund. Als ich mein Bein belaste, schießt mir der Schmerz bis hinauf in den Rücken. Er raubt mir den Atem, aber ich gebe mir alle Mühe, es nicht zu zeigen.

»Sie glauben wahrscheinlich, dass wir den Berg hinuntergelaufen sind«, sagt Benicio. »Aber ich will sie lieber nicht unterschätzen.«

»Ich kann nicht schneller laufen«, sage ich.

Benicio sieht mir in die Augen. »Es ist nicht deine Schuld. Probieren wir einfach, was dein Bein aushält. Du verlierst immer noch ziemlich viel Blut.«

Wir beide starren auf den Verband, auf dem sich bereits

wieder Blutflecken zeigen. »Scheiße«, sage ich.

Benicio wendet den Kopf ab, als würde er einem Gedanken nachhängen.

»Komm jetzt. Ich schaffe das schon«, lüge ich.

»Da bin ich mir nicht sicher.«

»Was ist mit deinem Gesicht?«, will ich wissen. »Sollten wir deswegen nicht auch irgendetwas unternehmen?«

»Ich brauche Eis und einen Arzt. Und beides gibt es hier im Dschungel nicht besonders häufig.«

»Es sieht schlimmer aus, als du dir vorstellen kannst.«

»Da bin ich mir sicher.«

Mit dem Absatz seines Schuhs gräbt er ein Loch in den Boden und lässt meinen alten blutigen Verband hinein fallen. Er schiebt Erde darüber und nimmt mich bei der Hand. »Das hier ist kein Wettbewerb«, sagt er und ich denke daran, wie ich an seiner Brust geweint habe, an die Hitze seines Kusses, wie sein Herz an meinem Rücken gepocht hat. Wieder berührt er meine Wange. »Egal, wie es ausgeht, wir stecken da beide drin.«

Benicio lenkt mich von meinen Schmerzen ab, indem er mir Vanilleschoten und Kaffeebäume zeigt, so als befänden wir uns auf einer Tageswanderung, um uns die Gegend anzusehen. Er zeigt mir auch Sittiche, die immer wieder zu einem Termitennest fliegen, das sie ausrauben, um ihre Brut zu füttern. Er erzählt mir von all den Tieren, die uns wahrscheinlich über den Weg laufen werden. Dachse, Gürteltiere und Totenkopffäffchen. Eidechsen, Leguane und unzählige Arten von Vögeln, alle mit leuchtend bunten Federn in Grün und Gelb.

»Sag mir doch einfach, was davon mich fressen wird«, erkläre ich.

»Jaguare, obwohl die eigentlich fast nie jemand sieht. Aber es gibt die giftige Skorpion-Krustenechse. Von denen habe schon einige gesehen. Und Vogelspinnen natürlich.«

»Meinst du das jetzt ernst?«

»Und jede Menge Schlangen.«

»Wenn wir es nicht bis zum Kiosk schaffen, wo werden wir dann die Nacht verbringen?«

»Hier irgendwo. Uns bleibt keine andere Wahl.«

Ich lasse meinen Blick über das dichte Unterholz streifen und sehe einen Parotabaum, aus dem die Indios ihre Kanus bauen. Ich stelle mir vor, wie ich am Boden liege und Schlangen und Vogelspinnen über meinen geschundenen Körper kriechen. Irgendwelche Insekten werden sich in meine Wunde einnisten. Wir hätten genauso gut versuchen können, das Konsulat zu erreichen. Erledigt sind wir so oder so.

Es dauert nicht lange, bis wir wieder eine Rast einlegen müssen. Ich gebe mir Mühe, meinen Schmerz zu verbergen, aber Benicio beobachtet mich genau und bittet mich anzuhalten,

um noch eine Runde Tylenol mit Codein auszugeben. Auch er schluckt eine Dosis.

Der Fluss ist voller donnernder Stromschnellen, und es ist schwer, sich zu verständigen. Doch plötzlich weht unverkennbar Gelächter zu uns herüber. Wir bleiben stehen.

Benicio schiebt mich hinter sich und zieht seine Waffe. Ich greife nach meiner eigenen im Hosenbund, bin aber plötzlich unsicher, was ich damit tun soll. Ich kann mir durchaus vorstellen, sie zu benutzen, um Leute zu bedrohen, wie man das im Film sieht. Ihnen Anweisungen zu erteilen, damit sie das tun, was ich will. Aber damit schießen? Selbst jetzt, nach all dem, was passiert ist, nachdem ich selbst angeschossen worden bin, scheint es für mich überhaupt nicht infrage zu kommen.

Wir ducken uns hinter einen Strauch Bambus. Benicio nimmt meine Waffe und zeigt mir, wo der Sicherungshebel ist. »Dann musst du nur noch den Hahn spannen, Kimme und Korn in eine Linie mit deinem Ziel bringen und abdrücken.« Er redet davon, mit einer Pistole zu schießen, als sei's nichts anderes, als einen Drink zu mixen. Nimm das, dann mach das, dann tu das.

Wieder überläuft mich ein Schauer der Angst.

Dem Gelächter, das der Wind zu uns herüberträgt, folgen Schreie.

Hinter einem Parotabaum gehen wir in Stellung. Meine Hand schwitzt am warmen Metall der Waffe.

Touristen mit gelben Helmen auf dem Kopf rauschen in einem aufblasbaren Floß über die Stromschnellen. Lachend stoßen sie orangefarbene Paddel in das aufgewühlte Wasser, um auf Kurs zu bleiben. Sobald sie vorbei sind, folgen ihnen zwei weitere aufblasbare Flöße in gleicher Weise. Danach ist nichts mehr zu hören, außer dem Wasser, das über die Steine rauscht.

Benicio legt den Sicherheitshebel wieder um und schiebt die

Waffe in seine Jeans. Er atmet einmal tief durch.

Mir fällt auf, dass ich meine Pistole nicht mehr in der Hand halte. Ich habe sie fallen lassen, ohne den Sicherungshebel umzulegen.

»Wir sind schon näher am Kiosk, als ich dachte«, sagt Benicio. »Lass uns noch ein wenig ausruhen. Dein Bein etwas entlasten.«

Ich schüttle den Kopf.

»Wenn wir es übertreiben, wirst du irgendwann überhaupt nicht mehr laufen können.«

Ich weiß, dass er recht hat, aber ich will meine eigenen Entscheidungen treffen. Früher habe ich das nicht oft genug getan und das ist ein Hauptgrund, warum ich jetzt in diesen Schwierigkeiten stecke.

Benicio räumt eine Stelle an einem Baum frei. Er setzt sich mit dem Rücken gegen den Stamm. »Komm her«, sagt er und klopft sich auf den Schoß. »Leg deinen Kopf hierhin und ruh dich aus.«

Ich habe die halbe Nacht gezählt und davor war ich an einen Stuhl gefesselt.

Ich lege meinen Kopf auf seinen Schenkel und spüre, wie sich Wärme in meinem Bauch ausbreitet. Er streicht mir eine Strähne aus dem Gesicht und fährt mir mit einem einzelnen Finger durchs Haar, bis ich in einen unruhigen Schlaf falle und davon träume, immer auf der Stelle zu rennen.

Als ich aufwache, betrachtet er mich.

»Deine Finger haben gezuckt«, sagt er. »Und du hast ein paarmal gestöhnt.«

»Wie lange war ich weg?«

»Höchstens anderthalb Stunden.«

»Was!« Ich fahre hoch und verziehe vor Schmerz das Gesicht.
»Warum hast du mich so lange schlafen lassen?«

»Das Bein muss heilen.«

Ich schlucke trocken und wende mich ab.

Er steht auf und klopft sich den Schmutz von den Shorts. »Wir sind vielleicht schon näher am Kiosk, als ich dachte, deswegen kann aber immer noch etwas schiefgehen.«

Ich strecke meine Hand aus und Benicio hilft mir auf. Mein Bein ist noch mehr angeschwollen. »Oh Gott«, stoße ich hervor, bevor ich es verhindern kann. Wie viel Codein brauche ich denn noch, damit es besser wird?

Benicio legt meinen Arm um seine Schulter. »Lass uns rüber zum Wasser gehen«, sagt er. »Die Kälte wird deinem Bein gut tun.«

»Aber da sind wir ungeschützt.«

»Wir werden uns beeilen.«

Mein Bein ist inzwischen vollkommen hart und so heiß wie ein Grillrost.

Vorsichtig lasse ich mich auf den Steinen nieder, fest entschlossen, nicht zu schreien. Der Schmerz ist noch schlimmer geworden, wenn das überhaupt möglich ist. Mir ist schwindlig, und ich habe Angst, ohnmächtig zu werden.

Benicio zieht mir meinen Sneaker aus und ich tauche mein Bein langsam ins Wasser. Die Strömung zerrt so schmerzhaft daran, dass ich es sofort wieder herausziehe.

»Hier.« Er klemmt einen Ast zwischen zwei Steine und erzeugt einen kleinen Strudel. Das Wasser wirbelt nun sanft im Kreis und hat nicht mehr die Kraft und Geschwindigkeit des reißenden Stroms.

Ich beiße die Zähne zusammen und senke mein Bein wieder

hinein, fest entschlossen, es nicht zurückzuziehen. Nach ein paar Minuten dringt die Kälte durch die Haut und beruhigt die brennenden Nerven. Endlich spüre ich etwas Erleichterung.

Libellen flitzen über den Fluss. Ohne die Brise des Ozeans ist die Luft schwer und feucht. Meine Haut ist verschwitzt, verdreckt und voller Insektenbisse. Das Anti-Mücken-Spray aus dem Discounter hat keine Chance gegen die Insekten des Dschungels.

Benicio wühlt in der Tüte mit den Nahrungsmitteln. Er schneidet die Salami in kleine Stücke und steckt sie zwischen Brot scheiben. Dann reicht er mir dieses behelfsmäßige Sandwich.

Sich selbst reist er kleine Stücke von dem Brot ab und kaut sie mit offenem Mund, damit er atmen kann. Eine schiefe Beule mitten auf seiner Nase erscheint im Sonnenlicht noch größer. Mit Sicherheit wird etwas davon zurückbleiben. Jedes Mal, wenn er in Zukunft in den Spiegel blicken wird, jedes Mal, wenn ihn jemand fragen wird, woher er das hat, wird er an mich denken. Und jedes Mal, wenn ich meine Wade wahrnehme, werde ich an ihn denken. Wir haben Spuren beieinander hinterlassen, Narben wie Tattoos, die den Namen des anderen tragen.

»Wäre es nicht viel leichter für dich gewesen, einfach in das Familiengeschäft einzusteigen?«, erkundige ich mich. »Ich meine, jetzt läufst du hier im Dschungel mit einer gebrochenen Nase um dein Leben, anstatt es dir in deinem Haus am Strand gut gehen zu lassen.«

Er lacht kurz auf und blickt mich an, sagt aber nichts.

Mein Bein fühlt sich etwas taub an. Das Codein und die Kälte tun endlich ihre Wirkung.

Wir essen schweigend, werfen immer wieder einen Blick den

Fluss hinauf und beobachten die Bäume hinter uns. Egal, aus welcher Richtung jemand kommt, wir sitzen wie auf dem Präsentierteller. Das Rauschen des Wassers macht es praktisch unmöglich zu hören, wenn Schritte sich nähern.

»Wir beeilen uns lieber«, sage ich, auch wenn ich die Worte nur noch schwer über die Lippen bekomme. Mein Körper bettelt um Ruhe. Schweig.

Benicio zieht sein Shirt aus. Die deutlich erkennbaren Muskeln unter seiner glatten dunklen Haut wirken so wunderschön vor den Steinen und der Sonne, dem weißen Schaum, der hinter ihm aufgewirbelt wird, dass ich vergesse weiterzukauen. Mein Herz pocht und dann fühle ich einen spitzen Schmerz, als ich daran denke, wie ich mit ihm auf dem Bett gelegen habe.

Er steht auf und lässt seine Shorts fallen.

Mir steigt die Röte ins Gesicht.

»Ich verspreche, dass ich mich beeilen werde«, sagt er.

Erst jetzt fällt mir wieder ein, dass ich ja kauen muss. Er krabbelt über die großen Steine wie ein Krebs, die Muskeln in seinen Armen und Beinen arbeiten unter seiner Haut. Mit den Füßen voran lässt er sich hinter einigen Steinen, die verhindern, dass er fortgespült wird, ins Wasser gleiten. Er legt den Kopf in den Nacken, um sein Haar einzuweichen und wischt sich das getrocknete Blut von Gesicht und Hals.

Codein ist etwas Wundervolles. Ich kann mir leicht vorstellen, wie es hier mit ihm wäre, unter anderen Umständen. Ein Pärchen, das im Paradies schwimmen geht. Meine Lieder schließen und öffnen sich wie der Verschluss einer Kamera und halten diesen Augenblick für immer fest.

Benicio steigt aus dem Wasser und sammelt seine Sachen ein. Ich hebe eine Hand, um ihn daran zu hindern, sich anzuziehen. Ich habe den Schmerz in meinem Bein vergessen,

genau wie meine Wut, meine Hemmungen und meine Ängste. Ich bin ein Drache, der sich von den Fesseln seines früheren Lebens befreit hat. Ich fliege los. Bin schon viel zu hoch, um noch gefangen zu werden.

»Komm her«, sage ich und rutsche hinter das halb hohe Unterholz. Ich ziehe mir die Bluse über den Kopf und hake meinen BH auf.

Benicio breitet seine Sachen auf dem Boden aus, damit ich mich darauf legen kann. Dann gleitet er neben mich, er ist erregt.

»Das ist verrückt«, sagt er.

»Ich weiß.«

»Das Codein?«

»Vielleicht.«

Ich spüre, wie Benicios Verlangen steigt.

Ich schiebe meine Shorts nach unten und nehme ihn im gleichen Moment in meine Hände, als er seine Finger zwischen meine Beine gleiten lässt. Der Boden unter uns scheint nicht besonders fest zu sein und fast erwarte ich, hindurchzubrechen und zu verschwinden.

Es ist alles so anders, als ich es mit Jonathon erlebt habe. Ich bin so bereit für ihn und er könnte jede Sekunde in meinen Händen explodieren. Und all das passiert nicht aus Gewohnheit, Routine oder Effektivität. Ein Mahlstrom scheint mich mitzureißen. Nichts hält mich am Boden, weiter und weiter zieht es mich weg. Nirgends ein Halt.

Ich stöhne. Grabe meine Fingernägel in die Erde. Schweiß brennt in meinen Augen, tropft zu Boden, vermischt sich mit Benicios. Tief in meinem Bein pulsiert der Schmerz und doch habe ich mich noch nie in meinem ganzen Leben so euphorisch

gefühlt, so frei. Fort sind die Qual und die Einsamkeit und all die Lügen. Fort ist auch die Wut. Ich habe mir den Weg zum Glück frei gekämpft.

Ich will, dass es anhält. Ich gebe dem Druck nach, wende meine Lippen ab, aber unsere Körper sind so unwiederbringlich verloren in einer mächtigen Kraft, die uns zueinander zieht, dass mein Zögern nur Sekunden dauert.

Danach liegt Benicio auf dem Rücken und lacht in den Himmel. Er scheint meine Gedanken lesen zu können. Ja, es ist albern. Einfach alles. Unsere Vergangenheit, wie wir uns gefunden haben, die Tatsache, dass wir jetzt zusammen sind, wo wir doch eigentlich schon hätten tot sein sollen. Es ist das Beste, das uns je passieren konnte am schlimmsten Tag unseres Lebens.

Benicio schließt die Augen und setzt sich auf, mein Körper ist immer noch berauscht vom Glück. Ich bin trunken, nackt, voller Sand wie ein rosa Hähnchen, das man in Panade gerollt hat.

Ich versetze Benicios Schulter einen Stoß.

Abrupt öffnet er die Augen und sieht sich um.

»Habt ihr als Kinder auch immer paniertes Hähnchen gegessen?«

Benicio zieht sein Hemd über und lacht. Über mich.

»Und?«

»Nein.«

Ich höre Bellen. Aber nicht wie von einem Affen. Es klingt nach einem großen Hund. »Gibt es hier draußen wilde Hunde?«

Ich lausche in den Dschungel. Da ist es wieder.

Benicio streift Shorts und Schuhe über.

Ich ziehe mich schnell an.

»Geh hinter den großen Baum«, sagt er.

Ich sehe mich um, was ich mitnehmen kann. Der Baum ist

mindestens zwanzig Meter entfernt.

»Ich hole die Sachen, geh einfach«, sagt er.

Ich schiebe die Waffe in den Bund meiner Shorts und humple hinter den Baum, während ich leise über die Schmerzen grunze und fluche, während ich wieder an den Schuss denken muss. Benicio ist fast zehn Meter hinter mir, auf freier Fläche, den Beutel mit den Nahrungsmitteln in der Hand, als die Hunde erneut bellen. Sie sind nah. Sehr nah. Benicio rennt, duckt sich, krabbelt über den Boden.

Dann der laute Knall eines Schusses. Noch einer. Ich blicke in die Richtung, aus der er gekommen zu sein scheint. Die Hunde bellen ununterbrochen wie verrückt.

Über mir rascheln Zweige. Kleine langbeinige Affen springen von Baum zu Baum, krächzen und zwitschern voller Panik.

Als ich mich umdrehe, erwarte ich Benicio hinter mir zu sehen, seine bernsteinfarbenen Augen und die gebrochene Nase. Ich spüre schon die Berührung seiner Hand auf meiner Schulter, rieche den leichten Wind, der mir den Duft seiner feuchten Haut zuträgt. Aber da ist niemand. Benicio ist nicht näher gekommen. Er liegt mit dem Gesicht nach unten im Gras. Seine Arme und Beine sind ausgestreckt, als würde er die Erde umarmen. Egal, wie lange ich ihn anstarre, er liegt einfach da, leblos wie ein Toter.

Zuerst mein Vater. Dann meine Mutter. »Sie ist von uns gegangen«, sagte die Schwester zu mir. Aber ich wusste es schon. Die welke Hand meiner Mutter unter meiner war kühl und leicht wie ein totes Vogelkind. Wir waren allein im Krankenzimmer, als ich flüsterte: »Es ist alles gut, Mom. Du kannst jetzt gehen.« Ich habe es nicht so gemeint. Nichts war gut daran, dass meine Mutter mich verließ, und ich hätte es am liebsten zurückgenommen. Der zarte Laut ihres letzten Atemzugs war eindeutig. Als ihre Seele ging, nahm sie auch den letzten Funken Energie mit, den ich noch hätte spüren können.

Irgendetwas Düsteres und Jämmerliches erfasste mich. Blass schlich ich an der Schwester vorbei. Draußen stand die Sonne am makellos blauen Himmel. Männer und Frauen bevölkerten Läden und Cafés. Kinder weinten, dann lachten sie wieder. Irgendwie schaffte es das Leben weiterzugehen. Aber durch die wechselnde Linse der Trauer sah nichts mehr so aus wie zuvor.

Noch wochenlang ging ich am Krankenhaus vorbei und erwartete irgendwie, dass die automatischen Türen aufgleiten würden und meine Mutter lachend herauskäme, um mir zu erzählen, dass alles nur ein dummes Versehen gewesen sei. Ein Fehler, ein Patzer, eine Verkettung unglücklicher Umstände. Oh Cee-Cee, du wirst es nicht glauben! Aus Wochen wurden Monate. Ich heiratete und fühlte mich doch die ganze Zeit wie hinter einem Schleier, ließ nur die kleinsten Dinge an mich heran. Ich wartete darauf, dass die Trauer verschwand. Dass irgend etwas ihren Platz einnahm.

* * *

Ich fummle an dem Sicherheitshebel der Waffe herum. Im Unterholz bewegt sich etwas. Ein deutscher Schäferhund, der

an seiner Leine zerrt, ein Mann in einem grauen T-Shirt und Kakishorts – die Leine in der einen Hand, eine Waffe in der anderen.

Mein Blick fliegt zwischen dem Mann und Benicio, der am Boden liegt, hin und her. Irgendwie bin ich davon überzeugt, dass Benicio es nicht zulassen wird, dass er stirbt. Ich glaube, dass er das unter Kontrolle hat. Es ist idiotisch. Es ist blöd und kindisch und verrückt, und doch beruhigt der Gedanke, dass Benicio mich unter keinen Umständen verlassen wird, mein wild schlagendes Herz und auch das Chaos in meinem Kopf.

Ich glaube nicht, dass der Mann von seinem Standpunkt aus Benicio im Gras liegen sehen kann. Ich denke, er weiß auch nicht, dass ich hinter dem Baum bin. Aber der Hund weiß es. Er riecht die Spur und zieht in Richtung Benicio. In wenigen Sekunden wird er uns beide haben.

Ich fasse die Waffe in meiner Hand fester. Die Situation ist eindeutig. Eine moralische Zwickmühle gibt es nicht. Sein Leben oder meins. Trotzdem löst die Tatsache, dass ich gleich einen anderen Menschen töten werde, den Würgereflex in meiner Kehle aus. Ich senke die Waffe. Alle möglichen Bilder rasen mir durch den Kopf. Der winzige Oliver, der auf die Straße läuft. Benicios Gesicht im Gras. Jonathons Lächeln, dieses *Lächeln* und dann seine Stimme wie ein ständiges Flöten in meinem Ohr, in meinem Kopf, durchdringend, und es wird mich niemals verlassen. *Bitte sag mir genau, was es ist, und ich werde versuchen, dass es besser wird.*

Ich hebe die Pistole bis auf die Höhe meiner Wange und spanne den Hahn.

Der Hund zerrt an der Leine. Der Mann hält ihn zurück und hockt sich in eine Ecke der Lichtung. Er ruft Benicios Namen. Er ruft auf Spanisch, während ich den Atem anhalte und den Mann

anvisiere.

Noch einmal werfe ich einen Blick zu Benicio. Seine Waffe liegt gerade außerhalb der Reichweite seiner Hand. Ich will, dass er mich spürt, mir ein Zeichen gibt, damit ich weiß, dass er mich nicht verlassen hat. Noch nicht. Nicht hier. Nicht heute.

Der Mann tritt einen weiteren Schritt vor. »Benicio!«, ruft er.

Und dann sehe ich, wie Benicios Finger sich zu einer Faust formen. Er streckt den Zeigefinger und den Daumen wieder aus, bis seine Hand die Form einer Waffe hat. Dann drückt er den nicht vorhandenen Abzug.

Ich ziele auf die Brust des Mannes. Das Herz? Den Kopf? Mein Gott, denke ich, mein Gott, und drücke ab.

Alles was dann geschieht, passiert wie in einer unheimlichen Zeitblase, in völliger Ruhe. Alle Sinne scheinen abgeschaltet. Man sieht nichts, hört nichts, fühlt nichts, riecht nichts. Der Schmerz in meinem Bein ist weg. Genauso wie die Angst. Zeit und Raum hören auf zu existieren. Ich verschwinde.

Dann fährt mir der Knall meiner eigenen Waffe in die Ohren, lange nachdem ich den Abzug betätigt habe. Der Mann ist im Gras verschwunden, der Hund stürmt auf Benicio zu.

Die Zeit läuft weiter, Angst und Schmerz und das Entsetzen darüber, was gerade passiert, sind wieder da.

Benicio wirft sich auf seine Pistole, fährt herum und feuert zweimal. Der Hund jault auf, wird zur Seite geworfen und überschlägt sich in der Luft. Er jault noch einmal, dann schweigt er.

Ich lasse meine Waffe fallen, als habe sie mir die Hand versengt. Ich humple zu Benicio. Er kommt mir auf halbem Weg entgegen und schwingt seine Arme um mich. Ich kann kaum atmen. Der Mann, den ich niedergeschossen habe, liegt nicht weit von uns entfernt ausgestreckt am Boden. Ich wende mich

ab, sehe aber noch seinen vom Hals bis zum Gürtel blutüberströmten Körper, ein schwarzes Loch gähnt an seinem Halsansatz, seine Augen sind offen und starren blicklos in die Sonne.

Ich beuge mich zur Seite und übergebe mich.

»Roberto«, sagt Benicio. »Verfluchter Roberto.« Benicio geht in der Nähe des Mannes durch das Gras. Er scheint zu weinen. Er murmelt etwas auf Spanisch.

Ich übergebe mich erneut und bin sicher, gleich in Ohnmacht zu fallen. Ich taumle zurück zu dem Baum. Ich bekomme das Bild von dem Einschussloch nicht aus dem Kopf.

Als nichts mehr aus meinem Magen kommt, spucke ich nur noch einmal aus und presse meine Hand gegen den Baum. »Wir müssen hier verschwinden«, sage ich. »Man muss die Schüsse gehört haben.« Doch ich kann immer nur wieder denken, auch Roberto ist ein Sohn gewesen, ein Bruder, ein Ehemann, ein Vater. Er hat an den Tagen, an denen seine Mutter zur Krebstherapie musste, für seinen Vater den Wasserwagen gefahren.

Benicio macht eine Kopfbewegung in Richtung Boden.

Aus Versehen stütze ich mich auf mein verletztes Bein und der Schmerz explodiert bis in meinen Kiefer. Für die kommende Nacht sitzen wir hier fest. Ich kann, ich werde mich keinen Zentimeter mehr bewegen.

Ich hebe die Waffe auf und sichere sie. »Er oder wir«, sage ich mit einer Kaltblütigkeit, die mich selbst überrascht. Danach habe ich das Gefühl, als würde man eine schwere Gardine über meine Augen ziehen. Das Licht verblasst. Der ganze Tag verklingt.

Ein Kratzen. Irgendetwas wird in die Erde gestoßen. Ich öffne die Augen und sehe Benicio am Rande der Lichtung, zehn Meter entfernt. Ohne Hemd steht er in einem Sonnenstrahl, der sich seinen Weg durch die Bäume bahnt. Für einen Moment gebe ich mich ahnungslos, stelle mir vor, ich sei am Pool und Benicio würde im Garten arbeiten. Ich genieße die Form seiner Schultern, die Linie seines Rückens. Da erinnere ich mich daran, wie genau ich seine Hände kenne. Seinen Mund. Wie sich sein Körper in mir anfühlt.

Der Gedanke an Roberto drängt sich dazwischen. Alles tut mir auf einmal weh. Meine Muskeln ziehen sich wie ausgewrungene Stoffetzen unter meiner Haut zusammen. Ich versuche nicht einmal, mich zu bewegen.

Mit einem großen Ast hebt Benicio ein Grab aus. Der Boden scheint hart zu sein, ausgetrocknet von den Wintermonaten. Wie mit einem Eispickel hackt er darauf ein. Wie lange bin ich ohnmächtig gewesen? Wie lange gräbt er schon? Die Sonne steht tiefer am Himmel. Benicio scheint nur eine flache Kuhle in den Boden bekommen zu haben.

Ich versuche mich aufzusetzen, aber die eine Seite meines Kopfes fühlt sich an, als habe mich jemand mit einem Ziegelstein getroffen. Ich muss mit dem Kopf aufgeschlagen sein, als ich ohnmächtig geworden bin. Ich öffne meine Fäuste und lege meinen Kopf auf die Kleidungsstücke, die Benicio unter mich geschoben hat.

Ich beobachte, wie er den Ast beiseite wirft und ein Handy und Bargeld aus Robertos Taschen holt. Er stopft beides in seine eigenen. Dann wischt er sich mit dem Unterarm über die Stirn und zerrt Roberto an dessen Handgelenken in die flache Grube. Den Hund rollt er neben ihn und dann bedeckt er die beiden mit

Erde und Lianen, Zweigen und Laub und bildet so einen Hügel, den die Tiere in der Nacht mit Sicherheit zerstören werden.

Er sieht, dass ich wach bin und hebt einen Finger, um mir deutlich zu machen, dass ich noch eine Sekunde warten solle. Er läuft zum Wasser und wäscht sich die Hände. Dann kommt er zu mir.

»Wie geht es deinem Kopf?«, erkundigt er sich und hilft mir, mich aufzusetzen.

»Gut«, lüge ich und frage mich, wie viel Schmerz ich ertragen müsste, wenn ich das Codein nicht hätte.

»Was ist mit dem Bein?«

Der Schmerz kommt und geht. Ich atme mehrmals tief durch. »Besser. Denke ich.«

Er wirkt skeptisch.

»Wirklich«, sage ich.

Er setzt sich neben mich. Keiner von uns erwähnt, was geschehen ist. Stille breitet sich zwischen uns aus.

»Das mit Roberto tut mir leid«, sage ich schließlich.

»Es ist nicht deine Schuld.« Er wirft einen Blick zum Fluss. Tut es ihm jetzt doch leid, dass er nicht ins Familiengeschäft eingestiegen ist? Alles muss doch besser sein als das hier.

Ein Gürteltier schlendert über die Lichtung. Dann noch eines. Zeichen eines Lebens, so surreal, dass es kaum zu fassen ist. Wir leben außerhalb jeder Logik. Alles scheint möglich zu sein.

Benicio zieht Robertos Handy hervor und klappt es auf. »Kein Netz.« Er klappt es wieder zu.

In der Sekunde, in der wir wieder Empfang haben, werde ich es benutzen, um Oliver anzurufen. Der Gedanke treibt mich an aufzustehen und weiterzulaufen.

»Wenn Roberto nicht zurückkommt, werden sie ihn suchen«,

sagt Benicio. »Bis heute Abend haben sie es gemerkt.«

»Was sollen wir tun?«

»Nicht hierbleiben.«

»Wie weit ist es noch bis zum Kiosk?«

»Zu weit für dich, um es zu Fuß zu schaffen. Wir müssen uns etwas anderes ausdenken.«

»Was gäbe es noch?«

»Wir könnten zurückgehen.«

»Und ihnen direkt in die Arme laufen?«

»Natürlich nicht.«

Benicio lehrt eine Plastiktüte aus.

»Was tust du da?«

»Ich werde vorgehen und mich bis zum Kiosk durchschlagen. Dort besorge ich ein Floß und ein paar Vorräte und komme wieder hierher zurück.«

Ich spüre, wie die Angst in mir aufsteigt. Meine Haut beginnt zu jucken. Meine Arme und Beine sind übersät mit fürchterlichen roten Stichen. Ameisen? Moskitos? Was gibt es hier sonst noch? »Wie lange wirst du fort sein?« Ich greife nach dem Insektenschutz und sprühe mich erneut ein. Ich sprühe in die Luft und auf den Boden, aber nirgends ist ein Insekt zu sehen.

»Höchstens ein paar Stunden.«

»Ein paar *Stunden*?« Ich kann mir nicht vorstellen, wie dunkel es mitten in der Nacht im Dschungel wird. »Ich komme lieber mit.«

»Du weißt, dass du das nicht kannst. Du musst hierbleiben und warten.«

Er hat recht. Aber trotzdem. »Was, wenn jemand kommt?«

»Wenn ich den Kiosk nicht entdecke, bevor er zumacht, werde

ich ihn in der Dunkelheit niemals finden.«

Ich sehe mich um, krank vor Angst, doch ich gebe mein Bestes, mir nichts anmerken zu lassen.

»Hab die Waffe immer in deiner Nähe. Hier ist noch eine zweite, nur für den Fall der Fälle.« Er gibt mir Robertos Waffe, an der Seite klebt etwas Blut.

Ich wende mich ab. Er legt die Waffe auf den Boden.

Ich möchte, dass du gleich nach Sonnenuntergang am Fluss wartest«, sagt er. »Ich werde den Plastikbeutel an einen Baum binden, dann finde ich dich auf dem Rückweg.«

Ich habe wenig Vertrauen, dass die ganze Sache funktionieren wird. Es ist weitaus wahrscheinlicher, dass einer von Leons Männern mich findet, und selbst wenn sie das nicht tun, wird mich irgendetwas anderes bei lebendigem Leibe verspeisen, noch bevor die Sonne wieder aufgeht.

»Wo fließt der Fluss hin?«, frage ich.

»Wir werden ihn nicht ganz hinunterfahren. Wir überqueren ihn ein paar Kilometer, bevor er endet, und folgen dann einem Weg nach Mismaloya.

Mismaloya. Das ist die Stadt, über die ich im Internet etwas gelesen hatte, als Jonathon mir Puerto Vallarta gezeigt hatte. Dort ist »Die Nacht des Leguan« mit Richard Burton und Ava Gardner gedreht worden. Dort sieht es genauso aus, wie man sich das Paradies vorstellt.

»Und was wollen wir da machen?«, frage ich.

»In der Menge untertauchen.«

»Mit dem Gesicht und diesem Bein?«

»Ja.« Er packt ein paar Dinge in eine andere Tüte und erklärt mir, wie alles laufen wird.

»Und da bist du dir ganz sicher?«

»Du wirst schon sehen«, sagt er und ich lehne mich zurück und überlasse mich einem Gefühl, dass ich nicht beschreiben kann. »Ich werde mich um alles kümmern«, sagt er und ich wünschte, er hätte es nicht gesagt. Es klingt zu sehr nach Jonathon, dass ich unwillkürlich zurückzucke, als Benicio sich zu mir herunterbeugt und mich sanft auf die Wange küsst.

Er redet noch etwas von einem Plan, wenn er zurückkommt, und dann ist er verschwunden.

Erschöpfung umschließt meine Knochen wie ein enger Gips und macht es mir immer schwerer, mich zu bewegen. Alles, was ich in den vergangenen paar Tagen durchlitten habe, scheint sich in meinem Inneren angesammelt zu haben. Ich weiß nicht mehr, wie viel Codein ich eingenommen habe. Ich döse vor mich hin, lasse aber nie ganz den kleinen Hügel in der Nähe der Bäume aus den Augen. Jedes Mal wenn Laub raschelt und ein Zweig knackt, bin ich sicher, dass irgendjemand oder irgendetwas den Mann, den ich getötet habe, wieder aufweckt.

Den Mann, den ich getötet habe. Die Vorstellung allein ist so undenkbar, dass ich mir mehr als einmal die Frage stelle, ob Roberto nicht vielleicht doch noch am Leben ist. Ob vielleicht die Laute, die ich aus dem Dschungel höre, von Roberto stammen, der nach Luft schnappt. Ich zwingen mich dazu, meine Arme und meinen Hals zu strecken, aber es bringt nicht viel. Ich trinke etwas Wasser und denke in meinem benebelten Zustand, wie viele Jahre meines Lebens schon verstrichen sind und an wie wenig davon ich mich erinnern kann. Was habe ich in all den Stunden getan? Ich weiß es nicht.

Dass ich nach Mexiko gekommen bin, hat alles verändert. Sollte ich überleben, werde ich mich an jede einzelne Sekunde erinnern können, die verstrichen ist, seit ich aus dem Flugzeug gestiegen bin. Ganz ähnlich wie an meine Zeit mit Seth. In all den Jahren habe ich nicht mehr an unsere gemeinsame Zeit gedacht. Ich kann immer noch Erinnerungen hervorholen, die so klar und leicht zu erreichen sind, als würde ich einen glänzenden Apfel aus einer Obstschale nehmen. Ich erinnere mich an den Geruch seines Spülmittels (Zitrone), die Farbe seiner Badematte (Aquamarin) und an Dutzende von Gesprächen, die wir über das Leben geführt haben, über Bücher – *ich würde*

niemals, könnte gar nicht, ein Fan von Vonnegut werden, hatte ich ihm gesagt, was so sehr nach Dr. Seuss geklungen hatte, dass er erwiderte: *Würdest du, könntest du in einem Zug?*

Ich erinnere mich an das Timbre seiner Stimme, die sanfte Melodie seines Akzents, besonders wenn seine Lippen nah an meinem Ohr waren. Ich erinnere mich daran, wie ich ihn das erste Mal habe sagen hören: *Der Kerl ist sternhagelvoll*, als er aus seinem Küchenfenster auf einen Mann hinabsah, der auf dem Bürgersteig versuchte, sein Gleichgewicht wiederzufinden, irgendwo zwischen einem Straßenschild und dem Fahrradständer.

Ich erinnere mich an ein bestimmtes Shirt (kaffeefarben, mit kurzen Ärmeln und weißen Knöpfen), das Seth mal an einem Tag im Buchladen getragen hat, als er einer Gruppe von zwölfjährigen Jungs sagte, sie sollten mit dem Herumalbern aufhören, und ich kann mich noch daran erinnern, dass es regnete, ein für Portland typischer Nebel hatte das Tageslicht bereits um vier Uhr nachmittags verdrängt, als Seth neben dem Taschenbuchregal sein schiefes Grinsen aufsetzte, sich umdrehte und ein weiteres Holzscheit ins Feuer legte.

Ich liebe dich, flüsterte er mir atemlos ins Ohr.

Noch jetzt bekomme ich eine Gänsehaut, wenn ich nur daran denke.

Die Frau, die das alte Haus übernommen hatte, in dem sich einst Reilly's Buchladen befunden hatte und in dem jetzt auf der einen Seite Hochzeitstorten gebacken und auf der anderen Seite Hochzeitskleider verkauft werden, erzählte mir, dass Seth eine Frau namens Julia in Minneapolis geheiratet und mit ihr zwei Töchter bekommen und einen neuen Buchladen eröffnet habe. Reilly's II. Ich erinnere mich noch genau an den Augenblick, in dem ich es erfuhr, an den frischen, sonnigen

Morgen, den trockenen Bürgersteig, das kalte Gefühl in meiner Brust, als ich davonging.

Im Gegensatz dazu waren meine Jahre mit Jonathon wie ein langer vorhersehbarer Tag gewesen, der mit dem Frühstück begann (Müsli und Joghurt und anderthalb Becher Kaffee), gefolgt von Arbeit (meiner – *sinnlich, heiß, feucht*; seiner – nun ja, wer wusste das schon so genau?), gefolgt vom Abendessen (Nudeln oder Hühnchen, hin und wieder mal ein Burger), gefolgt vom Wochenende, an dem der Rasen gemäht werden musste (Sommer) oder die Regenrinnen gesäubert (Herbst), und dann gab es vielleicht noch etwas Gutes im Fernsehen.

Und trotzdem kann ich nicht die Monate vergessen, nachdem meine Mutter gestorben war, als Jonathon so unglaublich fürsorglich gewesen war, voller Verständnis für meine ständigen Tränen und meine endlose Trauer. Und wie er geweint hatte, als er zum ersten Mal Oliver gesehen hatte. Er hatte mich immer zur Wiege gezerrt, wenn Oliver aufwachte, hatte nie gezögert, einen Windel zu wechseln oder ihn zu baden. Als Oliver vier war, hatte er eine Reihe erfundener Freunde gehabt, einschließlich eines weißen Hundes namens Poopsie. Oliver hatte darauf bestanden, dass Jonathon ihn hinten ins Auto hob, wenn er Oliver in die Vorschule fuhr. Sobald sie dort angekommen waren, musste Jonathon die Heckklappe öffnen, den Hund herausholen und ihn draußen vor der Tür anbinden, wo er den ganzen Morgen auf Oliver wartete. Wenn Jonathon mittags wieder zurückkehrte, musste er Poopsie losbinden und ihn zurück zum Auto führen. Der Kinderarzt hatte uns gesagt, dass erfundene Freunde ein Zeichen von Intelligenz und Fantasie waren, und Jonathon spielte das Spiel nur zu gerne mit. Als er einmal vergaß, Poopsie ins Auto zu heben, zögerte er nicht umzudrehen, während Oliver schrie und gegen die Rückenlehne des Fahrersitzes trat, zur Schule zurückzufahren, aus dem Auto

zu springen, den unsichtbaren Hund loszubinden, die Heckklappe zu öffnen und ihn zu überreden hinein zu springen. Oliver hatte Jonathon wortreich erklärt, dass der Hund erst überredet werden müsse, weil er traurig und wütend war, dass man ihn zurückgelassen hatte.

Ich stand in der Küche, während Jonathon mir die Geschichte erzählte, und hatte vor Liebe und Dankbarkeit Tränen in den Augen. In diesem Moment war ich so froh gewesen, dass ich meine Affäre mit Seth beendet hatte. Ich glaubte, ich sei die glücklichste Frau der Welt.

Ich liebe dich, hatte Jonathon in der Nacht gesagt, bevor wir nach Mexiko geflogen waren, und ich glaube langsam, selbst jetzt noch, selbst nachdem ich weiß, was ich weiß, über Benny und Isabel, auch wenn das überhaupt keinen Sinn ergibt, dass er es in gewisser Weise auch tatsächlich so gemeint hat.

Über mir in den Bäumen krächzen und bellen langarmige Affen, als wollten sie einander signalisieren, dass ich immer noch unter ihnen am Boden liege. Die Geräusche des Dschungels verändern sich, als würde er sich auf die hereinbrechende Nacht vorbereiten. Klicken, Kreischen, hin und wieder ein langer, quälender Schrei wie von einem Pfau. Pfaue hatte Benicio nie erwähnt.

Die Warterei zerrt an meinen Nerven, während die Hitze zunimmt. Wie lange kann ich noch wach bleiben? Ich fühle mich kurz vor dem Delirium. Wie viel Codein ist zu viel? Ich habe viel von dem Zeug genommen und es scheint mit meinem Verstand und meinen Gefühlen zu spielen. Ich bin high, aber nicht high genug, um es nicht zu merken. Trotzdem fällt es mir mit jeder Minute, die vergeht, leichter, daran zu glauben, dass Benicio überhaupt nicht die Absicht hat zurückzukommen. Sicher ist es ihm nicht unwichtig, was mit mir geschieht, aber er ist auch

realistisch genug, um zu erkennen, was ich eigentlich bin. Überflüssiger Ballast. Und dazu eine Mörderin.

Ich klappe das Handy auf, um zu sehen, ob ich ein Netz habe. Nichts. Der Akku ist fast leer. Ich schalte es aus. Ich muss irgendwie hier rauskommen und Oliver anrufen. Vielleicht sogar Jonathon. Was würde er wohl zu mir sagen? *Ich liebe dich*? Es hatte geklungen, als sei es die Wahrheit. Zweifel strangulieren wie Schlingpflanzen die Gedanken, die ich gern hätte, und geben jenen eine Stimme, die ich verdrängen möchte. Und wenn er nun selbst ein Opfer in dieser ganzen Geschichte ist, genau wie ich? Wenn Benny nur das Ergebnis eines One-Night-Stands ist? Ein Fehler, den er wieder in Ordnung bringen wollte? Ich hätte als Erstes zur Ferienwohnung gehen müssen. Wahrscheinlich laufen die beiden dort krank vor Sorge auf und ab, während die Polizei überall nach mir sucht. Das Außenministerium wird eingeschaltet sein. Seit Tagen läuft meine Geschichte auf allen Nachrichtenkanälen. Menschen auf der ganzen Welt werden einen Seufzer der Erleichterung ausstoßen, wenn ich lebend aus dem Dschungel auftauche. Es wird genau das Wunder sein, für das sie alle gebetet haben. Warum habe ich Benicio nur so leichtfertig vertraut?

»Sobald wir in der Stadt sind, nehmen wir uns ein Zimmer in einer Villa am Rand von Mismaloya, die ›Casa Romero‹ heißt«, hatte Benicio gesagt, kurz bevor er aufgebrochen war. »Du wirst Isabels Jeans anziehen, um dein Bein zu verbergen. Ich setze eine Sonnenbrille auf und einen Hut. Wir zahlen bar und im Voraus. Glaub mir, sie werden keinerlei Fragen stellen.«

»Soweit ich gehört habe, klappt es nicht unbedingt, wenn man in der Menge untertauchen will.« Die Worte waren mir über die Lippen gekommen, bevor ich sie hatte zurückhalten können.

»Du wirst schon sehen, das funktioniert«, hatte er erwidert und

wir waren zum Ufer gelaufen, wo er einen großen weißen Plastikbeutel mit einem roten Band an einem Ast befestigte, der über das Wasser hinausragte. Er hängt immer noch dort, bauscht sich im Wind und weist Benicio darauf hin, dass ich warte.

Bevor er losgegangen war, hatte er sich dicht neben mich gekniet und gesagt: »Es wird alles gut werden. Nur für den Fall, ich meine, das wird nicht passieren, aber falls wir irgendwie getrennt werden ...« Er griff in seine Tasche und zog das Bündel Bargeld heraus, das er aus der Schublade genommen hatte. Die Hundertdollarscheine. Er gab mir ungefähr die Hälfte davon. Dann sagte er mir, dass er sich um alles kümmern würde. »Ich komme wieder«, sagte er in einer Weise, die mich unwillkürlich an Arnold Schwarzenegger denken ließ. Ich lächelte, aber eigentlich war es überhaupt nicht lustig. Als er davonging, selbst als er sich umdrehte und mir zuwinkte, dachte ich bereits über die Möglichkeit nach, dass er nicht die Absicht haben könnte, mich jemals wiederzusehen.

Wenn ich auch nur einen Funken Verstand besäße, würde ich jetzt aufstehen und am Fluss entlang den Weg zurückgehen, den ich gekommen war. Aber ich bin vollgepumpt mit Schmerzmitteln. Sollte ich im Moment wirklich eine solche Entscheidung treffen?

Ja. Vielleicht. Überhaupt etwas zu tun scheint mir besser, als einfach nur abzuwarten. Ich rapple mich auf, mir ist schwindlig in der Hitze, ich bin benommen vom Codein. Ich brauche einen Moment, bis die weißen Blitze am Rand meines Blickfelds verschwinden. Ich humple zurück zum Fluss und bade mein Bein an der Stelle, die Benicio für mich beruhigt hat. Kleine Salamander huschen zwischen den großen Steinen am Ufer herum. Ich schließe die Augen und lausche dem Rauschen des

Wassers, fühle den Dschungel, als wäre er ein lebendes, atmendes Wesen, das sich entscheiden könnte, ob es mich in Ruhe lässt oder bei lebendigen Leibe verschlingt.

Ich habe die Augen immer noch geschlossen, als ich das Gefühl bekomme, beobachtet zu werden. Zuerst weigere ich mich, es zu glauben. Aber das Prickeln wird zu einem Brennen. Wo ist meine Waffe? In meiner Verwirrung habe ich beide Pistolen an dem Baum liegen lassen.

Ich öffne die Augen und sehe mich einem einen Meter zwanzig großen Leguan gegenüber, der mich von einem Stein höchstens zwei Meter von mir entfernt anstarrt.

Ich reiße mein Bein aus dem Wasser und rutsche schnell ein Stück zur Seite. Es ist ein Gefühl, als würde man in das Gesicht eines Dinosauriers blicken. Schuppen und Stacheln, lange, altertümlich aussehende Krallen. Seine Zunge schnellt aus dem Maul, als wolle er mich in der Luft schmecken. Ist das einer dieser giftigen Leguane, von denen Benicio mir erzählt hat? Jetzt werde ich doch bei lebendigem Leibe gefressen.

Wenn ich so am Boden sitze, bin ich einfach zu schutzlos. Ich sehe mich nach einem Ast um, nach irgendwas, das ich in die Hand nehmen kann, aber um mich herum ist nichts als Erde und Felsbrocken in der Größe von Stühlen. Wieder schnellt seine Zunge vor, er macht einen Schritt vorwärts und erstarrt wieder.

Sollte ich mich groß machen, so wie man es bei Pumas und Bären tun soll? Oder ganz klein, um nicht bedrohlich zu wirken? Ich erhebe mich, langsam, bereit loszurennen. Ich weiche einen Schritt zurück, um zu sehen, was das Biest tut. Nichts geschieht. Ich mache einen weiteren Schritt, dann noch einen, und versuche mich langsamer zu bewegen, als das Codein, meine Angst und die Schmerzen es eigentlich zulassen.

Normalerweise ertrage ich nicht einmal den Anblick einer

Spinne an der Decke. Ein Waschbär war mal in unseren Dachboden eingedrungen und mich hatte fast der Schlag getroffen, als er an der Isolierung gekratzt hatte.

»Braver Leguan«, flüstere ich, inzwischen ein Stück weiter entfernt. »Guter Junge.«

Mühsam weiche ich weiter zurück, den Leguan rechts von mir, das Grab eines Mannes links. Schließlich erreiche ich den schützenden Baum und es erscheint mir, als wolle das urtümliche Tier sich lediglich auf dem Felsen sonnen.

Ich setze mich neben meine Waffe auf den Boden und merke erst jetzt, dass ich die ganze Zeit die Luft angehalten habe. Ich entferne den durchgeweichten Verband von meinem Bein und kippe, ohne zu zögern, den Alkohol über die Wunde. Es zischt wie Weißfisch auf dem Grill. Der Schmerz übermannt mich nicht mehr. Wieder denke ich daran, wie ich Oliver geboren habe, wie schmerzhaft es war, wie ich bei jeder Wehe geschrien habe. Und doch, am Ende, als es eigentlich noch schlimmer hätte werden müssen, als ich so erschöpft gewesen bin, dass ich nicht mehr sprechen konnte, hatte ich mich einfach in mein Schicksal ergeben. Noch eine Welle des Schmerzes, noch einmal pressen und bald wird es vorbei sein.

So oder so, auch diese Situation würde bald vorbei sein. Ich verbinde die Wunde neu, benutze dafür den Rest des Mulls. Ich binde den letzten Knoten, blicke auf und der Leguan faucht mir ins Gesicht.

Ich löse den Sicherungshebel der Waffe, spanne den Hahn und drückte ab. Es regnet klebrige Fetzen, grün und rot und braun. Teile landen in meinem Haar und auf meinem Gesicht, klatschen auf meine Arme und Beine. Dann kommt der Geruch, sauer, ekelierend. Ich habe keine Ahnung, ob er von dem zerrissenen Leguan stammt oder ich ihn nur in meiner Kehle

schmecke.

Ich schreie. Laut und so lange ich kann. Ich ringe nach Atem und schreie noch mal. Ich schreie, bis meine Lungen brennen. Ohne Sinn und Verstand. Mein Bein ist mir egal. Auch der Schuss, der im Dschungel widerhallt. Es interessiert mich nicht, ob ihn jemand gehört hat, jetzt kommt und mich findet. Es ist mir völlig egal, ob Benicio den Knall gehört hat und meine Schreie, ob er denkt, dass jemand auf mich geschossen hat. Ich werde machen, dass ich aus diesem Dschungel herauskomme, bevor ich die Waffe noch gegen mich selbst richte.

Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal so müde gewesen bin. Ich spüre die Erschöpfung wie ein Gewicht, einen Mantel aus Eisen um meine Schultern, und ich kann ihn nicht abschütteln. Trotzdem stapfe ich den Pfad am Flussufer entlang, während mir fast die Augen zufallen und mein Verstand mir den Dienst zu versagen droht. Meine Füße tragen mich weiter, als befände ich mich auf einem Todesmarsch. Lauf oder du wirst erschossen.

Erst als ich schon eine Weile unterwegs bin, fällt mir ein, dass Benicio meinen Reisepass in der Tasche hat. Abrupt bleibe ich stehen und reiße die Augen auf. Mein Vorhaben scheint sich als großer Fehler herauszustellen. Ich habe die ganze Sache nicht gründlich genug durchdacht und jetzt bin ich schon viel zu weit den Berg hinunter, um noch umzudrehen und vor Einbruch der Dunkelheit die Stelle wiederzufinden, an der er mich zurückgelassen hat. Wenn ich sie überhaupt wiederfinden kann.

Fast zwei Stunden hatten wir gebraucht, vielleicht sogar ein bisschen länger, um die Stelle zu erreichen, wo wir Rast gemacht haben. Und das Ganze den Berg hinauf, was noch schwerer ist, besonders mit meinem Bein. Bergab dürfte es nicht länger als eine Stunde dauern. Das ist die gute Nachricht. Die schlechte ist, dass es dunkel sein wird, wenn ich das Haus erreiche, das an einer einsamen Straße liegt, und ich habe keine Ahnung, wohin ich von da aus gehen soll. Wie soll ich, ohne gesehen zu werden, an dem Haus vorbei und weiter den Berg hinunter kommen? Wie weit ist es vom Haus noch bis in die Stadt? Es sieht immer mehr danach aus, als würde ich die Nacht doch noch im Dschungel verbringen.

Ich folge dem Fluss und hoffe, den Pfad nach Mismaloya zu finden. Mein Nacken tut weh, weil ich mich ständig auf der

Suche nach Benicio umsehe. Ich werde den Gestank des Leguans nicht los. Ich war in den Fluss gesprungen und hatte mir die Fetzen des Tiers aus dem Haar und von der Haut gewaschen und war dann in Isabels Jeans und ihr Shirt geschlüpft, trotz dem haftet der Geruch immer noch an mir. Er erfüllt meine Nase. Ich spüre Teile des Leguans in meinem Haar, doch wenn ich hineingreife, finde ich nichts in meinen verfilzten Locken.

Ich gehe weiter. Als die Abenddämmerung hereinbricht, höre ich die ersten Geräusche der Zivilisation. Eine Hupe, Sirenen, das Rumpeln eines großen Trucks. Blechern, entfernt, vielleicht kilometerweit weg.

Warte am Fluss bis zur Abenddämmerung, hatte Benicio gesagt. Falls er zurückkommt, wird er es jetzt irgendwann tun.

Ich lehne mich mit dem Rücken an einen Baum, um etwas auszuruhen, und starre in den Fluss. Er hat etwas Hypnotisches. Die frische Brise, die er erzeugt, lindert die Hitze etwas. Erschöpfung lässt mich zu Boden sinken. Meine Augen brennen vom Salz und vor Müdigkeit. Ich schließe sie für eine Sekunde und gebe mich in Gedanken Benicios Händen hin. Nur eine Sekunde. Nur noch eine Sekunde dieses Gefühls.

Als ich erwache, bin ich blind. So dunkel ist es. Ein Chor von Grillen und Fröschen durchdringt die Nacht. Weitere Insekten haben sich an meiner Haut gelabt. Mein Genick ist steif. Wie spät auch immer es ist, die Abenddämmerung ist längst Vergangenheit.

Zwischen den Bäumen hinter mir raschelt es. Stimmen. Das hat mich geweckt. Dann ein Licht, das sich bewegt. Ich taste auf dem Boden nach der Waffe. Ich lege den Sicherungshebel um und halte die Pistole auf Höhe meines Gesichts. Etwas Weißes blitzt zwischen den Blättern auf. Das Gesicht einer Frau? Es ist

schon wieder verschwunden, bevor ich es erkennen kann.

Zweige brechen. Schwaches Mondlicht bricht durch die Wolken. Doch im Halbdunkel ist es unmöglich, zwischen den dichten Bäumen etwas zu entdecken. Dann sehe ich wieder das Licht, eine helle Taschenlampe zeigt einen Mann und eine Frau, die sich ihren Weg durchs Unterholz bahnen. Lichtstrahlen wandern wie Scheinwerfer durch die Dunkelheit. Sie kommen nur langsam voran, suchen den Boden ab. Jetzt kann ich sehen, dass sie wie altertümliche Forscher gekleidet sind, in Kakihsen und Jacken. Wonach suchen sie? Höchstens sieben Meter entfernt. Eine Frau mit einem blonden Pferdeschwanz. Ein Mann, der, wenn überhaupt, nur sehr wenig Haar hat. Sie sprechen flüsternd. Spanisch? Englisch?

Ich halte den Atem an und konzentriere mich ganz auf mein Gehör. Das Paar kommt direkt auf mich zu.

Die Frau legt den Kopf in den Nacken und lacht über etwas, was der Mann sagt. Sie wirken so völlig normal. Das Licht der Taschenlampe streicht über ihre weißen Socken und Wanderstiefel. Sie haben Rucksäcke, dicke Armbanduhren. Die Frau trägt etwas am Gürtel, das wie ein Handy aussieht. Sie kann jemanden anrufen. Vielleicht ist das meine einzige Chance.

Dann bleibt der Mann stehen und im Licht der Taschenlampe der Frau glänzt etwas an seinem Gürtel. Eine Waffe?

Mein Herz rast.

Das Paar scheint sich überhaupt nicht bewusst zu sein, dass ich in der Nähe bin. Sie bahnen sich ihren Weg den Pfad entlang, die Kegel ihrer Taschenlampen gleiten über den Boden. Ich mache mich so klein ich kann am Fuß des Baums, wo der Stamm breiter wird.

Die Frau bleibt abrupt stehen und deutet auf den Boden. Der

Mann beugt sich hinunter, um sich etwas aus der Nähe anzusehen, während die Frau, eine Hand in der Hüfte, die Umgebung ableuchtet. Sie hocken sich vor irgendetwas hin, nicken, flüstern.

Ich bete, dass es sich bei ihnen um Wissenschaftler handelt, die vielleicht seltene, nachtaktive Tiere suchen. Aber ich weiß es besser. Mein Blut rauscht in meinen Ohren. Ich weiß, was sie gefunden haben.

Der Mann hält den blutigen Verband ins Licht ihrer Taschenlampen. Jenes Stück Mull, das Benicio mit dem Fuß in den Boden getreten hatte.

Sie blicken auf und sehen sich hektisch nach dem Besitzer des Verbands um. Die Frau geht mehrere Schritte, eine Hand auf ihrem Handy. Der Mann hat seine Hand, ich sehe es genau, auf seiner Waffe liegen.

»Celia?«, ruft die Frau. »Wo sind Sie?« Es sind Amerikaner.

»Celia!«, ruft auch der Mann. »Sagen Sie etwas, wenn Sie uns hören können!«

Mein Herz pumpt Blut in die Prellung, die ich mir zugezogen habe, als ich in Ohnmacht gefallen bin. Ich kann es mir jetzt nicht leisten, eine falsche Entscheidung zu treffen. Was ist, wenn die beiden gekommen sind, um mir zu helfen? Was, wenn die Polizei bereits alle im Haus verhaftet hat und ein Suchtrupp losgeschickt worden ist, um mich zu finden?

Ich stelle mir Jonathon am Küchentisch vor seinem Laptop vor. Sein Lächeln, seine gerunzelte Stirn. Wahrheit. Lüge. Ich weiß nicht mal, wer mein eigener Ehemann ist, ganz zu schweigen von mir völlig fremden Leuten. Ich denke an Benicio, der meinen Reisepass mitgenommen hat. War es ein Versehen? Wie konnte er daran denken, mir Geld zu geben und ein Handy, aber nicht meinen Reisepass? Mein Urteilsvermögen ist zäh wie

Gummi. Ich versuche mit aller Macht, eine Entscheidung zu treffen, aber ich kann es nicht.

Immer wieder rufen die beiden nach mir. Sie öffnen Reißverschlüsse an ihren Rucksäcken. Sie sind so weit entfernt, dass ich zwar ihre Stimmen höre, aber nicht verstehe, was Sie sagen.

»Celia! Können Sie uns hören?«, ruft die Frau.

Ich bleibe zusammengekauert hinter dem Baum hocken. Ich wage es nicht, mich zu bewegen. Wieder bin ich gefangen und es bedarf meiner ganzen Willenskraft, um nicht den Verstand zu verlieren, nicht aufzuspringen, zu schreien, um mich zu schießen und wegzurennen. Warte, warte, warte, sage ich mir immer wieder. Ich zittere erneut am ganzen Körper. Das Brennen und Jucken der Insektenbisse wird schlimmer.

Rucksäcke rascheln, schnelle Worte werden gewechselt, aber ich verstehe immer noch nicht, was gesagt wird. Vielleicht habe ich mein Gehör beschädigt, als ich die Waffe so dicht an meinem Ohr abgefeuert habe.

Der Mond verschwindet wieder hinter einer Wolke. Die beiden müssen vorgehabt haben, hier draußen zu kampieren. Auf keinen Fall würden sie um diese Zeit den Berg heraufkommen, wenn sie nicht vorhaben würden, die Nacht dort zu verbringen. Vielleicht treffen sie oben irgendjemanden.

Als sie erneut meinen Namen rufen, weiß ich instinktiv, dass sie nicht gekommen sind, um mich zu retten. Leons Leute haben sie losgeschickt, als Roberto nicht zurückgekommen ist. Warum sonst sollten sie mitten in der Nacht hier auftauchen? Echte Retter suchten nur am Tag. Wird es so nicht auch immer in den Sechs-Uhr-Nachrichten berichtet? Die Suche wird über Nacht unterbrochen und gleich am nächsten Morgen wieder aufgenommen.

Ein Stück den Fluss hinauf scheppert es. Ich zucke zusammen. Plastik prallt gegen Felsen. Die Kegel der Taschenlampen tanzen durch die Nacht.

Das Pärchen stürmt an mir vorbei zum Flussufer.

Ich krieche auf die andere Seite des Baums. Ich zittere so heftig, dass ich fürchte, aus Versehen einen Schuss abzufeuern.

Wieder scheppert etwas gegen die Felsen. Die Lichtstrahlen der Taschenlampen tanzen wie Derwische.

Dann ein lautes Klappern, Stimmen rufen etwas, Laute, Worte, sie scheinen erstickt, werden dann doch hervorgestoßen. Nichts ergibt einen Sinn.

Ich kann nichts erkennen.

»Nein!« Die Stimme, die flussabwärts getragen wird, gehört Benicio. »Nicht!« Dann ein entsetzlicher Schrei.

Ich presse mein Handgelenk vor den Mund, ersticke meinen eigenen Schrei, versuche keinen Laut von mir zu geben, aber ich kann nicht verhindern, dass ich stöhnend nach Luft ringe.

»Celia!«, fleht er.

Ich kann nur an Oliver denken. Bin wie gelähmt. Ich darf nicht das geringste Risiko eingehen, dass mir diese Leute irgendetwas antun.

»Celia!«

Heiß strömen mir Tränen über die Wangen.

Ich atme tief durch die Nase und halte die Waffe auf Höhe meines Gesichts, schussbereit, denn ich rechne damit, dass sie mich jeden Moment finden. Sie müssen doch spüren, dass ich dort bin. Ich platze fast vor innerer Anspannung. Ein Leuchtfeuer blinkt durch die Bäume.

Dann Stille. Grillen und Frösche. Der Fluss rauscht vorbei.

Ich spähe um den Baum herum, aber ich kann nichts sehen.

Die Waffe zittert in meiner Hand. Ich könnte einfach in die Dunkelheit schießen und das Beste hoffen. Aber vielleicht treffe ich Benicio, verfehle die anderen, werde sofort geblendet von ihrem Licht, während ein Kugelhagel auf mich niedergeht.

Langsam kehrt das Mondlicht zurück, lässt mich Schatten am Ufer erkennen. Die Taschenlampen liegen jetzt am Boden, in ihrem Licht sehe ich eifrige Beine, ein gelbes Floß, ein Ruder auf einem Felsen, ein zerrissener Müllsack, verstreute Nahrungsmittel und schließlich ein lebloses Bein, die Sohle eines Schuhs. Nach einem Augenblick gleitet der Fuß über den Boden, hält inne, rutscht weiter. Benicio wird davongezerrt, wie von einem Raubtier, in die Dunkelheit.

TEIL II

Ich schlief zwei Tage vor der fahrbaren Klimaanlage, erhob mich nur von Zeit zu Zeit schlafwandlerisch, um ein Glas Wasser zu trinken und kehrte dann wieder ins Bett zurück. Ich hatte nichts anderes im Sinn gehabt, als Oliver anzurufen, sobald ich wieder in Mismaloya war, aber der Akku des Handys hatte inzwischen seinen Geist aufgegeben. In einem Geschäft kaufte ich ein Ladekabel, holte mir aus einem kleinen Supermarkt ein paar Lebensmittel, checkte ins Casa Romero ein, schloss das Handy an die Steckdose an und fiel ins Bett. Das Letzte, an was ich mich erinnere, war, dass ich die Augen schloss, um einen klaren Gedanken zu fassen, mir meine Worte genau zu überlegen. Auf keinen Fall wollte ich Oliver verängstigen, irgendetwas verraten.

Und jetzt wache ich im ersten bläulichen Licht des Morgens auf, das durch die Jalousien fällt. Mein Mund ist klebrig, meine Zunge klebt am Gaumen. Ich blinzle und sehe mich in dem stillen, geräumigen Apartment mit den weiß verputzten Wänden und der einfachen Küchenzeile um. Eine Schale auf dem Tresen ist mit Obst gefüllt. Ich weiß nicht, ob es echt ist oder aus Plastik. Ich kann mich kaum daran erinnern, das Zimmer betreten zu haben.

Ich stehe auf und merke, wie schwach ich bin. Meine Bewegungen sind langsam, und ich fühle mich so leicht, als seien meine Arme mit Luft gefüllt. Das einzig Schwere an mir ist mein Kopf, eine Bowlingkugel, die ich auf meinem Hals balanciere. Im Fernseher suche ich CNN, um zu erfahren, wie spät es ist, welchen Tag wir haben. Sechs Uhr morgens. Eine Woche, nachdem ich in Mexiko eingetroffen bin.

Mein Zimmer ist im ersten Stock und geht auf die Bucht von Banderas hinaus. Ich trete auf den Balkon und stehe in der

hellen Morgensonne. Blaues Wasser so weit mein Auge reicht. Rechts und links von mir steigen grüne Hänge hinauf in den Dschungel.

Ein widerlicher Geruch dringt mir in die Nase. Ich brauche eine Sekunde, um zu begreifen, dass ich selbst ihn verströmen. Ich bin verdreckt, voller wunder Stellen und stinke nach altem Schweiß. Und irgendwie riecht es auch immer noch nach den sauren, fauligen Fetzen des Leguans.

Ich werfe einen Blick auf mein Bein. Die Wunde ist blutverkrustet, in der Mitte dick und hart, an den Rändern zeigt sich erste rosa Haut, die versucht, das Loch zu verschließen. Ich drücke sanft und etwas Eiter quillt heraus. Ich brauche wieder Antibiotika. Ich bin überrascht, dass es nicht schlimmer aussieht.

Ich schließe die Augen. Weiße Sterne explodieren in der Dunkelheit. Ich muss etwas essen.

Ich gehe wieder hinein und stelle erleichtert fest, dass die Früchte echt sind. Bananen, Äpfel, Mangos. Meine Hände zittern, als ich die Banane schäle, doch mein Mund ist zu verklebt, um auch nur einen Bissen hinunter zu bekommen. Ich würgel. Ich hole mir ein Glas Wasser. *Agua!*, geht mir durch den Kopf. Roberto. Das gähnende schwarze Loch in seinem Hals. Das Handy.

Ich zwingen den Rest des Wassers meine Kehle hinunter, dann die Banane. Ich entdecke das Handy auf dem Boden, das Ladekabel führt zu einer Steckdose zwischen dem Bett und dem Nachttisch. Auf dem Display blinken fünfzehn neue Nachrichten, die nie jemand hören wird.

Ich sitze auf der Bettkante. Meine Finger zittern, während ich versuche, mich an die Nummer zu erinnern, die ich jahrelang mehrfach am Tag gewählt habe.

Es klingelt zweimal, dann meldet sich eine männliche Stimme.
»Hallo?« Es klingt fragend, als sei die fremde Nummer verwirrend. Ist es Oliver? Wie kann es sein, dass ich meinen eigenen Sohn nicht erkenne?

»Wer ist da?«, fragt er.

»Oh, mein Gott«, sage ich.

»Mom?«

»Ja, Schatz. Ja. Lieber Gott. Ja. Ich bin es.«

»Was ist denn los?«

»Was los ist?« Ich sehe mich im Raum um, unterdrücke meine Tränen, habe Mühe, Worte zu finden, zu denken. »Oliver.« Es scheint nichts anderes zu geben.

»Was denn?«

»Du bist in Sicherheit.«

»Natürlich bin ich in Sicherheit. Was ist los mit dir? Wann kommst du nach Hause?«

Nach Hause? Ich hätte noch nicht anrufen sollen. Jonathon hat ihm irgendetwas gesagt, aber mir fällt beim besten Willen nicht ein, was es sein könnte. Nach allem, was ich mir inzwischen vorgestellt habe, scheint mich meine Fantasie jetzt zu verlassen.

»Oliver. Willst du damit sagen, dass du zu Haus bist?«

»Äh ... ja. In meinem Zimmer, ich muss gleich in die Schule. Warum bist du so komisch?«

»Wo ist dein Vater?«

»Ich denke, er ist in der Garage und sucht noch einen weiteren Koffer. Was ist los? Haben sie dir da, wo du bist, was in deine Limo gekippt?«

Jonathon ist in der Garage. Jonathon ist zu Haus.

»Wo ich bin?«, frage ich.

»Mom. Was redest du? Da, wo du hin gefahren bist. Dieses Wellness-Dings, wie immer es auch heißt.«

Wellness-Dings.

»Oh«, sage ich, weil ich ihn nicht ängstigen oder verwirren will. Er klingt so normal. So entspannt. »Weißt du, die haben einfach ... ja ... vielleicht. Ich habe irgendwie das Gefühl, nicht mehr ganz ich selbst zu sein, seit ich hier bin.«

»Ich dachte, das sei der Grund, warum Du dort hingefahren bist.«

Das ist es also. Jonathon hat ihm gesagt, ich bin in irgendeinen Wellness-Tempel gefahren, einen Ort der Ruhe, wenn man etwas überspannt ist.

»Willst du mit Dad reden?«

Eins ist klar. Oliver hasst Geplauder. Dies ist sogar das längste Gespräch, das ich seit Monaten mit ihm geführt habe, ohne dass sich daraus ein Streit entwickelt hat. Oliver ist immer noch Oliver. Und Jonathon?

Ich zittere am ganzen Körper, so sehr stehe ich unter Adrenalin. Denk, denk, denk. Ich tappe völlig im Dunkeln, schwanke zwischen dem Gefühl der Erleichterung, dass Oliver in Sicherheit ist, sogar zu Haus, und meinem tiefen Entsetzen und völliger Verwirrung über den ganzen Rest.

Ich krieche unter die Decke. »Ja«, sage ich. »Hol ihn doch mal ans Telefon.«

»Okay.«

Ich kann hören, wie er durch das Haus geht, Türen öffnet und schließt, die Treppe hinunter läuft. »Bist du gut nach Haus gekommen? Ist alles ... in Ordnung?«

»Alles bestens«, sagt er, der kleine Sarkasmus in seinem Ton angenehm vertraut. Für ihn ist alles wieder beim Alten. Mehr

kann ich mir nicht wünschen. »Was Dad angeht, bin ich mir da allerdings nicht so sicher«, fügt er hinzu. »Er ist ziemlich gereizt, seit du weg bist.«

»Ist er das?«

»Was übrigens auch wirklich komisch war. Du hast nicht mal erwähnt, dass du wegfahren würdest. Oder dich verabschiedet.« Ich kann deutlich hören, dass er sich verletzt fühlt.

»Ich weiß, Liebling. Das tut mir leid. Es war eine sehr spontane Entscheidung.«

»Jedenfalls fährt er jetzt zu irgend so einer Geschäftssache.«

»Was für eine Geschäftssache?«

»Du weißt schon. Arbeit.«

»Ach, richtig. Das hatte ich ganz vergessen. Wann fährt er denn?«

»Übermorgen. Du wirst ihn vorher doch noch sehen, oder?«

»Ich weiß nicht. Was hat er gesagt, wann ich komme?«

»Mannomann, was hast du denn getrunken? Weißt du nicht mal, wann dein eigenes Flugzeug landet?«

»Doch ... es ist nur ... ich meine, ich habe nicht alles im Einzelnen vor Augen.«

Wie kann Jonathon ihm nur sagen, dass ich nach Hause kommen werde, bevor er wegfährt, wenn er nicht einmal weiß, ob ich überhaupt noch am Leben bin? Hat er vor, Oliver allein zu lassen, wenn ich nicht auftauche?

»Hier ist er«, sagt Oliver. »Du kannst ihn selbst fragen.«

»Nein, Oliver! Warte!«

»Hallo?«

Die Stimme meines Mannes. Der Vater meines Kindes. Der

Mensch, der die personifizierte Vernunft ist. *Ich liebe dich. Sag mir genau, was es ist, und ich werde versuchen, es zu ändern.*

»Jonathon.«

»Cee! Ich hatte nicht geglaubt, schon so bald von dir zu hören.«

Ich bekomme kein Wort heraus.

»Hast du zuerst auf meinem Handy angerufen?«, erkundigt er sich. »Tut mir leid, ich bin in der Garage. Ich habe es oben liegen lassen.«

»Was?«

Jonathon deckt die Sprechmuschel ab, aber ich kann ihn immer noch hören. »Ich bring es dir gleich nach oben, sobald ich fertig bin, Oliver«, sagt er und meint offensichtlich das Telefon.

Es ist alles so normal. So gewöhnlich, dass ich einen Blick auf das verkrustete Loch in meinem Bein werfen muss, um mich daran zu erinnern, was alles passiert ist. Ich starre auf die Insektenbisse, die Schrammen und den Dreck, und für einen kurzen Moment frage ich mich, ob ich mir alles nur eingebildet habe. Vielleicht bin ich gestürzt und habe mir eine Gehirnerschütterung zugezogen, habe mir das Bein auf irgendeine andere Weise verletzt und eine kurzzeitige Amnesie erlitten oder bin einfach verrückt geworden. Die wirklich Wahnsinnigen haben keine Ahnung, dass sie wahnsinnig sind.

»Er ist jetzt weg«, flüstert Jonathon plötzlich hektisch. »Ich wollte ihm keine Angst einjagen. Mein Gott, Cee. Es tut so gut, deine Stimme zu hören!«

Ich erwidere nichts.

»Wo bist du?«

»Ich bin in Sicherheit.«

»Wo? Was ist passiert?«

»Warum bist du nicht auf der Suche nach mir?«

»Das war ich. Ich bin es noch. Jesus! Ich bin halb verrückt. Ich habe Oliver nach Haus gebracht, damit er in Sicherheit ist, und ich komme zurück, deswegen bin ich hier draußen in der Garage. Ich hol einen größeren Koffer. Ich komme zurück zu dir.«

Es klingt fast vernünftig.

»Wo bist du?«, fragt er.

Und dann sehe ich Bennys dunkelgrüne Augen vor mir, die voller Unschuld alles verraten.

»Ich bin in Sicherheit«, wiederhole ich.

Es folgt eine lange Pause, dann seufzt er. »Celia«, sagt er, als würde ich seine Geduld auf die Probe stellen. »Es ist nicht so, wie du denkst. Diese Leute ...«

»Ist das alles nur ein riesiges Missverständnis?«, erkundige ich mich.

»So ist es tatsächlich. Ich habe Fehler gemacht, aber ich hatte keine Ahnung ...«

»Wie zum Teufel bist du davongekommen?«, will ich wissen.

»Davongekommen? Was meinst du?«

»Warum haben sie dich gehen lassen?«

»Wer?«

»Ich weiß alles über die Schwierigkeiten, in denen du steckst.«

»Hör zu. Ich weiß nicht, was die dir erzählt haben, aber ...«

»Ich kann froh sein, dass ich noch lebe.«

»Von wessen Telefon aus rufst du an?«

»Ich bin ins Bein geschossen worden!«

»Jetzt übertreib nicht, Cee. Niemand wollte dich töten.«

In diesem Moment habe ich das Gefühl, dass gleich alles aus mir heraus platzen wird. So viele Gedanken jagen mir gleichzeitig durch den Kopf und formen sich doch zu einer logischen Kette, deren Spitze so scharf ist, dass sie mich durchbohren könnte. Und genau das ist das Gefühl, dass ich im Magen habe.

»Wie wäre es, wenn ich dich mal mit den *tatsächlichen* Fakten vertraut mache?«, frage ich. »Deine Freundin hat versucht, mich zu töten. Du steckst wegen dieser Leute bis zum Hals in der Scheiße. Du setzt mein Leben und möglicherweise auch Olivers aufs Spiel, um in einer Weise aus der Sache herauszukommen, die ich erst langsam anfangen zu begreifen. Du hast noch einen Sohn. Benny. Ein komplettes geheimes Leben, das du schon wer weiß wie lange lebst. Und weißt du was? Du bist nicht der Einzige, der ein Geheimnis für sich behalten kann. Das letzte, was ich dir erzählen werde, ist, wo ich bin.«

Ich umfasse meine verkrustete Wunde, spüre das getrocknete Blut. Blut, das alles gegeben hat, um mich wieder herzustellen, mich am Leben zu halten.

»Wir müssen das Ganze nicht komplizierter machen, als es ohnehin schon ist«, sagt er so beiläufig, als spräche er darüber, welche Krawatte er umbinden solle.

»Du armseliger Hurensohn«, sage ich.

»Cee. Du musst dich beruhigen. Wenn ich mir noch keine Sorgen um deinen Geisteszustand gemacht habe, bevor wir nach Mexiko geflogen sind, dann tue ich es spätestens jetzt.« Ich muss lachen. Und lachen. Und lachen, bis mir die Tränen über das Gesicht laufen und ich kaum noch sprechen kann. Es ist mir egal, ob ich jetzt völlig gestört wirke, denn ich bin mir endlich sicher, dass ich bei völlig klarem Verstand bin.

»Wie alt ist sie denn, Jonathon? Zwanzig? Was hast du dir

dabei gedacht? Gründest du noch mal eine neue Familie? Ersetzt du Oliver und mich mit zwei Menschen, die halb so alt sind wie wir?«

»Du weißt ja nicht, wovon du redest«, sagt er, weil er sich so überlegen fühlt, aber ich muss schon wieder lachen.

»Du wirst das alles gar nicht mehr so lustig finden, wenn das FBI erst herausfindet, was du getan hast«, sagt er.

»Was *ich* getan habe?«

»Wirklich, Celia. Meine Schlüssel zu stehlen und meine Codes. Wie konntest du dir nur einbilden, dass du davonkommst, wenn du von meiner Bank Geld unterschlägst?«

Ich werfe die Decke von mir und stürme hinaus auf den Balkon. Ich packe das Geländer, um Halt zu finden. Allmählich passt alles zusammen. Er unterschlägt Geld bei seiner Bank und hat alles vorbereitet, um es mir in die Schuhe zu schieben. Unzählige kleine Szenen schießen mir durch den Kopf. Wenn ich sicher war, dass mein Computer noch lief, ich ihn aber abgeschaltet vorfand. Wenn ich ihn ganz sicher auf der Ecke des Küchentresen hatte liegen lassen, ihn aber neben der Obstschale fand. Was immer er auch gemacht hat, er hat meinen Laptop dafür benutzt.

»Sag mir einfach, wo du bist«, fordert er mich in seiner vernünftigen Art auf. »Ich habe es nicht so gemeint, was ich gerade gesagt habe. Es tut mir leid. Ich habe ein paar schreckliche Fehler gemacht. Gib mir einfach die Chance, alles zu erklären.«

Und wieder fügt sich ein Puzzlestück ins Bild.

»Deswegen hast du mich gebeten, zu bleiben«, sage ich.

»Sag mir, wo du bist.«

»Du veruntreust seit Jahren Geld bei deiner Bank, stimmts?«

»Cee. Bitte. Wir können das alles in Ordnung bringen, wenn du mir nur sagst, wo du bist.«

»Wenn ich die Scheidung eingereicht hätte, wären deine sämtlichen Finanzen von den Anwälten auseinandergepflückt worden. Sie hätten alles entdeckt.«

»Hör mir zu!«

»Es ist langsam eng für dich geworden, oder? Und deine Lösung besteht darin, es mir anzuhängen.« Ich muss lachen.
»Wer wird schon glauben, dass ich weiß, wie man bei einer Bank Geld unterschlägt?«

»Darüber zerbreche ich mir auch schon lange den Kopf.«

»Bist du so gierig, so böse, dass du das deiner eigenen Frau antun kannst, deinem eigenen Sohn?«

»Ich habe nichts getan. Hör auf, dir etwas zusammen zu spinnen. In all den Jahren habe ich mich um dich gekümmert. Von dem Augenblick an, als du völlig verzweifelt durch den Verlust deiner Mutter die Bank betreten hast.«

Dass er meine Mutter erwähnt, bremst mich schlagartig aus. Vor meinen Augen dreht sich alles. Ich fürchte, dass mir schlecht wird. »Ich habe keine Ahnung, wer zum Teufel du überhaupt bist«, bringe ich heraus.

»Du bist auch nicht unbedingt die Frau, die ich eigentlich geheiratet habe. Mit wie vielen Männern bist du im Bett gewesen, seit wir uns das Ja-Wort gegeben haben?«

»Wie viele Kinder hast *du* seitdem gezeugt?«

Er schweigt so lange, dass ich für einen Moment glaube, er habe aufgelegt.

»Er ist tot«, sagt Jonathon.

»Wer?«

»Benicio.«

Ich kralle meine Finger in meinen Oberschenkel. Es ist nur eine weitere seiner Lügen. Ich spiele mit. »Wovon redest du?«

»Du weißt genau, wovon ich rede.«

»Du bist ein Lügner«, sage ich. »Du bist krank, Jonathon. Ich wusste nur nicht, wie krank du bist. Ich habe es überhaupt nicht bemerkt. Du hattest mich so sehr davon überzeugt ...«

»Er hat dich nur benutzt. Du hast doch nicht etwa geglaubt, dass er all die Dinge, die er gesagt hat, ernst gemeint hat, oder doch?«

Ich ringe nach Luft.

»Ich habe ihm versprochen, ihn zurück in die Staaten zu bringen, wenn er mir hilft. Er hatte eine Freundin in L.A. Hat er dir das nicht gesagt? Er war versessen auf Hollywood.«

»Du bist ja so unglaublich krank.«

»Hör zu. Ich muss Oliver sein Handy wiedergeben. Du weißt ja, wie er ist.«

»Was willst du von mir?«, schreie ich.

»Sag mir doch einfach, wo du bist, dann kann ich dir persönlich zeigen, was ich von dir will.« Sein Ton hat sich vollkommen verändert. Ich spüre sein drohendes Lächeln durchs Telefon.

»Weißt du, Oliver ist in dieser Woche sehr gut ohne dich klargekommen«, fährt er fort. »Er hat viel Spaß am Pool gehabt. Aber man weiß ja nie, was einem Jungen ohne seine Mutter alles passieren kann.«

Mein Brustkorb zieht sich zusammen. Wut explodiert in meinem Schädel.

Ich zwingen mich, ruhig zu atmen.

»Ich möchte, dass du mir jetzt sehr genau zuhörst«, sagt er und seine Stimme klingt so drohend wie noch nie zuvor. »Du bist

völlig aufgelöst. Nach allem, was du getan hast, rufst du uns jetzt an, um uns zu sagen, wie leid es dir tut. Wir haben nicht verdient, was du uns angetan hast. Nach all den Fehlern, die du gemacht hast, ist dir dein Leben nichts mehr wert. Kurz nach diesem Telefonat wird man dich mit einer Kugel im Schädel finden. Oder vielleicht auch in irgendeinem Hotelzimmer, aufgeknüpft an der Vorhangkordel. Selbstmord. Daran wird niemand den geringsten Zweifel haben.«

Dieser Wahnsinnige hat meinen Sohn. Meine schlimmsten Befürchtungen sind wahr geworden. Auch Oliver befindet sich jetzt in seiner Gewalt.

Ich grüble fieberhaft. Ich muss überleben. Wenn mir irgendetwas passiert, gibt es niemanden, der Oliver retten kann.

Ich wasche meine Sachen im Waschbecken und hänge sie zum Trocknen auf den Balkon. Eine Waffe habe ich immer in der Nähe. Unter der Dusche schrubbe ich meine Haut blank. Die letzten Insektenbisse verblassen und brennen, als ich mir den Dreck, das Öl und wer weiß was noch aus dem Haar wasche. Mehrere Strähnen an meinem Hinterkopf sind so verzottelt, dass ich sie nur auseinanderschneiden kann. Ich rasiere mir die Beine und Achselhöhlen mit einem gebrauchten Einwegrasierer, den jemand im Badezimmerschrank vergessen hat.

Michael Mahon hat zumindest einmal in seinem Leben die Wahrheit gesagt und ich habe ihm nicht geglaubt. Hat Jonathon vielleicht auch dieses eine Mal die Wahrheit gesagt? Ist er wirklich in der Lage, Oliver etwas anzutun? Ich will es einfach nicht glauben. Ich kann nicht. Er lügt und manipuliert. Ich brauche Zeit, um mir zu überlegen, was ich als nächstes tun muss. Aber woher weiß er von der Frau in L.A.? Arbeitet Benicio wirklich mit ihm zusammen, um zurück in die Staaten zu kommen? Ist er tot? Schnell trockne ich mich ab und schlinge mir das Handtuch um mein nasses Haar.

In dem anderen Raum klingelt Robertos Handy. Mir dämmert, dass Mobiltelefone geortet werden können. Ich habe keine Ahnung, wie weit Jonathons Verbindungen reichen, und ich werde auf keinen Fall riskieren, dass irgendjemand herausbekommt, wo sich dieses Handy befindet.

Ich lege das Telefon, das immer noch klingelt, auf den gefliesten Boden und zertrümmere es mit dem Griff meiner Waffe. Es ist erstaunlich widerstandsfähig. Ich denke darüber

nach, ob ich es zerschießen sollte.

Als ich aufstehe, wird mir schwindlig und ich stütze mich an der Kommode ab. Das Geld liegt darauf. Direkt neben meinem Reise pass.

Als ich mich endlich hinter dem Baum im Dschungel erhob, zeigte sich bereits das erste Licht des Morgens. Beinahe hätte ich mich nicht mehr umgedreht. Ich ging ein paar Schritte den Pfad entlang, bevor ich mich überwinden konnte, einen Blick zurück zu werfen auf all die Dinge, die am Ufer verstreut lagen. Eine Horde Affen mit feuchtem Pelz durchsuchte die Überreste, kämpfte um die Nahrungsmittel aus dem Kiosk und verschlang sie. Ich zog meine Waffe. Das Pärchen schien alles zurückgelassen zu haben. Einschließlich des Floßes. Sie mussten es eilig gehabt haben, mit Benicio zu verschwinden. Ich hatte keine Ahnung, wohin sie gegangen waren oder wie sie ihn fortgeschafft hatten.

Ich hob die Arme und knurrte die Affen an in der Hoffnung, nicht schießen zu müssen. Die Affen stoben davon und ich durchsuchte mit einem Fuß den Müll, ohne überhaupt zu wissen, wonach ich suchte. Irgendetwas Persönliches. Irgendein Zeichen, das Benicio zurückgelassen hatte und das mir alles erklären würde. Was ich fand, als ich eine aufgerissene Schachtel mit Keksen zur Seite schob, war mein Reisepass.

Jetzt starre ich das schmutzige blaue Büchlein auf der Kommode an, den hochgeprägten goldenen Adler, grimmig, Zeichen einer Supermacht, zu der ich irgendwie gehöre, aber in einer Weise, die mir so abstrakt erscheint, als sei sie nicht real. Eigentlich müsste der Pass mein Ticket nach Hause sein. Aber er könnte auch mein Todesurteil bedeuten oder mich zumindest ins Gefängnis bringen. Was wird passieren, wenn ich versuche, wieder in die Staaten einzureisen? Stehe ich schon als *gesucht*

in ihrer Datenbank?

Ich habe zweitausend Dollar. Falls Benicio mich tatsächlich benutzt hat, war seine Art, es zu verschleiern, schon seltsam. Er hat so viel riskiert. Bis zur letzten Sekunde, als er meinen Namen gerufen hat, versucht hat, mich zu retten, sich selbst zu retten. Kann er mir all das, was ich in seinen Augen gesehen habe, als wir miteinander geschlafen haben, nur vorgespielt haben? Und dieses Gefühl, das ich tief in seinem Inneren gespürt habe? *Ich habe ein paar kleine Rollen in Filmen gespielt, von denen du wahrscheinlich noch nie etwas gehört hast.* Er ist Schauspieler. Aber einen Oscar hat er noch nicht gewonnen.

Ich zucke zusammen, als es an der Tür klopft. Ich bin nackt und habe ein Handtuch um den Kopf geschlungen. Ich greife nach der Waffe auf der Kommode.

»Miss Donnelly?«, ruft eine Frau.

Ich antworte nicht.

»Geht es Ihnen gut? Ich habe Sie nicht gesehen, seit Sie eingeecheckt haben.«

»Alles in Ordnung!«, rufe ich.

»Ich habe hier ihr Frühstück«, sagt die Frau, die vielleicht gekommen ist, um mich zu töten. »Ich habe Ihnen auch gestern eins gebracht, aber Sie haben nicht geantwortet. Ich dachte mir, ich versuche es noch einmal.«

»Eine Sekunde. Ich bin gleich da.«

»Soll ich es einfach vor der Tür stehen lassen?«, erkundigt sie sich.

Ich spähe durch ein kleines Fenster, das sich in der Ecke der Küchenzeile befindet. Ich kann mich vage an die junge kanadische Frau erinnern, die mich an der Rezeption

eingescheckert hat. Sie steht jetzt mit einem Tablett draußen vor meiner Tür und blickt gelangweilt zur Seite.

Eigentlich hatte ich vorgehabt, einen falschen Namen zu benutzen, aber sie hatte darauf bestanden, meinen Ausweis zu sehen. Es ist ein Wunder, dass sie mich überhaupt aufgenommen hat, wenn man bedenkt, in welchem Zustand ich mich befunden hatte.

Schnell schlüpfte ich in meine feuchten Shorts und meine Bluse. Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, was ich ihr erzählt habe.

»Ich kann es hier stehen lassen, wenn Sie möchten«, bietet sie noch einmal an.

Ich stecke die Waffe hinten in den Bund meiner Shorts, wickle mir das Handbuch neu um den Kopf und öffne die Tür. Die Frau erinnert mich an Olivers Freundin Maggie, so wie sie mal in fünfzehn Jahren aussehen wird. Das rote Haar ist leicht ausgebleichen, erste Lachfalten ziehen sich um ihren Mund. Sie ist immer noch hübsch. Vielleicht sogar im Lauf der Jahre noch hübscher geworden. Wie war noch ihr Name? Doch mir fällt nur ein, wie sie darauf bestanden hat, dass ich die Nummer meines Reisepasses aufschreibe.

»Vielen Dank«, sage ich und nehme ihr das Tablett ab. »Wie sagten Sie noch, war Ihr Name?«

»Willow.«

»Willow?«

»Meine Eltern waren Hippies. Früher habe ich ihn gehasst, aber mit der Zeit habe ich mich an ihn gewöhnt.«

»Nein, er ist sehr hübsch.«

»Sie sehen viel besser aus«, sagt Willow.

Obwohl ich immer noch misstrauisch bin, gefällt mir die

Offenheit in ihrem Gesicht und in ihrer Stimme. Die zarten Linien um ihren Mund zeugen von Sanftheit. Ihre Augen sind mandelförmig und grün.

»Ich war in einem fürchterlichen Zustand, als ich ein gecheckt habe. Das tut mir leid. Ich bin eigentlich ein ganz normaler Mensch, der sich nur gerade in einer ziemlich unnormalen Situation befindet.«

»Das sagten Sie, als Sie eingeecheckt haben.«

»Tatsächlich?«

»Erinnern Sie sich nicht daran?«

»Nicht genau.«

Willow wirft einen Blick auf mein Bein. Durch die lange, heiße Dusche hat sich der Schorf in einen Hügel aus gelbem Eiter verwandelt. Mein ganzes Bein ist übersät mit Prellungen, meine Arme voller Schrammen und Insektenbisse.

»Hören Sie, Willow. Hätten Sie eine Sekunde Zeit?«

Sie sieht mir in die Augen. »Brauchen Sie irgendetwas?«

Wir stehen immer noch in der offenen Tür. Ich werfe einen Blick nach rechts und nach links zur Treppe, die auf beiden Seiten der Villa nach unten führt. Ein typischer Zugang aus der Vorkriegszeit mit Kokosnusspalmen und einer sprühenden Fontäne in der Mitte. Sie hat schon bessere Tage gesehen. Das eiserne Geländer rostet, die mit blauen und weißen emaillierten Fliesen belegten Stufen sind an den Ecken angeschlagen. Alles ist ruhig. Trotzdem senke ich meine Stimme. Ich hätte sie ins Zimmer gebeten, wenn ich nicht die Waffe gehabt hätte und das Geld auf der Kommode.

»Wie viele Zimmer gibt es hier?«, erkundige ich mich.

Sie wirft mir einen misstrauischen Blick zu. »Fünf. Zwei auf jedem Stock und dann das Penthouse oben.«

»Und alle sind belegt?«

»Normalerweise schon.« Sie seufzt und verlagert ihr Gewicht von einem Bein auf das andere. Dann, als habe sie sich entschlossen, freundlicher zu sein, sagt sie: »Aber zur Zeit nicht. Alles läuft ein bisschen schlechter wegen der Wirtschaftskrise und so weiter.«

Ich höre ihr nur halb zu. »Sie müssen mir einen Gefallen tun.«

Wieder blickt sie auf mein Bein. »Okay?«

»Ich will ehrlich zu Ihnen sein. Meine Ehe ist kaputt. Ich meine, kaputt ist eine ziemliche Untertreibung. Es ist alles ein fürchterliches Chaos. Ein wirklich schlimmes Chaos.«

Sie nickt.

»Mein Mann weiß nicht, wo ich bin. Ich brauche einfach ein bisschen Zeit, um über ein paar Dinge klar zu werden.«

Erneut wirft sie einen Blick auf mein Bein. »Hat er Ihnen das angetan?«

Ich lege eine Hand über meine Augen und denke, dass Jonathon es eigentlich tatsächlich gewesen ist.

»Ja«, sage ich und lasse meine Hand sinken. »Und er plant etwas noch viel Schlimmeres. Deswegen musste ich verschwinden. Es tut mir leid. Ich will Sie da nicht mit hineinziehen.«

»Oh, bitte. Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen.«

»Ich will Sie nicht mit den Einzelheiten meines lächerlichen Lebens belasten. Es geht mir nur darum, dass ich hier ein bisschen Ruhe finden kann. Falls irgendjemand kommt und nach mir sucht oder anruft, um sich zu erkundigen, ob ich hier wohne, könnten Sie dann bitte ... Ich meine, ich will nicht von Ihnen verlangen, dass Sie für mich lügen, ich brauche nur ein wenig Zeit, um das alles zu verarbeiten.«

»Ich verstehe. Ihre Privatsphäre wird meine absolute Priorität sein.« Es klingt sowohl einstudiert als auch aufrichtig.

»Also wenn irgendjemand, ich meine, mein Mann hat hier eine Menge Freunde, wenn irgendjemand kommen und nach mir suchen sollte, werden Sie sagen, dass Sie mich nie gesehen haben, ja?«

»Okay.« Offenbar denkt sie darüber nach, worauf das alles hinauslaufen könnte.

Wieder gleitet ihr Blick zu dem Loch in meinem Bein, als könne sie es nicht verhindern. Ich kann es verstehen.

»Vielen Dank«, sage ich. »Es ist wirklich alles sehr ernst. Ich würde es wirklich nicht erwähnen, wenn es das nicht wäre.«

Willow windet sich unbehaglich. »Sind Sie zur Polizei gegangen?«

Ein Gefühl von Schwäche überrollt mich. Ich kann nicht mehr lange so mit dem Essen direkt unter meiner Nase dastehen. »Ich habe gehört, die sei korrupt.«

Sie lacht. »Nicht alle. Aber trotzdem. Korrupt genug, um einen misstrauisch zu machen.«

»Ehrlich gesagt, habe ich nicht geglaubt, dass sie irgendetwas tun könnten. Und außerdem wollte ich nicht, dass man weiß, wo ich bin, falls mein Mann jemanden kennt, der jemanden bei der Polizei kennt.«

»Stimmt. Okay.«

»Außerdem bin ich mir sicher, Sie wollen hier nicht auch noch irgendwelchen Aufruhr, der die Leute abschreckt, wenn die Geschäfte ohnehin nicht richtig laufen.«

»Das ist kein Problem. Wir liegen ziemlich weit ab vom Schuss. Es kommen nicht viele Leute her, die das Haus nicht schon kennen.«

Und eben das macht mir Sorgen. Ich habe das Haus völlig problemlos gefunden, weil Benicio mir genau gesagt hat, wo es ist. Wenn er es weiß, wer weiß es dann noch?

Eine große Sonnenbrille mit runden Gläsern, Flipflops, Sonnenhut aus Stroh, Verbandmaterial, Peroxid, eine klobige Haarspange, eine blaue Plastikbrieftasche, ein englisch-spanischer Sprachführer, Baumwollshorts, zwei Tanktops und eine einfache gelbe Stoffhandtasche. Ich lege alle Sachen auf den Tresen des Billigmarktes. Die Kassiererin sieht kaum auf, während sie alles einscannt. Sie nimmt meine Dollar entgegen und gibt mir das Wechselgeld in Pesos.

Vor der Tür fasse ich mein Haar mit der Spange zusammen, setze die Sonnenbrille und den Strohhut auf und schmeiße alles andere in meine neue Handtasche. Autos rumpeln vor bei, aus offenen Fenstern plärrt Musik – Akkordeons und Blasinstrumente, die mich an volkstümliche Rhythmen aus Bayern erinnern. Der Geruch von gekochtem Fleisch, von Mango schalen, die in der Sonne verfaulen, hängt in den Straßen. Überall sind Fliegen.

Zwei Blocks weiter betrete ich einen Elektronikladen, in dem es seltsamerweise nach Vanille riecht. Ich kaufe ein Handy mit einer Prepaidkarte und gehe wieder. Danach kaufe ich mir in dem Internetcafé gegenüber eine Stunde Nutzungsdauer. Zuerst werfe ich einen Blick in meine E-Mails. Es sind mindestens hundert Nachrichten – Arbeit, Spam, Erinnerungen an irgendwelche Veranstaltungen an Olivers Schule, Eltern, die hin und zurück schreiben und wieder hin und zurück. Eine Mail von *Pacific Savings and Trust*. Ich bekomme regelmäßig Werbung von ihnen, doch auf Onlinebanking umzusteigen. Ich habe mich noch nie für dieses Verfahren interessiert und doch versucht Jonathon mir jetzt Unterschlagungen anzuhängen.

Ich muss nachsehen, ob er etwas mit meinem Geld gemacht hat. Also klicke ich auf die Nachricht und arbeite mich durch meine Konten. Sparkonto, Giro, Aktien, das Depot, das meine

Mutter mir in ihrem Testament hinterlassen hat. Nachdem ich mein Passwort eingegeben habe, muss ich warten, bis ich eine Bestätigung per E-Mail bekomme. Dann kann ich einen Blick in meine Konten werfen. Aber in der letzten Zeile steht, dass es bis zu vierundzwanzig Stunden dauern kann. Vierundzwanzig Stunden, bevor ich mich zum ersten Mal anmelden kann.

Ich sehe weitere E-Mails durch und etwas sticht mir ins Auge. Einige Betreffzeilen sind blass, was bedeutet, dass sie bereits geöffnet worden sind. Es sind E-Mails über die Arbeit und neben jeder ist ein kleiner Pfeil zu sehen. Jemand hat sie gelesen und beantwortet. Ich öffne die erste Antwort, die angeblich von mir stammen soll:

Hallo Jane,

leider werde ich die Aufträge nicht annehmen können. Es ist sogar so, dass ich mit dem Gedanken spiele, mich in eine ganz andere Richtung zu orientieren. Ich denke schon länger darüber nach, mich mit einer eigenen Firma selbstständig zu machen. Bitte entschuldige die kurzfristige Absage. Ich hoffe, du findest schnell jemand anders.

Beste Grüße

Celia

Offenbar versucht Jonathon nicht nur, mich aus seinem Leben zu entfernen, sondern auch aus meinem eigenen.

Ich klicke auf die anderen E-Mails und lese genau das Gleiche. In einer steht sogar: *Ich bin über eine sehr viel lukrativere Verdienstmöglichkeit gestolpert und konnte einfach nicht widerstehen.* Die Mail trägt das Datum unserer Abreise. Der Morgen, an dem ich durchs Haus getobt bin und versucht habe, rechtzeitig fertig zu werden, weil Jonathon aus Gründen, die ich damals nicht verstand, den Wecker ausgestellt und mich hatte verschlafen lassen. Er hat es getan, um an meinen Computer zu

kommen. Ich habe keine Möglichkeit zu beweisen, dass ich diese E-Mails nicht selbst geschrieben habe.

Inzwischen sollte mich nichts mehr überraschen. Und doch fühlt sich jede neue Entdeckung wie ein weiterer schmerzhafter Treffer in mein Bein an. Ich kann es einfach nicht glauben.

Ich lehne mich zurück und sehe in die Ferne, um den Schwindel, der die Buchstaben vor meinen Augen tanzen lässt, zu besiegen. Auf der anderen Seite der Straße steht ein Mann mit Sonnenbrille an einer Bushaltestelle. Er blickt die Straße hinauf, als würde er nach dem Bus Ausschau halten. Aber dann wieder in die andere Richtung. Was sucht er? Eine Frau schiebt ihr Baby in einem Kinderwagen über den Bürgersteig. Sie geht langsam, bleibt immer wieder stehen, um einen Blick in die Schaufenster hinter dem Mann zu werfen, der nickt, als sie schließlich an ihm vorbeischlendert. Es ist eine kleine Stadt. Wahrscheinlich kennen die beiden sich. Ich bin einfach nur paranoid. Ich sehe mich in dem Café um, lasse meinen Blick über all die Leute schweifen, die vor den Computern hocken. Studenten und Paare mittleren Alters, Amerikaner, Mexikaner, Europäer. Jeder von ihnen kommt mir verdächtig vor, als sei er Teil eines ausgeklügelten Plans.

Ich bin eine Idiotin! Ich muss auf der Hut bleiben, damit ich das alles durchstehe, mir wird schlagartig klar, dass ich gerade einen Riesenfehler gemacht habe. Jonathon ist in meinem Postfach gewesen. Ich habe keine Ahnung wie oft, aber die Chancen stehen nicht schlecht, dass er das Passwort sieht, das ich für meine Bankkonten eingerichtet habe. Er wird erkennen, dass ich nicht aufgebe. Falls er versucht, mir die Unterschlagungen in die Schuhe zu schieben, und das FBI mich wirklich sucht, können sie dann diesen Computer in Mismaloya ausfindig machen, von dem aus ich mich angemeldet habe?

Ich atme einmal tief durch und eröffne hastig ein neues E-Mail-Postfach bei einem anderen Provider. Ich schicke Jane eine Nachricht, in der ich sie bitte, meine anderen Mails zu ignorieren und Antworten nur an diese neue Adresse zu schicken. Ich würde es ihr später erklären. Was die Bank angeht, kann ich nicht viel tun, außer zu hoffen, dass ich die Bestätigung per E-Mail abfangen kann, bevor Jonathon es tut.

Dann schreibe ich eine Mail an Oliver.

Liebling, bitte hab Geduld mit mir. Die Dinge sind nicht so, wie sie scheinen. Ich bin nicht in einer Wellness-Oase, aber vorläufig an einem sicheren Ort. Ich muss wissen, dass du auch in Sicherheit bist. Dein Vater ist in Dinge verwickelt, die sehr schwierig sind. Wahrscheinlich sogar gefährlich, und ich fürchte, er könnte sich zu Verzweiflungstaten hinreißen lassen, um sie durchzuziehen. Mehr möchte ich im Moment nicht sagen, du musst mir bitte einfach vertrauen. Ich möchte, dass du für ein paar Tage irgendwo anders hingehst, bis ich zurückkommen kann. Fällt dir irgendetwas ein, wo er nicht nach dir suchen würde?

Ich halte einen Moment inne und zermartere mir das Hirn. Wo um Himmels willen könnte er hingehen? Ich lese noch einmal, was ich geschrieben habe. Es klingt wie das Geplapper einer Wahn sinnigen. Er glaubt doch ohnehin schon, dass ich in einem Wellness-Hotel bin, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen.

Ich lösche alles und fange noch einmal von vorn an.

Oliver, schicke mir sofort eine E-Mail, aber nur an diese Adresse. Ich liebe dich mehr, als du dir jemals wirst vorstellen können.

Ich klicke auf »Senden« und hoffe, die Mail ist so

gefühlsbetont, dass Oliver sie für sich behalten will. Ich kaue an den Nägeln, weil ich nicht weiß, was ich als Nächstes tun soll.

Mir wird klar, wie absurd es ist, dass ich nicht mal Benicios Nachnamen kenne. In eine Suchmaschine tippe ich: *Benicio Komiker Los Angeles*. Doch nichts, was erscheint, passt. Ich versuche es mit *In Begleitung von Harolds Tochter Ensemblemitglied*. Mehrere Seiten mit Ergebnissen erscheinen. Nirgends taucht der Name Benicio auf. Er hat gesagt, es sei eine kleine Rolle. So klein, dass er nicht mal genannt wird?

Jemand schiebt einen Stuhl über den gefliesten Boden und das Quietschen lässt mich erschrocken aufschreien. Alle drehen sich um.

Ich lege meine Hände wie Scheuklappen an mein Gesicht und wende mich wieder dem Computer zu.

Eine Uhr in einer Ecke des Bildschirms zeigt mir, dass mir noch zehn Minuten bleiben, bevor ich erneut zahlen muss. Noch einmal sehe ich in meinem alten Postfach nach, ob die Bank schon eine Bestätigung geschickt hat, aber da ist nichts.

Dann sehe ich unter meiner neuen Adresse nach. Eine Nachricht im Postfach. Sie ist von Oliver.

Netter Versuch, Cee, steht da.

Unwillkürlich schlage ich die Hand vor den Mund. Er hat auch Olivers E-Mail-Konto geknackt. Ich lehne mich in meinem Stuhl zurück und habe das Gefühl, als hätte man mir gerade ins Herz geschossen. Ich habe bereits einen Mann getötet und weiß in dieser Sekunde, wie leicht es mir fallen würde, auch noch einen anderen umzubringen. Ich greife nach meinen Sachen und renne aus der Tür.

Ich verriegle die Tür des Hotelzimmers hinter mir und verbringe die nächste halbe Stunde mit meinem Reisepass in den Fingern. Ich starre auf die Pfeile, die der Adler mit seinen Krallen gepackt hält, und habe das Gefühl, als würde jeder einzelne von ihnen mein Herz durchbohren. Ich laufe auf dem Balkon auf und ab und grüble fieberhaft, was ich als nächstes tun soll. Ich muss mich in Jonathon hineinversetzen. Denken, wie er denkt. Was ist sein Ziel? Ich spüre, er will, dass ich fliehe. Er möchte, dass mich irgendjemand dabei sieht. Deswegen hat er versucht, mir damit Angst einzujagen, dass jemand mich in irgendeinem Hotelzimmer finden könnte. Was wird er tun, wenn ich seinen Plan durchschaue und einfach bleibe, wo ich bin? Er kann nicht ahnen, wie sehr die vergangene Woche mich verändert hat. Was wird er tun, wenn ich überhaupt nichts unternehme?

Es ist eine Story. Ich muss darüber nachdenken wie über eine Story. Ich habe in meinem Leben Tausende von Büchern gelesen, ganz zu schweigen von denen, die ich redigiert habe. Wenn ich von einer Sache Ahnung habe, wie sie funktioniert, dann ist es eine Story. Wie wird sich diese entwickeln? Wie wird sie enden? Oder noch viel wichtiger, was muss passieren, damit Jonathons Verschwörung in meinem Sinne endet?

Der Anfang eines roten Fadens zeichnet sich ab. Wenn ich ihm folgen kann durch dieses Wirrwar, werde ich auch einen Ausweg finden. Ich werfe einen Blick auf die Uhr. Oliver ist in der Schule und er würde das Haus niemals ohne sein Handy verlassen.

Ich hole das neue Telefon aus meiner Handtasche und schalte die Rufnummernübertragung ab, so wie man es mir in dem Laden gezeigt hat. Ich wähle Olivers Nummer, aber sofort

meldet sich seine Voicebox. Stellt er während des Unterrichts sein Telefon ab?

Ich schwanke. Vielleicht hat Jonathon irgendetwas mit Olivers Telefon angestellt, nachdem wir telefoniert hatten, und ihm gesagt, dass es nicht mehr funktioniert.

Ich rufe noch einmal an und plötzlich habe ich meinen Jungen am Telefon. Im Hintergrund höre ich Pausenlärm.

»Oliver!«

»Mom! Was ist los?«, fragt er.

»Bist du in der Schule?«

»Ja, aber ich wollte gerade los. Dad hat eben angerufen und gesagt, es sei etwas passiert und ich soll unbedingt nach Hause kommen.«

Deswegen war ich auf seiner Voicebox gelandet. Er hatte gerade mit Jonathon telefoniert.

»Oh Gott, Oliver. Du musst mir vertrauen, Liebling. Es passiert gerade etwas Schreckliches.«

»Genau das hat Dad auch gesagt.«

»Was hat er noch gesagt?«

»Zum einen, dass ich nicht auf dich hören soll, falls du anrufst.«

Mein Herz schlägt mir plötzlich im Hals. Mit der freien Hand fahre ich durch die Luft. Ich muss schnell denken, dabei möchte ich eigentlich nur durchs Telefon greifen und ihn in Sicherheit ziehen.

»Rufst du wirklich aus der Schweiz an?«, fragt er.

»Aus der Schweiz?« Ich schwitze in der heißen Sonne auf dem Balkon. »Herr im Himmel, nein, Schatz, ich bin nicht in der Schweiz!«

»Dad hat gesagt, du seist da.«

»Ich bin sicher, dein Dad hat eine Menge Dinge gesagt, Oliver, und das sind alles Lügen.«

Er schweigt einen Moment und ich weiß, er überlegt, wem er glauben soll. Die nächsten Sekunden sind entscheidend.

»Wo bist du?«, will er wissen.

»Ich bin noch in Mexiko. Ich kann aber noch nicht nach Hause kommen ...«

»Warum nicht?«

»Oliver. Ich bin nie in einem Wellness-Hotel gewesen. Ich bin entführt worden.«

»Was?«

»Es ist eine sehr lange Geschichte. Ich bin entkommen. Jetzt geht es mir gut. Ich kann dir nur sagen, dass dein Vater etwas damit zu tun hat. Geld hat etwas damit zu tun.«

»Das ist doch das totale Chaos. Als ich heute Morgen mit dir gesprochen habe, hast du gesagt, du seist in einem Wellness-Hotel. Einer lügt mich hier an.«

»Ich habe nur versucht, dich zu schützen. Ich wusste nicht ... ich meine, nicht wirklich, wie tief dein Vater in die Sache verstrickt ist, bis ich mit ihm gesprochen hatte. Du musst mir einfach vertrauen. Ich wollte nur sichergehen, dass bei dir alles in Ordnung ist, Oliver. Bitte, bitte glaub mir.« Im Hintergrund höre ich Teenager plappern. Spindtüren klappen. »Oliver?«

Nichts.

»Oliver!«

»Er ist hier, Mom. Ich kann ihn durch die Tür sehen. Er steht am Straßenrand und wartet auf mich.«

»Scheiße. Kann er dich sehen?«

»Ich glaube nicht.«

Meine Gedanken rasen schneller durch meinen Kopf, als ich

sie aussprechen kann. »Hör genau zu. Ich flehe dich an, Oliver. Geh zur gegenüberliegenden Seite der Schule und durch die Hintertür raus. Ich möchte, dass du zu dem libanesischen Restaurant läufst, wo wir immer hingehen. Daneben ist dieser kleine Durchgang zu dem Hof mit dem Friseur und den anderen Läden. Du brauchst höchstens zehn Minuten bis dahin. Warte da, ich rufe dich dann gleich wieder an.«

Ich höre, wie er durch die Gänge der Schule geht. Der Lärm im Hintergrund ist mal lauter, mal leiser. Dann wird eine schwere Tür geöffnet. Er ist draußen.

»Das ist doch verrückt, Mom. Dad hat gesagt, wir müssten in die Schweiz fliegen, um dich nach Hause zu holen.«

»Er hat dich angelogen, Oliver. Er hat auch mich angelogen und wahrscheinlich jeden, den er kennt. Es gibt keine Geschäftsreise. Er hat das alles von Anfang an geplant.«

»Wo bist du denn? Ich meine, wo in Mexiko?«

Ich zögere. Ich traue meinem eigenen Sohn nicht. »Ich bin an einem sicheren Ort. Mach dir über mich keine Sorgen. Geh einfach zu dem Hof mit den Läden. Jetzt sofort!«

Die folgenden zehn Minuten entwickeln sich zu den längsten meines Lebens. Ich sehe Oliver vor mir, wie er durch die Straßen von Portland läuft, während Jonathon durch die Gänge der Highschool geht, den anderen Kindern zulächelt, sie fragt, ob irgendjemand Oliver gesehen habe. Vielleicht wird er nervös und fragt im Schulbüro nach. Jedenfalls wird Oliver dadurch genug Zeit haben zu verschwinden.

Dann stelle ich mir vor, wie Jonathon Oliver auf der anderen Seite der Straße entdeckt. Wie er zu ihm fährt und ihn einsteigen lässt, sich ganz ruhig gibt, vernünftig, und Oliver überzeugt, dass ich den Verstand verloren habe.

Die Schweiz. Was zum Teufel ist in der Schweiz? Er muss dort

Geld versteckt haben. Wie war das noch mit Schweizer Bankkonten? Ich erinnere mich nicht genau, außer dass Leute sie aus zwielichtigen Gründen eröffnen. Anonym. War es nicht so? Konten, die man nicht zuordnen kann?

Er will Oliver mitnehmen. Weil er keine andere Wahl hat? Will er ihn dort lassen? Warum ist er nicht direkt von Mexiko dort hingeflogen? Warum hat er die warmen Sachen mit nach Mexiko genommen und ist dann doch wieder nach Hause zurück gekehrt? Meine Flucht muss all seine Pläne über den Haufen geworfen haben. Hatte er Isabel und Benny mitnehmen wollen? War das einer der Gründe, warum Isabel so wütend auf mich gewesen ist?

Neun Minuten sind vergangen, als ich erneut Oliver anrufe. Als Erstes höre ich ihn nur schwer atmen.

»Bist du bei den Läden?«

»Bin gerade angekommen.«

Ich darf ihm immer noch nicht vertrauen und das tut so weh. Jonathon könnte ihm eine Gehirnwäsche verpasst haben. Er könnte genauso gut auch gerade neben ihm im Auto sitzen.

»Geh in den Frisiersalon und sag der Frau am Empfang, dass ich einen Termin haben möchte«, sage ich. »Gib ihr das Telefon.«

»Was? Warum?«

»Tu es einfach!«

»Was ist denn bloß los?«

»Du musst mir vertrauen, Oliver.«

Es raschelt einen Moment, dann meldet sich eine Frau und erkundigt sich, an welchem Tag es mir besten passen würde.

»Wissen Sie was«, sage ich. »Ich merke gerade, dass mein Termin kalender im Moment völlig überfüllt ist. Ich rufe Sie noch

mal an.«

»Hallo?«, meldet sich Oliver wieder. Er klingt total genervt.

»Wie viel Geld hast du?«, frage ich.

»Bei mir?«

»Ja.«

»Ich weiß nicht genau. Dreißig Dollar vielleicht. Warum?«

»Wie viel hast du auf deinem Sparkonto?« Mir schießt durch den Kopf, dass Jonathon vielleicht auch dieses Geld an sich genommen hat.

»Als ich das letzte Mal nachgesehen habe, waren es achthundert. Wieso?«

Gott sei Dank kommt er in dieser Hinsicht nach seinem Vater und achtet auf solche Dinge.

Ich bemühe mich, schnell zu denken. Wo kann er jetzt hin? Wer kann ihn aufnehmen? Es gibt nur einen Menschen, nur einen Ort, der mir einfällt. Und das ist absolut absurd.

»Hör mir jetzt ganz genau zu, Oliver. Du darfst niemandem erzählen, wo du hinfährst. Maggie nicht, niemandem. Und auf keinen Fall deinem Vater.«

Er ist still. Zu still.

»Oliver. Versprich es mir! Du hast ja keine Ahnung, was ich durchgemacht habe.« Ich flehe ihn an und versuche, nicht zu weinen.

»Aber warum kann ich es Maggie nicht sagen? Sie wird niemandem ...«

»Ich habe eine Kugel ins Bein bekommen, die jemand auf mich abgefeuert hat, der für deinen Dad arbeitet.«

»Was?«

Ich sehe Roberto vor mir, wie er blutüberströmt am Boden

liegt. Ein Schluchzen bleibt mir in der Kehle stecken. »Bei Gott, ich wünschte, es wäre nicht wahr.«

»Bist du okay?«

»Ja, Schatz. Alles wird gut, wenn du tust, worum ich dich bitte.«

»Oh Mann«, sagt er und klingt plötzlich wie das verängstigte Kind, das er eigentlich ist. »Was soll ich denn tun?« Ich höre die Angst in seiner Stimme.

»Zuallererst möchte ich, dass du ganz ruhig bleibst. Hol dir so viel Geld aus dem Bankautomaten, wie du kannst. Fahr mit der Schnellbahn bis zur Union Station. Da kaufst du in aller Ruhe ein Ticket. Benimm dich nicht irgendwie verdächtig. Achte darauf, dass du am Schalter nicht nervös wirkst. Sonst rufen sie vielleicht die Polizei und schicken dich nach Hause.«

»Aber wo fahre ich denn hin? Ich hab ja nicht mal was zum Anziehen mit.«

Plötzlich sehe ich ihn wieder als Kleinkind vor mir. Er winkt mir auf dem Arm der Babysitterin nach. Ich winke zurück, als würde ich ihn verlassen, und irgendwie tat ich das auch, den Geschmack von Zahnpasta noch frisch im Mund, während mein Herz auf dem ganzen Weg zu Reilly's Buchladen wie wild pochte.

»Mom? Kann ich nicht erst noch nach Hause fahren und mir ein paar Sachen holen?«

»Dafür ist keine Zeit.«

»Die Schnellbahn kommt gerade. Ich kann schnell rein springen und bin schon wieder weg, bevor er nach Hause kommt.«

»Oliver, nein! Was immer du auch brauchst, ich kaufe es dir neu.«

»Sag mir wenigstens, wo ich hinfahre!«

»Nach Minneapolis, Liebling. Hab einfach etwas Geduld. Ich werde dich dort treffen.«

Ich öffne die Tür einen Spalt und spähe zur Treppe. Niemand zu sehen, alles ist ruhig. Nur Vögel zwitschern im zweistimmigen Chor. Zwei getigerte Katzen sausen über den Hof und verschwinden hinter einem Hibiskus, der in satter roter Blüte steht. Es ist zehn Uhr am Morgen.

Ich schlüpfe aus dem Zimmer und laufe die Stufen hinab. Kleine Räder quietschen auf dem Treppenabsatz über mir. Ich werfe einen Blick hinauf. Ein Reinigungswagen steht vor der Tür zum Penthouse. Ein Zimmermädchen erscheint. Sie ist Mexikanerin, Mitte zwanzig. Sofort fängt sie meinen Blick auf.

»Hola«, sagt sie.

»Hola«, erwidere ich und senke den Blick.

»Brauchen Sie heute Handtücher?«, erkundigt sie sich.

Seit ich eingetroffen bin, habe ich das Bitte-nicht-stören-Schild an meiner Tür hängen lassen. »Ja. Vielen Dank. Und auch frische Bettwäsche, wenn das möglich wäre.« Ich denke, dass ich den Gestank, den ich in das Zimmer getragen habe, vielleicht nie wieder loswerde. »Sie können einfach alles vor die Tür legen.«

»Okay, Señora.«

Als ich wieder zu ihr hinaufsehe, verschwindet sie gerade im Penthouse.

Ich finde Willow hinter dem Empfangstresen. Sie telefoniert auf Spanisch. Als sie mich sieht, werden ihre Augen schmal. Sie hält einen Finger an die Lippen. Dann wendet sie den Blick ab und nickt zu etwas, was der Anrufer sagt. Ich betrachte die Regale hinter dem Tresen. Einige DVDs und Bücher stehen darin, mehrere Exemplare von *Die Nacht des Leguan*.

Willow telefoniert noch eine Minute, dann dreht sie sich wieder

um und legt auf.

»Sie werden nicht glauben, wer das war«, sagt sie, kommt um den Tresen herum und schließt die Jalousie an der Glastür.

Ich rechne mit dem Schlimmsten. »Mein Mann?«

»Die örtliche Polizei, falls man die überhaupt so nennen kann. Es sind eigentlich eher Aufpasser.«

»Was wollten die?«

»Sie, um ehrlich zu sein.«

»Scheiße.«

»Sie haben heute Morgen sogar schon jemanden vorbeigeschickt, um ein paar Fragen zu stellen.«

Mein Magen zieht sich zusammen.

»Was haben Sie ihm gesagt?«

»Dass ich noch nie etwas von Ihnen gehört hätte.«

Ich lasse mich in einen Stuhl sinken.

»Wollte er nicht die Anmeldeformulare der Gäste sehen?«

»Das wollte er tatsächlich. Aber nach unserem Gespräch heute Morgen habe ich beschlossen, Ihre wegzwerfen. Na ja, eigentlich habe ich sie in einer Schublade versteckt.«

»Und er hat Ihnen geglaubt?«

»Er hat sich nicht mal oben umgesehen. Hätte er das getan, hätte er das Bitte-nicht-stören-Schild an Ihrer Tür gesehen, obwohl das Zimmer eigentlich nicht belegt sein sollte. Die Jungs machen alles nur pro forma, damit es so aussieht, als würden sie tatsächlich arbeiten. Offen gesagt kann ich es ihnen nicht mal verdenken. Sie bekommen einfach nicht genug Geld, um sich wirklich Mühe zu geben.«

»Ich habe trotzdem irgendwie kein besonders gutes Gefühl.«

»Ich muss auch zugeben, ausgerechnet dieser Kerl hat sich

ein bisschen festgebissen. Eben am Telefon, das war er. Es ist wohl ein neuer Hinweis eingegangen.«

»Und was?«

»Er hat mich gefragt, ob ein Mann namens Benicio Martin eingeecheckt habe.«

Ich muss aussehen, als würde ich jeden Moment in Ohnmacht fallen. *Martin* ist sein Nachname.

Willow mustert mich. »Kennen Sie ihn?«

»Ja. Vielleicht. Ich weiß es nicht.« Ich verdränge das Bild, wie er durch den Sand geschleift wird. Seine Stimme, die meinen Namen ruft. Am liebsten würde ich mir die Ohren zuhalten.

»Der Polizist will, dass ich ihn anrufe, falls der Mann auftaucht.«

Wie konnte er entkommen? »Wieso? Was will er von ihm?«

»Das habe ich ihn auch gefragt. Aber er wollte es nicht sagen. Er sei nur ein Zeuge im Fall einer gesuchten Frau.«

Mein Kopf zuckt hoch.

Willow betrachtet mich. »Offensichtlich werden Sie wegen irgendetwas gesucht.«

Ich lasse meinen Kopf in die Hände sinken. Ich kann nicht länger hier bleiben, sonst erwischen sie mich.

Dann sehe ich ihr in die Augen. »Ich habe Sie nicht angelogen, Willow. Mein Mann steckt dahinter. Er versucht mich auf diese Weise zu finden. Bitte. Sie müssen mir glauben.« Ich sehe Oliver vor mir, wie er zitternd am Schalter des Bahnhofs steht. Wenn er nicht fliehen kann, wenn mir irgendetwas passiert, wird man ihn zu Jonathon zurückbringen.

»Ich glaube Ihnen«, sagt Willow, fast zu bereitwillig.

»Wirklich?«

»Ja. Warum sollte ich nicht?«

»Warum sollten Sie?«

»Außer meinem Hippie-Namen haben mir meine Hippie-Eltern auch noch einen guten Instinkt dafür mitgegeben, wer Blödsinn erzählt.«

»Wer wohnt im Penthouse?«

»Niemand, warum?«

»Ich habe gerade gesehen, dass dort sauber gemacht wurde.«

»Das Zimmermädchen kommt nur dreimal in der Woche. Vor zwei Tagen hat jemand ausgecheckt. Die Gäste geben sich hier nicht gerade die Klinke in die Hand. Wahrscheinlich haben Sie inzwischen einen kleinen Verfolgungswahn entwickelt.«

»Ich hätte auch ein paar Hippie-Eltern gebrauchen können.«

»Dann würde ich Sie jetzt Sparrow nennen anstatt Celia.«

»Sie würden mich gar nichts nennen, denn dann wäre ich nicht hier. Ich hätte niemals diesen Soziopathen geheiratet. Sparrow hätte seine Lügen nämlich durchschaut.«

Sie lächelt und nickt.

»Ich muss Sie um noch einen Gefallen bitten. Eigentlich zwei.«

»Okay.«

»Sie sind ausgesprochen bereit, mir zu helfen.«

»Ist das eine Frage?«

»Nein. Meine Frage ist eigentlich, wie lange Sie hier schon arbeiten.«

»Ich habe das Haus vor ungefähr fünf Monaten gekauft. Wieso?«

Das könnte erklären, warum ihr Benicios Name nicht vertraut ist. Er hatte nämlich so geklungen, als würde er die Besitzer kennen.

»Schon gut. Ist nicht weiter wichtig. Hören Sie. Wenn dieser Benicio hier auftaucht und nach mir sucht, müssen Sie ihn hinhalten.«

»Und wie?«

»Keine Ahnung. Sagen Sie ihm, dass Sie personell unterbesetzt sind und dass er wiederkommen soll oder irgendwas in der Art. Schließen Sie Ihr Büro ab und tun Sie so, als würden Sie für ein oder zwei Minuten irgendwo anders hingehen. Lassen Sie mich nur einfach wissen, dass er da ist, ich werde mir dann überlegen, was als Nächstes zu tun ist.«

»Wie sieht er denn aus?«

»Sehr gut. Mexikanisch. Er hat eine gebrochene Nase.«

Willow hebt die Augenbrauen. »Ist er Ihr Freund?«

»Vielleicht. Ich weiß es nicht. Und mein Mann hat ihm nicht die Nase gebrochen, falls Sie das jetzt denken. Das war sein eigener Cousin.«

»Langsam wird mir schwindelig.«

»Dann stellen Sie sich mal vor, wie es mir geht.«

»Okay. Und was ist der andere Gefallen?«

»Haben Sie einen Laptop, den ich mir ausleihen könnte?«

»Ich habe nur den einen, den ich an der Rezeption benutze.«

Ich werde auf keinen Fall in dieses Internetcafé zurückgehen.

Willow tippt sich mit dem Finger auf die geschlossenen Lippen. »Um zwölf mache ich Mittagspause und schließe das Büro für zwei Stunden. Ich denke, dann können Sie ihn benutzen.«

»Sie haben nichts dagegen?«

»Überhaupt nicht.«

»Kommen Sie drahtlos ins Internet? Kann ich ihn in meinem

Zimmer benutzen?«

Willow nickt. »Ich gebe Ihnen das Passwort.«

»Vielen Dank. Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich eben ganz kurz eine Sache nachsehe?«

Willow gibt mir mit einer Geste zu verstehen, dass ich nur machen soll.

Ich rufe den Fahrplan der Bahn auf. Oliver müsste bereits im Zug nach St. Paul in Minneapolis sitzen. Allerdings wird er dort erst in sechsunddreißig Stunden ankommen. Warum nimmt heute noch irgendjemand den Zug, wenn man derart lange unterwegs ist, um irgendwohin zu kommen?

Ich suche nach der Adresse und der Telefonnummer in Minneapolis. Als ich auf das Bild der Ladenfassade klicke, kribbelt es ganz seltsam in meinen Fingern. Ich schreibe die Daten auf eine Haftnotiz vom Tresen und schiebe den Zettel in meine Tasche.

»Das wars?«, fragt Willow.

Im letzten Moment fällt mein Blick auf die DVDs hinter dem Tresen. »Sie haben nicht zufällig *In Begleitung von Harolds Tochter* da, oder?«

»Den Film?« Willow macht ein verwirrtes Gesicht.

»Genau. Ist eine lange Geschichte.«

»Also wenn sie so ähnlich ist wie die, die Sie mir schon erzählt haben, haben Sie sich wirklich mal ein paar Lacher verdient.« Sie tritt hinter den Tresen und fährt mit den Fingern an den Rücken der DVD-Hüllen entlang. Dann zieht sie eine heraus. »Ich liebe diesen Film. Er ist ein Klassiker«, sagt sie. »Gäste stehlen ihn sogar.«

»Ich verspreche, dass ich ihn zurückbringe.«

»Mein Hippie-Instinkt sagt mir, dass Sie eine ziemlich ehrliche

Haut sind.«

»Vielen Dank«, erwidere ich, aber während ich zurück in mein Zimmer laufe, muss ich daran denken, wie oft ich mir in all den Jahren selbst in die Tasche gelogen habe.

Ich hole den Klebezettel aus meiner Tasche. Es hat keinen Sinn, mir erst zu überlegen, was ich sagen werde. Nach all diesen Jahren ist es einfach nicht möglich, für etwas derartig Groteskes die richtigen Worte zu wählen.

Ich starre hinaus aufs Meer und frage mich, was ich eigentlich wirklich von meinem Leben erwartet hatte. Ich höre es klingeln, bevor ich eine Antwort finde.

»Reilly's Bücherladen«, meldet sich eine Frau.

»Oh. Hi.«

»Was kann ich für Sie tun?«

»Also, ich war letzte Woche bei Ihnen und Seth hat mir von einem Buch erzählt, aber ich habe vergessen, es mir aufzuschreiben. Ist er zufällig da? Könnte ich mit ihm sprechen?«

»Selbstverständlich. Einen Moment bitte.«

Mein Fuß hämmert nervös auf den Balkonboden. Möwen kreisen über dem Wasser. Unten am Strand hauen Kinder mit Plastikeimern aufeinander ein und lachen. Die Zeit scheint unglaublich langsam zu verrinnen.

»Hier ist Seth. Was kann ich für Sie tun?«

Seine Stimme fühlt sich an wie ein Rettungsring in meiner Brust. Mein Herz stürzt sich sofort darauf.

»Siehst du«, sage ich. »Und ich habe immer gedacht, ich würde niemals, könnte niemals ein Fan von Vonnegut werden.«

»Wo bist du? «

»Irgendwo in Washington State«, sagt Oliver. »Ich fühle mich völlig verarscht.«

»Oh, Oliver.«

»Ich denke die ganze Zeit, jeden Moment lachen sich alle kaputt darüber, wie dämlich ich gewesen bin.«

Seine Stimme kommt abgehackt. Jedes Mal, wenn ich sie wieder höre, durchflutet mich Erleichterung.

»Genauso fühle ich mich auch. Als würde sich jeden Moment der Kameramann zwischen den Palmen zeigen.«

»Wann kommst du zu mir?«, will er wissen.

»Hab bitte einfach Geduld. Ich sage es dir, sobald ich etwas Genaueres weiß.«

»Warum kann ich deine Nummer nicht haben? Wie soll ich dich denn anrufen?«

»Erstens kann ich immer nur für ein paar Minuten reden. Ich habe auf diesem Telefon nur ein bestimmtes Zeitkontingent und ich weiß noch nicht, wann ich mir mehr kaufen kann. Außerdem bin ich mir sicher, dass dein Vater die Nummer durch unser Konto zurückverfolgen kann. Hast du nicht die Werbung gesehen, in der Eltern kontrollieren können, mit wem ihre Kinder telefonieren? Die Nummern erscheinen in Sekunden.«

»Aber wen soll ich denn anrufen, wenn ich irgendetwas brauche?«

Gute Frage. Er hat ja niemanden, außer mir. »Wenn du einfach ruhig im Zug sitzen bleibst und dir was zu essen kaufst, wenn du Hunger hast, wirst du nichts und auch niemanden brauchen, bis du ankommst.«

»Wo soll ich denn hingehen, wenn ich da bin? Nicht mal das

hast du mir gesagt.«

»Ich lass es dich bald wissen. Ich verspreche es.«

Oliver stößt einen tiefen Seufzer aus. So sehr ich auch Angst um ihn habe, tröstet mich doch die Tatsache, dass Jonathon nicht die geringste Ahnung hat, wo er ist, und mit jeder Minute, die vergeht, entfernt er sich weiter und weiter.

»Mom. Bist du dir wirklich ganz sicher? Ich meine, Dad hat gemeint, du hättest eine Menge Probleme, kopfmäßig. Und jetzt sitze ich in einem Zug und fahre sonst wohin, weil du es mir gesagt hast. Ich meine, das ist doch ziemlich weit weg und ...«

»Mit meinem Kopf ist wirklich absolut alles in Ordnung, Oliver.« Ich spüre, wie Panik in mir aufsteigt. Er entgleitet mir. Er könnte an der nächsten Station aussteigen und zurückfahren. Ich muss ihn überzeugen. Er braucht einen Beweis.

»Er ruft ungefähr alle zwei Minuten an. Ich bin bis jetzt nicht rangegangen, aber ...«

»Nein! Um Gottes willen, Oliver. Geh auf keinen Fall ran.«

Wie kann ich ihm nur klarmachen, worum es geht? Mein Bein. Die Kamera in Willows Laptop. »Ich weiß, dass es verrückt klingt. Du hast alles Recht der Welt, sowohl deinen Vater als auch mich infrage zu stellen. Tu mir nur diesen einen Gefallen. Bleib im Zug und ich werde ein Foto von meinem Bein an dein Handy schicken. Es sieht grausig aus, aber es ist ein Beweis.«

»Äh ...«

»In ungefähr einer Stunde habe ich einen Computer, mit dem ich das Bild machen kann. Es tut mir leid, Oliver. Ich muss jetzt Schluss machen. Ich liebe dich, Schatz. Halt durch und alles wird gut werden.«

Ich bin so sehr daran gewöhnt, dass Oliver ohne ein weiteres Wort auflegt, fast verpasse ich sein gemurmertes *Ich liebe dich*

auch, bevor ich das Gespräch beende. Ich lasse mich mit dem Gesicht voran aufs Bett fallen und lache, bis ich weinen muss. So gewinnt man also die Liebe eines Teenagers.

Ich beziehe das Bett mit den frischen Laken, die das Zimmermädchen bei der Tür hat liegen lassen. Dann schiebe ich die DVD in den Player und krieche mit der Fernbedienung unter die Decke. Die weißen Vorhänge vor dem Fenster bauschen sich im Wind wie Geister, die am Balkon Wache halten. Draußen mag es heiß sein, aber die Brise ist kühl, und ich habe von all dem Adrenalin, dem anhaltenden Schock und dem Medikamentencocktail, der durch meine Adern kreist, immer noch Probleme mit meiner Körpertemperatur.

Ich springe direkt zum Abspann. Eine Liste von Schauspielern, deren Namen ich noch nie gehört habe. Dann kommen die Leute hinter der Kamera und immer noch kein Benicio Martin. Vielleicht ist er unter einem anderen Namen aufgetreten. Ich spule zurück und fange noch einmal von vorn an. Diesmal fällt mir ein Name ins Auge. Emily. Emily Sandstrom. Verkäuferin im Comicbuchladen.

Ich hole mir das Tablett mit dem Frühstück darauf, das ich noch nicht aufgegessen habe, und stelle es auf meine Knie. Ich hole tief Luft und sehe mir den Film von Anfang an an.

Ich drehe den Ton leise, damit ich mich auf jedes einzelne Gesicht konzentrieren kann. Es gibt so viele Straßenszenen voller Leute im Hintergrund, dass ich auf der Fernbedienung herumtippe wie Jonathon auf seinem BlackBerry. Pause. Play. Pause. Play. Nach dreißig Minuten habe ich immer noch niemanden entdeckt, der auch nur im entferntesten Benicio ähnlich sieht. Dann taucht der Comicbuchladen im Bild auf.

Ich stelle den Ton lauter, als eine junge Frau (Harolds Tochter?) mit ein paar Freunden hereinkommt. Sie albern ein

paar Augenblicke in den Gängen herum, reißen pubertäre Witze und boxen sich gegenseitig gegen den Arm, und dann schwenkt die Kamera zum Tresen, wo die Verkäuferin sie darauf hinweist, dass die Hefte im Laden nur zum Kaufen da sind. Die Teenager machen einen weiteren dummen Witz, und dann wendet sich die Verkäuferin an einen Mann, der in der Nähe Comics in ein Regal sortiert.

Ich drücke auf Pause. Ich springe vom Bett und gehe ganz nah an den Fernseher heran. Ich drücke auf Play.

»Der war gut«, meint Benicio sarkastisch. *Der war gut*. Genauso, wie er es gesagt hat, als er Witze darüber gemacht hat, dass er Komiker sei. Ich setze mich wieder aufs Bett, mein ganzer Körper bebt plötzlich bei seinem Anblick. Die Szene läuft weiter, die Kinder verlassen den Laden und für den Bruchteil einer Sekunde taucht Benicio noch einmal auf. Seine Hände sind mir so vertraut, die Art, wie er der Verkäuferin verständnisvoll zunickt. Emily, die Frau, die Benicio beinahe geheiratet hätte, verdreht die Augen.

Ich sehe mir alles noch einmal an. Der Blick, den die beiden austauschen, ist mir so vertraut. Es könnten genauso gut Seth und ich an irgendeinem Tag in seinem Buchladen sein, unsere geheime Welt voller Anspielungen, die nur wir beide verstehen.

Benicio ist, wer er behauptet zu sein. Der Film beweist seine Geschichte. Noch einmal lasse ich den Abspann durchlaufen und suche nach einer Bezeichnung wie *Verkäufer*. Und da kommt sie. Gehilfe der Verkäuferin: Mateo Blanc. Sein Künstlername.

Ich schalte den Fernseher aus und gehe mit meinem Handy auf den Balkon. Ich sehe Benicio vor mir, wie er im Garten der Ferienanlage gearbeitet hat, denke an das Leben, das er hinter sich gelassen hat und wie sehr er sich gewünscht haben muss,

dorthin zurückzukehren. *Er hat für mich gearbeitet, damit ich ihm helfe, wieder in die Staaten zurückzukommen. Er war in eine Frau in L.A. verliebt.*

Woher weiß Jonathon das?

Er ist Emily nicht besonders wichtig, hatte Benicio über den Mann gesagt, den Emily geheiratet hatte. Zumindest schreibt sie das in ihren E-Mails.

Willow kommt mit dem Laptop.

»Irgendwelche Neuigkeiten?«, frage ich. Ich habe die Waffe in der Schublade des Nachttischs versteckt, bevor ich sie hereingebeten habe.

»Nada.«

Ich bin immer noch völlig aufgewühlt davon, Seths Stimme gehört zu haben, benommen, weil ich Benicios Gesicht gesehen habe.

»Allerdings habe ich eine komische Geschichte in der Zeitung gelesen«, sagt Willow. »Über einen Mann, den sie vor zwei Tagen im Dschungel gefunden haben.«

Mein Herz droht mir aus der Brust zu springen. »Was für einen Mann?«

»Angeblich war er im Krankenhaus. Zumindest zunächst.«

Also keine Leiche. Es ist nicht Roberto. Er wurde ins Krankenhaus eingeliefert. »Wie ist sein Name? Was meinen Sie mit *zunächst*?«

»Offensichtlich ist dem Typ die Flucht gelungen. Er ist aus einem Fenster gesprungen.«

Ich lasse mich auf die Bettkante sinken. Woraus besteht dieser Mann? Titan? »Wissen Sie seinen Namen?«

»Der wurde zurückgehalten, wohl um seine Familie zu schützen oder sie zuerst zu informieren, irgendwas in der Art.«

Ich beiße mir auf die Unterlippe.

»Es ist Ihr Freund Benicio, oder? Deswegen hatte der Polizist angerufen. Weil er geflohen ist.«

Ich atme einmal tief durch. »Es gibt so vieles, was ich Ihnen noch nicht erzählt habe.«

»Also?« Sie drückt demonstrativ mit den Fingern ihre Ohrmuscheln nach vorn.

Und ich tue es. Ich erzähle ihr alles. Von Seth vor vierzehn Jahren bis zu Jonathon und Benicio und der Entführung und dem Betrug, den Jonathon mir anzuhängen versucht, und dem armen Oliver im Zug, und dass das alles irgendetwas mit der Schweiz zu tun hat, und dann wieder von Benicio und dem Film und der Frau in L.A., und dass ich jetzt hier sitze und nicht die geringste Ahnung habe, was ich als nächstes tun soll.

Willow bleibt der Mund offen stehen. »Tut mir echt leid, aber so etwas Aufregendes habe ich in diesem Job noch nie erlebt. In keinem Job.«

Wir müssen beide lachen und die Anspannung, der Schock, eine solche Geschichte zu hören und sie zu erzählen, verliert etwas an Schrecken.

»Ich habe mit dem Gedanken gespielt, das Haus zu verkaufen«, sagt Willow. »Jetzt bin ich mir nicht mehr so sicher.«

»Verkaufen Sie es bitte nicht, bevor ich abgereist bin. Sie müssen mir helfen, hier zu verschwinden.«

Willow lächelt. »Was stellen Sie sich denn so vor?«

»Was stand in der Zeitung, wann er geflohen ist?«

»Gestern, glaube ich.«

»Er kann die ganze Nacht gelaufen sein. Er könnte hier jede Sekunde auftauchen. Gehen Sie jetzt Mittagessen?«

»Normalerweise nehme ich mir von unterwegs etwas mit und mache dann eine kleine Siesta wie alle anderen hier.«

»Haben Sie ein Schild an Ihrer Tür, wann Sie zurück sind?«

»Eine kleine Uhr, die auf zwei steht.«

»Vielen Dank hierfür.« Ich klopfe auf den Laptop und bemerke,

dass Willow die engste Freundin ist, die ich seit Jahren gehabt habe.

»Wenn ich zurück bin, komme ich vorbei und hole ihn wieder ab.«

Nachdem sie gegangen ist, nehme ich den Laptop mit hinaus auf den Balkon und atme tief die feuchte, salzige Luft ein.

Wie kann ein einzelner Mensch nur so viele verschiedene Gefühle auf einmal haben? Zweifel. Dankbarkeit. Wut. Und immer wieder Sorge und Liebe.

Ich nehme den Verband ab und mache ein Foto von meinem Bein. Dann noch ein paar von meinen mit Prellungen übersäten und von Insekten zerstochnen Armen und schicke sie weg. Kurz denke ich darüber nach, auch ein Bild von meinem Gesicht zu machen, aber ich kann den Gedanken nicht ertragen, dass Oliver den Schmerz und die Angst in meinen Augen sieht. Das erscheint mir viel schlimmer als das grausige Loch in meinem Bein.

In der Ferne fährt ein Kreuzfahrtschiff vorbei. Wie ein Spielzeug am Horizont, aber ich weiß, dass es die Größe einer ganzen Stadt hat und voller Menschen ist, die vielleicht gerade den Urlaub ihres Lebens machen. Was würde ich darum geben, jetzt in der Sonne ausspannen zu können, mich in einen Roman von Joella Lundstrum zu versenken, den Luxus ihrer wundervollen Formulierungen zu genießen und mich in der Geschichte zu verlieren, die sich irgendwann bis ins letzte Detail vollkommen aufklären wird.

Noch einmal geht mir mein Gespräch mit Seth durch den Kopf. Er hatte zuerst einen Moment geschwiegen und dann gesagt: »Können Sie bitte einen Moment dranbleiben?«

»Seth? Ich bin es.«

»Ja, ich glaube, ich habe es zurückgelegt. Lassen Sie mich

hinten nachsehen.«

Kurz darauf kam er wieder an den Apparat, unüberhörbar aufgewühlt.

»Celia. Jesus. Celia. Meine Frau war am Telefon. Sie hat direkt dort gestanden. Ich konnte nicht ... Jesus ... Ich konnte nicht sprechen.«

Ich hatte die Sache einfach nicht zu Ende gedacht. Das Letzte, was ich wollte, war, dass noch jemand angelogen wird.

»Ich wollte keine Schwierigkeiten machen.«

»Bitte, du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Es ist so lange her.«

»Vierzehn Jahre.«

»Ich kann einfach nicht glauben, dass du es bist«, hatte er gesagt und dabei so aufgereggt geklungen, wie ich es eigentlich nicht verdient hatte.

Es war nicht genug Zeit gewesen, um ihm alles im Detail zu erklären. Ich beschränkte mich einfach auf die Tatsache, dass Oliver auf dem Weg zu ihm sei, weil Jonathon etwas Fürchterliches getan habe und wir flüchten müssten. Es gebe für uns keine andere Möglichkeit. Das allein war schon demütigend genug. Aber es gab noch so viele andere Gründe, mir albern vorzukommen. Ich entschuldigte mich nicht nur einmal. Ich erwähnte nicht, dass ich in Mexiko war. Er hörte mir aufmerksam zu. Falls er der Meinung war, dass ich verrückt sei, falls er sich ein Urteil über mich bildete, merkte ich zumindest nichts davon. Am Schluss sagte er, er fühle sich geehrt, dass ich der Meinung sei, ihn in dieser Situation um Hilfe bitten zu können. »Natürlich kümmere ich mich um ihn. Natürlich.«

Und kurz bevor wir das Gespräch beendeten, sagte er: »Ich nehme es dir nicht übel, was du damals getan hast. Du warst eine verheiratete Frau mit einer Familie. Ich hatte kein Recht,

mich so zu verhalten, wie ich es getan habe.«

Jetzt war er selbst ein verheirateter Mann mit einer eigenen Familie. Wollte er damit sagen, dass zwischen uns nie wieder etwas würde sein können? Schon kapiert.

»Bedauerst du die Zeit, die wir zusammen verbracht haben?«, fragte ich ihn, obwohl ich wusste, dass ich damit eine Grenze überschritt.

»Nein. Niemals. Nicht eine Sekunde.«

Jetzt sehe ich hinaus aufs Meer und habe immer noch Seths vibrierende Stimme im Ohr. Ich werde vielleicht nie erfahren, was Benicios wahre Absichten sind. Dafür weiß ich, dass sie mir nicht mehr wichtig sind. Ich weiß genau, was ich gewollt habe. Und ich bedaure nichts.

»Das Ding ist ja voll krass, Mom.« Krass bedeutet in diesem Fall cool und bezieht sich auf das Loch in meinem Bein.

»Ich bin froh, dass es krass genug ist, damit du im Zug geblieben bist.«

Ich erkläre ihm, wo er hingehen muss und wer ihn dort in Empfang nehmen wird.

»Ich verstehe das nicht«, sagt er. »Ist er ein Freund von dir? Du hast ihn noch nie erwähnt.«

»Er ist jemand, dem ich vertraue«, erwidere ich. »Lass es uns einfach dabei belassen.«

Ich erkläre, dass ich hoffe, kurz nach ihm anzukommen. Ich sage ihm, dass er ein neues E-Mail-Konto eröffnen und mir die Adresse schicken soll. Aber vor allem soll er sich nicht von der Stelle rühren. Einfach abwarten. Und vor allem keinem Menschen irgendetwas erzählen. »Du hast es Maggie doch nicht gesagt, oder?«

Er antwortet nicht.

»Oliver!«

»Nein.«

Mein Magen zieht sich zusammen.

»Oliver, das hast du nicht getan!«

»Nein. Hab ich doch gesagt.«

Aber noch lange, nachdem ich aufgelegt habe, steckt mir der Schreck in den Knochen. Der Gedanke lässt mir keine Ruhe.

Ich setze mich wieder an den Computer, unsicher, was ich als Nächstes tun soll. Ich tippe *Benicio Martin* in die Suchmaschine und jede Menge Artikel erscheinen. Von Berichten über seine Auftritte als Mateo Blanc bis hin zu der Razzia, die zu seiner

Abschiebung geführt hat. Alles stimmt. Alles, was er mir über sich erzählt hat, entspricht der Wahrheit. Ich klicke auf »Bilder« und da ist er, lächelnd, seine Nase perfekt, sein Gesicht rasiert und sauber. Ich spüre einen Druck auf meiner Brust. Er verstärkt sich, als ich ein Foto von Benicio und Emily sehe. Er hat einen Arm um ihre Schultern gelegt, die beiden sehen zusammen wunderschön aus, schwarz gekleidet, ihr Glück geradezu spürbar.

Er liebt eine Frau in L.A. Er ist versessen auf Hollywood.

Ich stehe auf und fasse mein Haar erneut mit der Spange zusammen. Ich muss nachdenken. Alle möglichen Ideen liefern sich ein Wettrennen in meinem Kopf. Wie kann ich durch den Zoll kommen? Wie kann ich ohne Gepäck an Bord eines internationalen Fluges kommen? Ich werde mir einen Koffer besorgen müssen. Ich brauche Dinge, die ich hineintun kann. Und die Waffen? Ich kann sie ins Meer werfen. Und was dann? Wie soll ich mich vor Jonathon schützen, sobald ich wieder in den Staaten bin?

Ich rufe mein Postfach auf und entdecke eine Nachricht von der Bank. Es ist die Bestätigung, auf die ich gewartet habe. Ich gebe die Passworte ein und logge mich ein. Ich wappne mich gegen das, was ich wohl vorfinden werde.

Auf das, was ich dann vor finde, bin ich allerdings nicht vorbereitet. Mein Geld ist unberührt. Es sind fünfzehnhundert Dollar und zweiundneunzig Cent, um genau zu sein.

Ich checke mein Aktiendepot. Zehntausend, plus. Das ist eine Menge Geld. Warum hat Jonathon es sich nicht genommen? Das ergibt überhaupt keinen Sinn. Die einzige Bewegung in den letzten Monaten auf dem Konto war die automatische Überweisung von meinem Girokonto und ein paar erwirtschaftete Zinsen.

Es ergibt einfach keinen Sinn. Er hat sich nicht einen Cent genommen.

»Gott verdammt!« Was zum Teufel hat er vor?

Ich klicke auf das Depot, das meine Mutter hinterlassen hat. Ich weiß, dort wird nichts sein, womit Jonathon sich aufhalten würde, und ich habe recht. Mehr als recht. Nicht ein einziger Dollar Guthaben ist darauf. Nichts. Nur eine Reihe von Zahlen und Codes. Unten auf der Seite steht: SALDO NICHT VERFÜGBAR. Andere Optionen gibt es nicht.

Fast will ich es dabei belassen, weil ich davon ausgehe, dass die Sache sowieso in die Hose gegangen ist, aber eine kleine Stimme in meinem Hinterkopf sagt mir, nicht so hastig zu sein. Die Stimme meiner Mutter. *Nicht so eilig, Cee Cee. Sieh noch mal genau hin.* Mit dem Finger tippe ich auf meine geschürzten Lippen und lasse meine Gedanken auf Wanderschaft gehen. Vielleicht hängt der Mangel an Informationen in dem Konto mit der Art des Depots zusammen. Dividenden, die von einem Anlagenkonto stammen. Ich habe nicht allzu genau hingesehen, als ich den Papierkram für das Vermögen meiner Mutter unterschrieben habe. Das ist Jahre her. Ich erinnere mich nur daran, wie der Anwalt sagte, dass eins ihrer Investments praktisch wertlos sei und meine Mutter trotzdem darauf bestanden habe, alles, was sie besaß, dort zu investieren und es dann auf meinen Namen zu überschreiben. Außerdem gab es Bedingungen. »Gut, dass nicht allzu viel Geld drauf ist«, hatte der Anwalt gesagt, »denn wenn Sie es jemals abheben wollten, müssten Sie in ...«

Habe ich das richtig in Erinnerung? Hat er wirklich *in die Schweiz* gesagt? Muss ich ganz in die Schweiz fliegen?

Als Willow klopft, um ihren Computer wieder abzuholen, wringe ich schon seit einer Stunde die Hände.

Ich reiße die Tür auf und ziehe Willow ins Zimmer. »Ich brauche die Faxnummer von Ihrem Büro.«

»Whoa.« Sie stolpert herein. »Okay. Hi übrigens.«

»Ich habe mir was überlegt. Zumindest bin ich gerade dabei.«

»Können wir uns setzen? Sie sehen nämlich aus, als würde jeden Moment ihr Kopf explodieren.«

»So ist es auch«, erwidere ich und bleibe stehen. »Ich glaube, all das hat mit einer Investition zu tun, die meine Mutter mir hinterlassen hat. Sie liegt in der Schweiz. Ich bin mir sicher, das hat der Anwalt gesagt. Ich meine, er hat es vor neunzehn Jahren gesagt, daher kann ich mich nicht Wort für Wort daran erinnern, und natürlich war ich so direkt nach dem Tod meiner Mutter auch ziemlich aufgelöst ...«

»Ich habe gerade ein Nickerchen gemacht. Könnten Sie noch mal von vorn anfangen?«

»Dieser Fonds war damals absolut nichts wert und ich glaube, daran hat sich in den vergangenen Jahrzehnten auch nicht viel geändert. Der Anwalt hat gesagt, dass er an seltsame Bedingungen geknüpft sei und dass es wirklich schade gewesen ist, dass meine Mutter darauf bestanden hat, all ihr Vermögen dort hinein zu investieren, da die Performance ziemlich mies war. Und selbst wenn jemals etwas dabei herauskommen würde, müsste ich in die Schweiz fliegen, falls ich etwas von dem Geld abheben wollte!« Ich laufe im Zimmer auf und ab, die Fäuste gegen meine zusammengepressten Lippen gedrückt.

»Ich kann Ihnen nicht ganz folgen«, meint Willow. »Wenn in

dem Depot gar kein Geld ist, warum ist Ihr Mann dann so erpicht darauf?«

»Ich habe versucht, online einen Blick hineinzuworfen, aber außer Zahlenkolonnen ist nichts aufgetaucht. Sie sahen eher aus wie Codes. Ich weiß nicht, ob Geld drauf ist oder nicht. Man kann einfach nicht herauslesen, was es ist. Ich habe nur so ein Gefühl. Er will es unter allen Umständen haben oder vielleicht braucht er es für irgendetwas. Nur kommt er wegen der Bedingungen im Testament nicht heran und deswegen brauche ich Ihr Faxgerät.«

»Sie folgen nur einer vagen Ahnung?«

»Ich folge einem ganz starken Gefühl. Ein Gefühl, das so mächtig ist wie eine Welle, die über meinem Kopf zusammenschlägt.«

Willow gähnt und schüttelt den Kopf. »Gegen ein Gefühl kann man nichts sagen.« Sie ist bereit loszugehen und mit dem Geld, das ich ihr gebe, ein weiteres Prepaid-Handy zu kaufen. »Dann wollen wir mal hoffen, dass die Geschäfte weiterhin nur schleppend laufen und niemand bemerkt, dass das Büro geschlossen ist.«

Als Willow zurückkehrt, rufe ich sofort den Anwalt an, obwohl inzwischen sein Sohn Marc Jacobson II. die Kanzlei übernommen hat, nachdem sein Vater verstorben ist.

»Woher weiß ich, dass Sie die sind, die Sie zu sein behaupten?«, sagt Jacobson. »Ich kann Ihnen das nicht ohne jeden Beweis einfach zufaxen.«

Er ist nicht im Geringsten hilfsbereit.

»Gut«, sage ich. »Ich schicke Ihnen das Bild aus meinem Reise pass und meine Sozialversicherungsnummer. Brauchen Sie sonst noch etwas?«

»Eine Unterschrift. Eine schriftliche Anfrage mit Ihrer

Unterschrift.«

»Schon unterwegs. Und tun Sie mir einen Gefallen. Schicken Sie mir das gesamte Testament. Alle Informationen, die Sie besitzen.«

»Wir berechnen normalerweise eine Gebühr für derartige Dinge.«

»Dann schicken Sie mir eine Rechnung. Ich bezahle sie, sobald ich zu Hause bin.«

»Ich könnte es einfach vom Konto Ihres Mannes abbuchen.«

»Warum sollten Sie das tun?«

»Nun, weil ich es schon hier habe. Ich habe es benutzt, als ich ihm die Kopien geschickt habe.«

»Welche Kopien?«

»Von dem Testament. Und die Informationen über das Treuhandkonto.«

»Wieso haben Sie das getan? Das läuft doch alles auf meinen Namen!«

»Äh ... nein. Ich habe Ihre beiden Namen hier in der Kanzlei. Sie haben ihm Zugang gestattet, zumindest zu den Informationen.«

»Aber meine Mutter hat alles allein mir hinterlassen. Ich war noch nicht einmal verheiratet, als sie gestorben ist.«

»Ich kann Ihnen nur sagen, dass sich seine Unterschrift direkt neben Ihrer befindet.«

»Wann hat er zum letzten Mal eine Kopie verlangt?«

»Ich brauche zuerst ihre eigenhändige Unterschrift, bevor ich Ihnen diese Informationen geben kann.«

»Sie haben mir doch eben schon Informationen ohne meine Unterschrift gegeben.«

»Mehr kann ich Ihnen übers Telefon nicht sagen.«

»Gut. Gut! Aber achten Sie bitte darauf, dass Sie mir wirklich alles faxen. Alles, was in irgendeiner Weise mit dem Testament meiner Mutter zu tun hat. Ich kann nicht noch mal anrufen.«

Eine dreivierteil Stunde später erscheint Willow mit einem Stapel Papier an meiner Tür, der so dick ist wie eine Novelle.

»Ich glaube, er hat noch ein paar Dinge dazu gepackt, damit er sie Ihnen berechnen kann«, meint Willow.

An so viele Unterlagen kann ich mich überhaupt nicht erinnern, wobei ich mich eigentlich kaum an irgendetwas erinnere, was an diesem Tag in der Kanzlei des Anwalts geschehen ist und dann später in der Bank. Ich bin irgendwie durch einen Nebel gewankt, habe Jonathon die Hand geschüttelt, zugestimmt, mit ihm zu Abend zu essen. Alles verlief wie in einem Traum.

»Sie sind ein Juwel«, sage ich zu Willow. »Meine Lebensretterin.«

»Ich kann es kaum abwarten, was Sie dort drin finden werden.«

»Hat die Polizei übrigens noch mal angerufen?«

»Bisher nicht.«

»Irgendwas in den Nachrichten über den Kerl, der aus dem Krankenhaus geflohen ist?«

»Benicio?«, neckt mich Willow.

»Ja. Benicio.«

»Ich habe mir die Lokalnachrichten angesehen. Da war nichts, aber vielleicht kommt in den Abendnachrichten mehr, deswegen werde ich sie mir noch mal ansehen.«

»Das wäre sehr lieb. Vielen Dank.«

Ich werfe den Papierstapel aufs Bett, bedanke mich noch einmal und schließe die Tür hinter ihr ab. Ich habe nicht die

geringste Ahnung, wo ich überhaupt anfangen soll.

Ich setze mich hin und blättere durch die Seiten, so wie sie geschickt worden sind. Juristenenglisch. Ich blättere zurück und fange noch einmal von vorn an. Langsamer. Als würde ich durch einen verseuchten Fluss stapfen. »Guter Gott«, sage ich laut. Wie soll irgendjemand das begreifen?

Dann versetzt mir der Anblick der verrückten Unterschrift meiner Mutter einen Stich ins Herz. Aber es ist keine Trauer, die ich spüre, es ist Wut. Wenn sie nicht gestorben wäre, würde ich nicht in diesem Chaos stecken.

Ich finde eine Notiz von Jacobson, der sich dafür entschuldigt, dass sein Vater gestorben ist, bevor die Akte vollständig zusammengestellt werden konnte. Als er die Kanzlei übernommen hat, war die Akte übersehen worden. Er hat einige Briefe wieder gefunden, die aus einem Schließfach entfernt worden waren, dann aber in einem beiliegenden Aktendeckel vergessen wurden. Er hat dem Fax Kopien davon beigelegt. Und wieder entschuldigt er sich. Normalerweise würden seiner Kanzlei solche Fehler nicht unterlaufen, aber sicher kann ich verstehen, was es nach dem Tod seines Vaters für ein Durcheinander gegeben habe. Er hat auch die Daten dazugeschrieben, an denen Jonathon erste Anfragen gestellt hat. Es sind zwei. Die erste, kurz nachdem Jonathon und ich geheiratet hatten, als ich etwas unterschreiben musste, um ihm Zugang zu den Akten zu gestatten. Das zweite Mal vor einigen Wochen, kurz bevor Jonathon vorgeschlagen hatte, dass wir Urlaub machen. Ich begreife jetzt, dass er verzweifelt versucht hat, seine Schulden zu begleichen. Er hat alles durchsucht, was ihm nur irgendwie einfiel, um einen Ausweg zu finden. Und er hat eine Lösung gefunden. Als wir das Haus verließen, um zum Flughafen zu fahren, hatte er vollkommen erleichtert

ausgesehen. Er war völlig betrunken von seiner eigenen Cleverness, von diesem unglaublichen Glücksfall. *Ups*. Ein kleines Vermögen war doch immer vorhanden gewesen, hatte achtzehn Jahre lang in seiner Reichweite gelegen. *Ich liebe dich, Cee*, hatte er mit genug Gefühl gesagt, dass ich es ihm abgenommen hatte. Vielleicht war es sogar nicht mal eine Lüge gewesen. Ich war sein Ausweg. Ich würde ihn retten. Oh, er liebt mich ja so sehr.

Ich blättere durch die Papiere, bis ich etwas finde, das nach einem Investmentfonds aussieht. Unten auf der letzten Seite steht gedruckt: siehe angefügte Notiz. Es ist ein handgeschriebener Brief. Ich erkenne die Handschrift nicht. Es ist nicht die meiner Mutter. Sie wirkt, als sei sie von einem sehr alten Menschen geschrieben worden, der eine alte, nicht mehr gebräuchliche Schreibschrift benutzt hatte. Bei näherem Hinsehen bemerke ich, dass es eigentlich zwei Briefe sind. Einer unterzeichnet von Annaliese Hagen. Der andere von Sonja Hagen. Sonja war die Mutter meiner Mutter, die gestorben ist, noch bevor ich geboren wurde. Ich weiß nur sehr wenig über sie. Annaliese muss dann Sonjas Mutter gewesen sein, meine Urgroßmutter.

Ich rufe mir die wenigen Gespräche ins Gedächtnis, die ich mit meiner Mutter über unsere Vorfahren geführt habe. Meine Mutter war die Erste unserer Familie, die in den USA geboren wurde. Sie hatte kein Interesse an der Vergangenheit und ihre eigene Mutter offensichtlich auch nicht. Laut meiner Mutter hatte Sonja ihr nur gesagt, dass sie Amerikanerin geworden war, ihr Mann, mein Großvater, war als Amerikaner geboren worden und gestorben und meine Mutter war ebenfalls Amerikanerin. Der Rest war eher uninteressant. Das Einzige, dessen meine Mutter sicher zu sein schien, war die Tatsache, dass Frauen in

unserer Familie nie besonders viel Glück hatten. Nicht in der Liebe, nicht bei Geschäften, wofür sie sich trotzdem immer interessiert hatte.

Ich lese den Brief von Annaliese an Sonja.

Liebe Sonja,

lass mich ganz am Anfang beginnen, selbst wenn Du am Schluss glaubst, dass Du schon alles weißt. Ich verspreche Dir, das tust Du nicht.

Ich bin in Zürich aufgewachsen und habe immer davon geträumt, Chemikerin zu werden. Das ist natürlich nichts Neues. Genauso wenig wie die Tatsache, dass meine Familie diesen Traum als die Phantasie eines dummen kleinen Mädchens ansah. Mein Vater bestand darauf, dass ich Grundschullehrerin werde. Wenn eine Frau zu meiner Zeit eine gewisse intellektuelle Begabung zeigte, dann war das der einzige Weg, den sie beschreiten durfte. Sie konnte Jungen beibringen, ihre Träume zu verfolgen, während sie Mädchen lehrte, Mädchen zu sein, als wären die nicht selbst darauf gekommen.

Ich tat also, was mir gesagt wurde. Ich hatte nie eine Frau kennengelernt, die später mehr geworden war als Lehrerin. Ich habe nie eine Frau gekannt, die es auch nur versucht hat. Ich war zu jung und naiv, um zu glauben, dass es bei mir anders sein könnte. Aber kein Tag in meinem Leben ist vergangen, an dem ich unter der Last dieser Entscheidung nicht gelitten, sie zutiefst bereut habe.

Was ich Dir allerdings niemals erzählt habe, ist Folgendes: Beinah wäre es doch noch dazu gekommen, dass man mich als Chemikerin anerkannt hätte, als ich zusammen mit einem Chemiestudenten ein Erkältungsmittel entwickelt habe. Er war

ein junger Mann, den ich seit unserer Kindheit kannte. Wir haben einen ganzen Teil meiner Einkünfte für die Forschung verbraucht und nach zwei Jahren verkaufte sich das Mittel sehr gut. Jeder in der Stadt hatte längst erkannt, dass ich eine Frau war, die sehr gut allein zurechtkam. Ich brauchte keinen Ehemann und das bereitete meiner Familie eine Menge Probleme, ganz besonders meinem Vater, der sich meiner schämte und der mich wortreich beschuldigte, Frauen den Männern vorzuziehen. Die Wahrheit war, dass es mir finanziell besser ging als den meisten Männern, die wir kannten. Ich war eine unverheiratete Frau und hatte Geld auf der Bank. Ich brauchte die Männer nicht und deswegen verschmähten sie mich. Sie glaubten, dass ich dafür bestraft werden müsse.

Als ich eines Abends die Metzgerei verließ, hielten mich zwei Männer auf der Straße an. Sie schubsten mich in einen Durchgang, bis ich mich in der Gasse wiederfand, wo die Leute ihren Müll abluden. Die Männer umkreisten mich wie hungrige Hunde. Sie sagten, es sei Zeit, dass mir mal jemand zeige, wozu eine Frau eigentlich da sei. Ich konnte den Alkohol in ihrem Atem riechen. Ich konnte Leute hören, die in der nächsten Straße einkaufen gingen, und doch kam niemand, als ich schrie.

Es ist sehr schmerzhaft für mich, Dir von diesem Teil meines Lebens zu berichten, doch ihn wegzulassen, käme einer Lüge gleich. Ich würde so tun, als wäre das alles niemals passiert und als habe es keine Bedeutung, was dann geschah.

Meine liebe Tochter. Du weißt, was sie mit mir gemacht haben. Danach stolperte ich hinaus auf die Straße. Mütter sahen mich und drückten ihre Kinder an sich. Ehemänner führten ihre Frauen schnell in die entgegengesetzte Richtung.

Allein wankte ich nach Hause, mein Gesicht blutig und verquollen, mein Kleid zerrissen und verschmutzt. Niemand half mir, meine Wunden zu heilen während der fürchterlichen folgenden Wochen, als ich versuchte zu verarbeiten, was diese Männer mir angetan hatten. Ich wurde zu einer Aussätzigen, der sich andere nicht mehr nähern wollten. Die Wochen, die ich abwarten musste, bis ich wusste, ob ich ein Kind unter dem Herzen trug, waren eine Qual. Meine eigene Schwester fragte mich, woher ich meinen Lebenswillen nehmen würde. Aber ich wollte mir nicht das Leben nehmen. Ich wollte es ihnen nehmen. Wieso stellte man mir eine solche Frage, während diese Männer immer noch hoch erhobenen Hauptes durch die Straßen gingen?

Das alles war vor vielen, vielen Jahren. Es hat Zeit gebraucht, aber ich habe diesen Tag sowohl körperlich als auch geistig hinter mir gelassen. Ich habe diesen Männern mein Leben nicht geopfert. Ich habe nicht zugelassen, dass sie mir mein Recht auf Glück nahmen. Mein Recht, zu lieben und anderen Freude zu bereiten. Was sie getan haben, war nicht meine Schuld. Und doch muss ich gestehen, dass ich selbst nach all diesen Jahren nicht begreifen kann, wie zwei erwachsene Männer so etwas einer jungen, unschuldigen Frau antun können. Wer weiß schon, was sich in den Herzen von Männern abspielt? In diesem Sinne hatte mein Vater recht, was mich angeht. Ich ziehe die Herzen von Frauen vor.

Ich bin damals nicht schwanger geworden. Hab keine Angst, dass sich einer dieser Männer als Dein Vater herausstellen könnte. Doch wenn meine Aussichten, einen Ehemann zu finden, schon vor diesem Ereignis schlecht gewesen waren, schienen sie danach völlig hoffnungslos.

Eine Ausnahme war Dein Vater. Ich habe meinen Freund, den Chemiker, geheiratet, Walter Hagen, oder vielleicht sollte ich eher sagen, er hat mich geheiratet, denn er behauptete, mich schon sein ganzes Leben lang geliebt zu haben. Mit der Zeit begann ich ihn ebenfalls zu lieben, selbst als er beschloss, sich den Verdienst für das Erkältungsmittel allein zuzuschreiben und seinen Kollegen gegenüber behauptete, dass ich gelogen habe, was meine Mitarbeit an seiner Entwicklung betraf. Die Wahrheit war, dass er mit ihrem Spott nicht leben konnte oder mit der Tatsache, dass ich niemals das Forschungslabor einer Universität betreten hatte und trotzdem wusste, was er wusste. Ich verschlang jedes wissenschaftliche Buch, das ich in die Hände bekommen konnte, einschließlich derer, die er herumliegen ließ, während er im Labor arbeitete. Ich belauschte Gespräche zwischen ihm und seinen Kollegen im Salon. Ich saugte alles auf, was ich dort zu hören bekam. Und ich verzieh ihm, was er getan hatte. Ich verstand, dass er dem Druck derselben Gesellschaft ausgesetzt war wie ich.

Als Du auf die Welt kamst, florierte Hagen Pharmaceuticals. Wir lebten besser als jeder andere in unserem Stadtteil. Außer meinen Schwestern und Brüdern hatte ich nur ein paar wenige echte Freunde, doch mein Leben hätte, seit Du es bereichertest, nicht besser sein können. Ich war fasziniert von Deiner unstillbaren Neugier. Du hast mich gelehrt, was Intelligenz wirklich bedeutet. Du warst für mich der wissenschaftliche Beweis dafür, dass wir alle mit einer starken, gesunden intellektuellen Neugier geboren werden. Männer, Frauen, wo liegt da schon der Unterschied? Deine Fragen, Deine Antworten unterschieden sich nicht von jenen Deiner

männlichen Cousins, obgleich ich zugeben muss, dass Deine in vielen Fällen weitaus komplexer waren als ihre.

Fast zehn Jahre vergingen und es schien einfach unmöglich, dass irgendetwas schiefgehen könnte. Die Einwohner der Stadt respektierten mich inzwischen, da unsere Firma so vielen ihrer Familien Arbeit gab. Sozusagen alles, was sie besaßen, hing mit uns zusammen.

Aber natürlich hält nichts ewig. Plötzlich begannen Menschen auf mysteriöse Weise zu erkranken, und nach einiger Zeit entdeckte man, dass unser Erkältungsmittel Arsen enthielt. Wie es dort hineingekommen war, habe ich nie herausgefunden. Auf jeden Fall war es kein Bestandteil der ursprünglichen Rezeptur gewesen, die Dein Vater und ich entwickelt hatten. Steckte er dahinter? Oder war es ein Irrtum? Doch tief in meinem Herzen wusste ich, dass er es beigemischt hatte. Wenn Menschen Arsen in kleinsten Mengen zu sich nehmen, fühlen sie sich sehr gut, sehr lebendig, und er wusste, sie würden ohne Zweifel wiederkommen, um mehr von dem Mittel zu kaufen. Erst wenn sich Arsen im Laufe der Zeit im Körper an-reichert, wirkt es tödlich. Er wusste das. Ich wusste das. Schließlich waren wir Chemiker. Und er hatte es trotzdem verkauft.

Wir verloren fast alles. Die Firma wäre bankrottgegangen, hätten wir nicht auch Gesichtscreme produziert, die bei Frauen sehr beliebt war. Trotzdem spuckten mich die Menschen in der Stadt an. Ich hoffe, Du erinnerst Dich nicht mehr daran, denn sie ersparten es mir nicht einmal, wenn ich mit Dir an der Hand über die Straße ging.

Ich spüre immer noch die finsternen Blicke der Kassierer in der Bank, wenn ich meine monatliche Zuteilung abhob. Sie

ließen mich unter dem Vorwand, es gebe ein Problem mit dem Konto, gern stundenlang warten. Ein Problem, das sich allerdings immer in Luft aufzulösen schien, sobald ich lange genug gewartet hatte. Doch ich ließ mich nicht aus der Ruhe bringen. Ich war fest entschlossen, sie nicht gewinnen lassen.

Von Deinem Vater dagegen trennte ich mich. Aus vielerlei Gründen war unsere Ehe nicht mehr zu retten. Trotzdem weigerte ich mich, meine Anteile an der Firma, die ich in gutem Glauben mit aufgebaut hatte, abzustoßen. Für den Rest meines Lebens blieben diese Anteile so gut wie wertlos, aber vom Grundsatz her sind sie unbezahlbar. Verstehst Du, was ich meine?

Zu guter Letzt war ich also Chemikerin nicht nur im Herzen, sondern es war auch mein Beruf geworden. In der Stille meines Zimmers entwickelte ich Rezepturen, die nie jemand zu Gesicht bekommen hat. Aber ich habe trotzdem mit ihnen experimentiert. Ich war nun einmal, wer ich war, völlig unabhängig davon, wozu andere mich machen wollten.

In diesem Sinne hinterlasse ich Dir meine Anteile unter der Bedingung, dass Dein Mann niemals Zugriff darauf bekommt. Und sollten sie irgendwann einmal von Wert sein, sodass Du Dir etwas auszahlen lassen kannst, musst Du dies persönlich in der Bank tun, obwohl Du auf der anderen Seite der Welt lebst, wo ich Dich selber mit hingenommen habe. Diese Unbequemlichkeit ist eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was ich durchgemacht habe, um einen solchen Fonds zu ermöglichen. Es ist wichtig für all die Söhne und Töchter jener, die mich angespornt haben, und auch für die Enkel der Männer, die mich überfielen, zu sehen, dass Du mit hoch erhobenem Haupt hereinkommst, denn sie tragen diese alte

Last auf ihren Schultern, derer sie sich nur schämen können. Sie werden Dir, untätig wie Diener, eine Summe übergeben, die hoffentlich höher sein wird als alles, was sie in ihrem Leben je gesehen haben. Ein Vermögen, das die Folge von harter Arbeit und nicht zuletzt dem Erfindungsreichtum Deiner Mutter, der Chemikerin, ist. Vielleicht erinnerst Du sie mal daran. Du bist meine Tochter. Vergiss das niemals.

*Deine Dich liebende Mutter
Annaliese Hagen*

Es fühlt sich an, als sei ein Sturm durch den Raum gefegt und hätte meinem Haar den Rest gegeben. Ich reibe mir die Augen und fahre über die Gänsehaut auf meinen Armen.

Ich muss unbedingt aus diesem Zimmer raus. Einen Spaziergang am Strand machen. Meinen Kopf klar kriegen. Aber als ich hinaus auf den Balkon trete und meinen Blick über die Schwimmer und Sonnenanbeter schweifen lasse, dreht sich mir der Magen um. Jeder, der eine Sonnenbrille trägt und einen Hut, wirkt verdächtig. Gesichter, geschickt maskiert. Sehen sie hinauf zu den Seemöwen und Paragleitern? Oder blicken sie herüber zu mir?

Ich gehe zurück ins Zimmer und trinke ein Glas Wasser. Dann hole ich einmal tief Luft und setze mich wieder aufs Bett. Meine Hände zittern, während ich den Brief lese, den meine Großmutter Sonja an meine Mutter geschrieben hat.

*Liebe Gilion,
beiliegend findest Du einen Brief von meiner Mutter Annaliese, den sie mir kurz vor ihrem Tod geschrieben hat. Ich hätte ihn Dir schon vor langer Zeit zeigen sollen, aber sind*

das nicht die typischen kleinen Kniffe des Lebens, dass es einem erst Klarheit gewährt, wenn man an der Schwelle des Todes steht?

Ich schreibe Dir dies im Angedenken an die Großmutter, die Du nie kennengelernt hast, was ich sehr bedaure.

Aber eins nach dem anderen. Ich habe vor Jahren mehr Geld in Hagen Pharmaceuticals investiert, als ich als Teilhaberin einen Brief bekam, in dem man mich darüber informierte, dass die Chemiker der Firma ein neues Anästhetikum hatten patentieren lassen, das sie auf den Markt zu bringen beabsichtigten. Ich versteckte den Brief und sagte Deinem Vater nichts davon. Zu der Zeit, als wir heirateten, hatten die Frauen in diesem Land erst seit zwanzig Jahren das Wahlrecht. Es war nur eine Handvoll von Wahlen gewesen, an denen man hatte teilnehmen können, und kaum genug, um Gesetze zu verändern. Einerseits hatte man zwar das Gefühl, die Frauen hät-ten es weit gebracht, andererseits schien es jedoch, als würden sie immer noch hinter dem Herd stehen. Vor dem Gesetz gehörte all mein Besitz meinem Ehemann, aber seinen Besitz konnte er vermachen, wem immer er wollte. Selbst mein Körper wurde als sein Besitz betrachtet. Wir stritten darüber und noch über so viele andere Dinge, über die wir uns nicht einig werden konnten, und mehr als einmal erhob er seine Hand gegen mich, um seinen Standpunkt deutlich zu machen. Aber es gab etwas, das ich ihm voraus hatte, und das waren die Hagen-Anteile, die meine Mutter mir hinterlassen hatte. Dein Vater konnte kein Deutsch und deswegen log ich ihm vor, dass der Treuhandfonds nur viel Papierkram für ein altes Haus in den Schweizer Bergen sei, das schon seit Jahrzehnten auf einem kleinen Stück

wertlosen Landes immer mehr verfiel. Er glaubte mir. Ich war gar keine so schlechte Schauspielerin, muss ich sagen.

Aber nun zum Hagen-Investment. Eine der Chemikerinnen, die für die Entwicklung des Anästhetikums verantwortlich war, hieß Ulrike Dobler und war eben eine Frau. Wenn nur meine Mutter diesen Tag noch hätte erleben dürfen! Wenn Du ihren Brief gelesen hast, wirst Du verstehen, dass ich schon allein für Ulrike Dobler investieren musste. Das Anästhetikum wurde für Operationen eingesetzt. Hagen Pharmaceuticals konnte die Nachfrage kaum befriedigen. Sie schickten mir immer wieder Kontoauszüge über den Wert der Anteile.

Deinem Vater gegenüber behauptete ich, dass es sich dabei um Steuerschätzungen für das Grundstück handele, falls wir das Land zurückfordern wollten. Ich sagte ihm, es sei am besten, die Sache einfach auf sich beruhen zu lassen und alles der Regierung zu übergeben, damit die sich darum kümmerte. Es war das einzige Mal, dass er mir sagte, ich hätte durchaus Verstand zwischen den Ohren. Wie schon erwähnt, ich war eine ganz gute Schauspielerin. Ich sang ihm ein Klagelied über die fürchterlichen Gesetze und hohen Steuern in der Schweiz. Mit großer Geste warf ich den Kontoauszug fort, nur um ihn später wieder aus dem Müll herauszusuchen und ihn zusammen mit den anderen im Waschraum hinter der losen Fußleiste zu verstecken.

Eigentlich ist es eine Schande, aber der Zweite Weltkrieg erwies sich als noch profitabler. Wo Soldaten früher auf dem Weg in die Lazarette gestorben waren, konnten ihre Verletzungen nun sicher und nicht weit von dort, wo sie verwundet worden waren, operiert werden, und sie hatten eine weit größere Überlebenschance. Die Zeit rennt immer, selbst

in Kriegszeiten, und es dauerte nicht lange, bis Ärzte auf der ganzen Welt das Anästhetikum einsetzten. So wurde ich im Stillen reich, während die Männer und Söhne von Leuten, die ich kannte, durch die Hand der Deutschen starben. Ich wünsche so etwas niemandem und mein Glück, über das ich mich hätte freuen sollen, zerriss mich innerlich.

Man sagt, die Geschichte wiederholt sich und ich glaube, das entspricht der Wahrheit. Als der Krieg endete, warst Du fünf Jahre alt, und ich beschloss, Deinen Vater zu verlassen, so wie meine Mutter meinen verlassen hatte, was in jenen Tagen äußerst ungewöhnlich war. Es gab niemanden, mit dem ich darüber hätte sprechen können. Niemanden, der meine Tränen und meinen Ärger verstanden hätte. Als ich versuchte, mich unserem Hausarzt anzuvertrauen, einem Mann, den ich seit Jahren kannte und für einen intelligenten und vertrauenswürdigen Freund hielt, sagte er mir, dass ich einfach mehr Kinder bräuchte. Mit nur einem einzigen sei ich meiner eigentlichen Bestimmung einfach nicht ausreichend nachgekommen. Das, sagte er, sei die Wurzel meines Unglücks. Also ließ ich mich scheiden. Aber nun genug davon.

Wahrscheinlich Erinnerst Du Dich nicht mehr an unsere Reise nach Zürich. Genau wie Deine Großmutter mich darum gebeten hatte, ging ich in die Bank und hob genug Geld ab, damit Du und ich für den Rest unserer Tage bequem würden leben können. Ich sagte dem jungen Kassierer, dass meine Mutter Annaliese Hagen sei, Gründerin von Hagen Pharmaceuticals. Sie sei Chemikerin gewesen, sagte ich, obgleich er keine Ahnung zu haben schien, von wem ich redete, oder vielleicht war es ihm auch einfach völlig egal. Der

Krieg war gerade vorbei. Nichts anderes interessierte die Menschen.

Als wir zurückkehrten, kaufte ich ein Haus für uns, mit einer Bibliothek, die groß genug war für viele hundert Bücher, da Du bereits großes Interesse am Lesen hattest. Ich kaufte uns ein Theaterabonnement für das ganze Jahr und jedes Wochenende sahen wir uns Stücke oder ein Ballett oder Konzerte an, bei denen auch immer eine Frau Geige spielte. Es war ein Instrument, das ich selbst mit überraschenden Fortschritten zu lernen begonnen hatte. Mein Lehrer ermunterte mich, einem örtlichen Orchester beizutreten. Erinnerst Du Dich noch an die kleinen Konzerte, die ich auf der Freilichtbühne im Park gegeben habe? Das ist gar nicht so lange her. Du und ich waren so glücklich. Dann kam der Brief vom Anwalt Deines Vaters, der mich zur Herausgabe aller Dinge aufforderte, die, wie er behauptete, nach Recht und Gesetz ihm zustanden. Er warf mir vor, dass ich Besitztümer zurückgehalten hätte, die durch unsere Vermählung rechtmäßig ihm gehörten und auf die er einen Besitzanspruch habe, obwohl wir bereits seit zwei Jahren geschieden waren.

Ich weinte im Gerichtssaal. Das ließ mich schwach erscheinen und ich wusste es, aber ich konnte einfach nicht anders. Es war mir unbegreiflich, wie das Gesetz so grausam sein konnte. Doch Deinem Vater wurde die Hälfte dessen zugesprochen, was ich für uns mitgebracht hatte, zuzüglich eines Bonus, den der Richter darauf legte, weil ich meinen Mann angelogen hatte. Selbst danach versuchte er weiterhin einen Weg zu finden, mindestens die Hälfte, wenn nicht alle der noch übrigen Anteile von Hagen Pharmaceuticals in seinen Besitz zu bekommen, aber die Zeiten hatten sich

plötzlich geän-dert, und kurz nachdem der Krieg zu Ende war, wurde Hagen Pharmaceuticals als Nazisympathisant gebrandmarkt, weil die Firma das neue Anästhetikum dem deutschen Militär unter den eigenen Herstellungskosten überlassen und es auch als Schmerzmittel umsonst verteilt hatte. Die Anteile verloren entscheidend an Wert und bis heute, Jahrzehnte später, haben sie sich immer noch nicht wieder ganz erholt, obwohl die Firma viele Wandlungen durchgemacht hat.

Nicht lange nachdem Dein Vater uns unser Geld genommen hatte, starb er an einem Herzanfall. Er vererbte alles seinem Bruder, der wiederum alles seinem Sohn hinterließ, der heute auf einem Anwesen in Texas lebt, das von Ölbohrtürmen umgeben ist, die alle von Hagen Pharmaceuticals finanziert sind.

Ich habe das Ende meines Lebens viel zu schnell erreicht, ohne besonders viel in den Händen zu haben, abgesehen von meinem inneren Frieden, was ja auch nicht zu verachten ist. Manches hätte ich gerne anders gemacht. Mehr gelernt, das Geigespielen früher entdeckt, herausgefunden, wofür mein Herz wirklich schlägt. Aber es ist spät und ich überlasse Dir nun das Heft. Du musst das weiterführen, was deine Großmutter und ich begonnen haben. Folge Deiner Liebe zum Lesen, zum geschriebenen Wort.

Ich hob meinen Blick von der Seite. Wie konnte es sein, dass ich von der Liebe meiner Mutter zu Büchern, zum geschriebenen Wort nie etwas gewusst hatte? Stammte daher meine eigene?

Die Anteile, die ich Dir vermache, sind in all den Jahren gestiegen und gefallen, haben aber insgesamt infolge unserer

Familiengeschichte einen eher geringen Wert. Trotzdem erlege ich Dir im Angedenken an meine Mutter auf, dass Du weder Deinen Mann noch irgendjemand anders in ihren Besitz kommen lässt. Solltest du irgendwann einmal eine höhere Summe vom Konto abheben wollen, tue es so, wie ich es getan habe und wie meine Mutter es gewollt hat, und zeige Dich hoch erhobenen Hauptes in der Bank, damit es jeder sieht. Du kannst gerne erwähnen, dass Du die Enkelin der Chemikerin Annaliese Hagen, Gründerin von Hagen Pharmaceuticals bist. Vielleicht erinnert man sich nicht an sie, aber ich glaube daran, dass die Erwähnung ihres Namens in diesen Hallen wie ein Talisman wirkt und uns allen ein wenig Glück beschert.

Ich liebe Dich bis in alle Ewigkeit, meine Tochter.

Sonja Hagen-Williams

Ich finde mich auf dem Balkon wieder, ohne zu wissen, wie ich dorthin gekommen bin. Den Brief halte ich nicht mehr in den Händen. Es fühlt sich an, als sei jemand vorbeigekommen und habe mir gesagt, dass mein Haar nicht dunkel und lockig ist. Ich habe kein Grübchen. Mein Name ist nicht Celia. Oliver ist nicht mein Sohn. Ich bin nicht, wer ich glaube zu sein. Ich bin es nie gewesen. Ich stamme von völlig anderen Leuten ab, von Frauen mit Prinzipien, Frauen mit Rückgrat und Talent. Was bin ich denn schon? Wer bin ich? Wer war meine eigene Mutter?

Ich blicke hinaus übers Wasser und meine Hände krampfen sich um das Balkongeländer. Ist es ein Zufall, dass ich mich so sehr für die deutsche Sprache interessiere? Ich frage mich, ob meine Mutter, als ich ein Kind war, vielleicht Deutsch mit mir gesprochen hat. Hat sie mir all die deutschen Märchen vorgelesen?

Ich bin einmal kurz in der Schweiz gewesen, als ich mit meiner Austauschfamilie nach Italien fuhr. Habe ich damals irgendetwas gespürt? Ich kann mich nicht erinnern. Es gibt so viel, worum ich mich nicht gekümmert habe.

* * *

Willow kommt mit Tellern voller Hühnchen und Bohnen und Tortillas.

»Sie sind sehr früh dran«, sage ich und schließe die Tür hinter ihr. »Mein Gott, das riecht umwerfend.«

»Ich habe mich entschlossen, früh zu schließen.«

»Das brauchten Sie aber nicht für mich zu tun.«

»Ich weiß. Ich hab es für mich getan. Die Neugier bringt mich einfach um. Was haben Sie herausgefunden?«

Ich gebe ihr die Briefe. Was ich fühle, ist mit Worten nicht zu beschreiben. Wie kommt man mit dem Widerspruch klar, eine völlig neue Vergangenheit zu haben?

Ich setze mich und stopfe mir das Essen in den Mund. Bei jedem Bissen seufze ich unwillkürlich.

»Oh, mein Gott«, sagt Willow bei jedem zweiten Absatz, bis sie fertig ist. »Und Sie haben nichts davon gewusst?«

»Nicht das Geringste.«

»Ich liebe diese Frauen.«

»Trotz allem?«

»Und wo ist der nächste?«

»Welcher nächste?«

»Der von Ihrer Mutter an Sie?«

Darauf war ich noch gar nicht gekommen. »Ich habe keinen gesehen.« Ich stelle mein leeres Tablett zur Seite und gebe Willow den halben Stapel der Papiere.

Eine Minute später reicht Willow mir mehrere Blätter. Sie sind mit der Schreibmaschine geschrieben, leicht zu übersehen, sie ähneln zu sehr allen anderen Dokumenten. Mein Name oben auf der Seite ist ihr ins Auge gefallen.

Ich lese ihn laut:

*Meine süße, geliebte Celia,
ich sitze hier vor diesem Blatt Papier, so wie meine Mutter einmal vor ihrem gesessen hat und ihre Mutter vor so vielen, vielen Jahren vor ihrem. Irgendwie scheint mir das alles nicht real. Meine Zeit ist so schnell vorbeigegangen. Ich bin noch nicht bereit. Aber ich frage mich, ob man es überhaupt jemals ist.*

Gestern habe ich den Schock meines Lebens bekommen. Man erwartet nicht, dass ich noch mehr als ein paar Monate zu leben habe. Ich schreibe dies hier viel zu spät und hätte überhaupt zu spät damit dran sein können, wenn ich noch länger gewartet hätte.

Untrennbar verbunden mit diesem Testament sind die Briefe von meiner Mutter und meiner Großmutter. Ich habe sie seit Jahrzehnten zum ersten Mal wieder gelesen. Mir ist klar, dass ich einen Fehler gemacht habe, weil ich sie Dir nicht schon früher gezeigt habe. Aber ich stamme noch aus einer Generation, in der man die Vergangenheit hat Vergangenheit sein lassen, besonders was jene Mitglieder unserer Familie anbetraf, die aus anderen Ländern stammten. Es ging immer darum modern zu sein. Neu. Heutzutage prahlt jeder damit, dass seine Familie von hier oder von dort kommt. Aber damals schämten wir uns der alten Welt. Unsere Vergangenheit war uns peinlich. Wir wirkten dadurch weniger amerikanisch und heute beschämt es mich, dass ich jemals

so über meine eigene Mutter und meine Großmutter gedacht habe.

Ich bereue, dass ich einfach alles so habe vergehen lassen. Ich hätte wenigstens einen kleinen Teil unserer Geschichte für Dich aufheben sollen.

Aber lass mich für einen Moment in die Gegenwart zurückkehren und Dir sagen, wie stolz ich auf die Frau bin, die Du geworden bist. Als ich in Deinem Alter war, hatte ich bereits geheiratet, lebte das typische Leben einer beschäftigten Hausfrau und hatte vollkommen vergessen, was ich vielleicht einmal hatte werden wollen, als ich noch jung gewesen war, was eine gute Lektion ist, warum wir unsere Vergangenheit nicht vergessen sollten, auch nicht unsere jüngste. Habe ich Dir jemals erzählt, dass ich Journalistin werden wollte? Ich liebte die Vorstellung, zu reisen und Geschichten über Menschen und Orte zu recherchieren und sie dann anderen zu erzählen, damit sie sie selbst entdecken konnten. Aber in meinem zweiten Jahr auf dem College lernte ich Deinen Vater kennen und da er bereits seinen Abschluss in der Tasche hatte, beschlossen wir zu heiraten. Als ich erst einmal verheiratet war, schien es albern, noch zur Schule zu gehen. Und der Gedanke, Journalistin zu sein, fühlte sich noch viel unpassender an. Unrealistisch zumindest. Wie sollte ich Zeit für die Ehe und ein Kind haben, wenn ich allein um die Welt fuhr? So sah ich die Dinge damals. Und so sahen sie auch die Leute um mich herum. Ich kannte damals keine einzige Frau, die einen Beruf ausübte. Und ich schäme mich, zugeben zu müssen, das Erbe, das meine Großmutter meiner Mutter und mir hinterlassen hatte, beiseite geschoben zu haben. Es erschien mir so altertümlich, so unbedeutend für

das moderne Leben, für mein Leben. Ich fühlte mich nicht unterdrückt. War ich es denn? Meine Freundinnen und ich wussten, dass in gewissen Kreisen darüber gesprochen wurde, aber auf uns schien das alles nicht zuzutreffen. Wir waren glücklich. Wir lebten für unsere Männer und sie liebten uns. Wir hatten nicht das Gefühl, in irgendeiner Weise eingeschränkt zu sein. Daher hatten wir natürlich auch nicht das Gefühl, dass uns etwas fehlte.

Ich gebe zu, ich schämte mich damals immer noch meiner Familiengeschichte, besonders gegenüber Deinem Vater. Er sollte nicht wissen, dass ich einer langen Ahnenreihe fordernder, feministischer Frauen entstammte. Meine Mutter starb, bevor er die Möglichkeit gehabt hatte, sie kennenzulernen. Daher brauchte ich nie die Wahrheit zu sagen und das vereinfachte die Dinge. Wie Du weißt, war Dein Vater ein Veteran des Zweiten Weltkriegs, der als versehrter und in seiner Persönlichkeit veränderter Mann aus dem Krieg zurückkehrte. Ich konnte es nicht über mich bringen, ihm die Briefe zu zeigen.

Doch nachdem Dein Vater gestorben war, begann ich, die Dinge anders zu sehen. Ich vermisste ihn schrecklich, aber es war ein Gefühl, als hätten sich mir plötzlich die Augen geöffnet und ich könnte alle möglichen Dinge sehen, die sonst außerhalb meines Blickfelds geschehen waren. Dein Vater hatte nie gewollt, dass ich mich in unsere Finanzen einmische. Er sagte immer, zu viele Köche verderben den Brei. Nun gut, das verstand ich. Aber ich interessierte mich trotzdem für Finanzen und das schien sehr undamenhaft zu sein. Ich begriff, wie dumm ich gewesen war. Aber ich begriff es zu spät.

Du hast ja gesehen, wie ich versucht habe, Versäumtes nachzuholen und hast mich wegen »meiner Besessenheit« manchmal sogar getadelt, wobei ich Deine Neckereien immer als gutmütig empfunden habe. Zuerst habe ich versucht, Geld in ähnliche Dinge zu investieren, wie meine Mutter und meine Großmutter es getan hatten, aber offen gesagt, wusste ich einfach nicht, was ich da tat. Es braucht also nicht erwähnt zu werden, dass ich wenig Glück hatte. Am Ende kam ich meistens zumindest ohne Verlust wieder aus der Sache heraus. Ich hatte immer genug, um davon zu leben, und das reichte mir.

Trotzdem lässt sich die Tatsache nicht verschweigen, dass ich Dir schon früher von Deinem Erbe hätte erzählen sollen. Mein Gesicht ist vor Scham gerötet und mein Herz voller Trauer, während ich diese Zeilen schreibe. Aber manche Dinge lassen sich einfach nicht ändern und deswegen möchte ich Dir in den letzten Tagen, die mir noch bleiben, versichern, wie sehr ich davon überzeugt bin, dass Deine Großmütter sehr stolz auf die unabhängige Frau gewesen wären, die aus Dir geworden ist. Du bist die erste Frau in der Familie, die einen Collegeabschluss besitzt. Und nicht nur das. Du hast ihn sogar mit Auszeichnung geschafft. Ich gestehe, dass es Zeiten gegeben hat, in denen ich Dich um Deinen Erfolg beneidet habe, aber ich habe ihn Dir nie missgönnt und ich war immer voller Begeisterung für das, was Du tatest. Ich liebe Dich mehr, als ich es je mit Worten werde ausdrücken können.

Um der Tradition Genüge zu tun, schreibe ich Dir diesen Brief, um Dich zu bitten, dieselben Regeln zu befolgen, die von meiner Großmutter festgelegt worden sind: Du wirst die

Anteile an Hagen Pharmaceuticals, dessen Name geändert wurde, dessen Aktien Dir aber immer noch gehören, selbst wenn sie der Familie immer wieder Schwierigkeiten eingebracht haben, nicht veräußern, auch wenn sie zum Zeitpunkt, an dem ich Dir diese Zeilen schreibe, so gut wie nichts wert sind. Deine Großmütter haben Prügel und Schlimmeres für das einstecken müssen, wofür diese Anteile stehen. Ich habe sie beide beleidigt, indem ich ihr Vermächtnis in einer Schublade versteckt habe.

Vielleicht gehe ich mit meiner Bitte zu weit. Vielleicht bin ich zuerst zu sehr in das eine Extrem geraten und gerate jetzt, um alles wieder gutzumachen, viel zu weit in das andere. Dann sei es so. Es ist besser, als gar nichts zu tun, um das Andenken an sie und die Opfer, die sie gebracht haben, in Ehren zu halten, wie ich es jahrzehntelang getan habe.

Ich habe alle mit dieser Sache befassten Anwälte auf beiden Seiten des Atlantiks unter Vertrag genommen. Die Dividenden werden durch die Schweizer Bank ausgezahlt, dieselbe Bank, deren Kassierer sich so sehr daran erfreut haben, meine Großmutter warten zu lassen. Sollte irgendwann der Tag kommen, an dem diese Anteile etwas wert sind und Du etwas von ihnen abheben möchtest, bestehe ich darauf, dass Du zu derselben Bank nach Zürich fährst, wie meine Mutter und meine Großmutter es von mir verlangt haben, obwohl ich niemals die Gelegenheit oder das Glück gehabt habe, es zu tun. Aber da ist noch mehr. Ich habe meinen Anwalt angewiesen, alle meine Aktien zu verkaufen und den Erlös auf Deinen Namen in Aktien von Hagen Pharmaceuticals anzulegen. Es ist lediglich eine Frage des Prinzips. Ich bete darum, dass es sich eines Tages als

lohnenswert erweisen wird. Ich bete, dass diese Anteile zu Deiner Lebenszeit endlich ihr wahres Potenzial entfalten werden.

Natürlich versteht es sich von selbst, dass, solltest Du jemals heiraten, Dein Ehemann keinerlei Zugriff auf diese Geldanlage haben wird. Im Gegensatz zu der Rechtslage, der meine Mutter und meine Großmutter unterworfen waren, gibt es heutzutage Gesetze, die Dich vor solchen Dingen schützen. Diese Gelder sind für Dich, und zwar für Dich allein, bis zu dem Tag, an dem Du stirbst und sie an Deine eigene Tochter übergibst, solltest Du eine haben, oder einen Sohn, den Du natürlich nicht ausschließen darfst. Aber für den Fall, dass es keine Kinder gibt, beauftrage ich Dich damit, die verbliebenen Anteile dem Frauenbund von Zürich zu vermachen, einer Organisation, die Deine Urgroßmutter mitbegründet hat.

Ich lasse den Brief sinken.

Willow nimmt ihn und liest den letzten Absatz vor.

Du bist mein Vermächtnis, das ich hinterlasse, meine süße, kluge Celia. Ich könnte nicht stolzer auf Dich sein, als ich es bin. Nicht nur auf Deine akademischen Leistungen, sondern auch auf den wunderschönen Menschen, zu dem Du geworden bist. Ich werde Dich nie aus den Augen verlieren, wenn das irgend möglich ist. Ich liebe Dich, wo immer ich auch hingehen werde.

Deine Dich liebende Mutter

Gilion H. Williams

Stille Tränen rinnen mir übers Gesicht.

Willow steht auf und reicht mir ein Taschentuch. Sie setzt sich neben mich und streicht mir in sanften Kreisen über den Rücken.

Ich putze mir die Nase, trockne meine Augen und schüttele immer wieder den Kopf.

Ich blättere erneut die Papiere durch und merke, dass ich eine Zeile von Marc Jacobsons Notiz übersehen habe. *Ich bitte dieses Versehen zu entschuldigen. Mein Vater ist verstorben, bevor die Akte vollständig war. Ihre Adresse ist niemals an die Schweizer Bank weitergeleitet worden, deswegen wurden alle Kontoauszüge zurückgesandt.*

Wir brauchen den ganzen Abend, um alles genau durchzusehen und herauszufinden, dass die flüssigen Mittel meiner Mutter nach ihrem Tod ungefähr zweihunderttausend Dollar betragen haben müssen. All dieses Geld ist in Aktien von Hagen Pharmaceuticals geflossen, das nach ihrem Tod, wie ich im Internet entdecke, in The Odin Health Institute (TOHI) umbenannt worden ist. Wir sind nicht in der Lage herauszufinden, was die Aktien zur Zeit ihres Todes wert gewesen sind, aber es ist leicht zu erraten, dass man mit zweihunderttausend Dollar eine Menge billiger Anteile kaufen kann. Jonathon ist wahrscheinlich auch darauf gekommen, als er vor Wochen die gleichen Kopien angefordert hat. Er wird gelacht haben über den Zufall, dass es sich ebenfalls um pharmazeutische Produkte handelt. Er wird es als Zeichen gedeutet haben. Dass es so hat sein sollen.

»Heilige Scheiße«, meint Willow, nachdem sie ein wenig auf ihrem Computer herumgetippt hat. »Diese Firma stellt lauter komische Sachen her.«

»Was zum Beispiel?«

»Zum Beispiel Waffen, mit denen man Pfefferspray verschießen kann.«

»Toll.«

»Und Creme gegen Akne.«

»Wird die separat verkauft?«

»Oh.« Willows Stimme wird plötzlich ganz ernst. »Mein Gott.« Sie liest weiter.

»Was ist denn?« Ich blättere immer noch in den Briefen auf dem Bett.

»Äh ... ich glaube, Sie sollten sich lieber hinsetzen«, sagt sie. Ich blicke auf. »Ich sitze doch.«

»Dann legen Sie sich besser hin.«

»Was?«

Willow setzt sich mit dem Laptop neben mich aufs Bett. »Hier steht, dass Hagen Pharmaceuticals, besser bekannt als TOHI, der erste Hersteller eines Wirkstoffs namens Sildenafil Citrate war. Sie haben es in den Neunzigern patentieren lassen, gleich nachdem ihre Mutter gestorben ist. Gleich nachdem sie all die Aktien gekauft hat.« Sie klappt den Laptop zu und drückt meinen Arm. »Sind Sie bereit?«

Ich nicke langsam.

»Heute ist dieses Medikament unter dem Namen *Viagra* bekannt.«

Ich reiße die Augen auf. Ich blinzele ... und blinzele erneut.

»Diese Aktien müssen ein Vermögen wert sein«, sagt Willow. »All die, die sich schon in dem Depot befanden, und dann noch die, die Ihre Mutter gekauft hat.«

Ich bin zu verblüfft, um einen Ton herauszubekommen. Die Briefe zittern in meiner Hand. War meine Mutter am Ende doch eine brillante Investorin gewesen?

»Ihr Mann weiß, dass diese Aktien ein Vermögen wert sind«, sagt Willow.

Es dauert einen Moment, bis ich es wirklich begreife. Alle möglichen Gedanken schießen mir durch den Kopf. Ich kann sie

kaum zu fassen bekommen. »Ich verstehe das nicht. Warum hat er mich mit nach Mexiko genommen?«

»Haben Sie nicht gesagt, als Sie das erste Mal Oliver angerufen haben, hätte er Ihnen gesagt, Ihr Mann sei in der Garage, um einen weiteren Koffer für eine Geschäftsreise zu holen?«

Ich nicke.

»Und als Sie dann am Nachmittag noch einmal angerufen haben, hat Oliver erzählt, Ihr Mann hätte ihm gesagt, Sie seien in der Schweiz und die beiden würden dort hinfliegen, um Sie zurück zu holen.«

Ich denke genau das Gleiche. »Genau.«

»Warum also sollte er das sagen?«, will Willow wissen. »Sie waren ja offensichtlich nicht in der Schweiz.«

»Ich weiß es nicht. Das ist der Teil, den ich ...«

Mein Hirn fühlt sich an, als habe es Feuer gefangen. Auf der Stirn bricht mir der Schweiß aus.

»Geht es Ihnen gut?«, erkundigt sich Willow.

Mein Herz rast. Mein Blick wird klarer. Ich springe vom Bett und packe mein Haar bei den Wurzeln.

»Was ist los?«

»Ich brauche einen Koffer, einen Rucksack, irgendwas.« Ich fege durchs Zimmer und sammle meine Sachen zusammen.
»Ich brauche was zum Anziehen. Warme Sachen.«

»Wieso?«

»Ich muss los.«

»Wohin?«

»Er musste mich irgendwie dorthin befördern. Und genau das hat er die ganze Zeit versucht. Durch meine Flucht habe ich alle seine Pläne über den Haufen geworfen. Das muss ich wieder

geradebiegen.«

Willow packt mich bei den Schultern. »Ich verstehe kein Wort.«

Ich reiße mich los und greife mir den Computer. Ich tippe so schnell, wie meine Finger mir gehorchen.

»Bitte sagen Sie mir, was Sie da tun.«

»Es ist, als könne er meine Gedanken lesen. Glauben Sie, er wusste, dass ich zu diesem Schluss komme? Ist es nur ein Zufall, dass ich mir die Kopien habe faxen lassen? Dass ich all das herausgefunden habe, so wie er es getan hat?«

»Zu welchem Schluss?«

»Ich glaube, Benicio ist auch in die Sache verwickelt. Er hat nie gehört, dass sie die Schweiz erwähnt haben. Es war eine Falle.«

»Moment mal! Wovon reden Sie?«

Ich bleibe mitten im Raum stehen und hole einmal tief Luft.
»Die Schweiz. Ich brauche den nächsten Flug dorthin. Wo ist der nächste internationale Flughafen außer Puerto Vallarta? Ich möchte nicht gesehen werden.«

»Guadalajara. Sind Sie sicher, dass Sie wissen, was Sie tun?« »Nein. Das kann ich erst sein, wenn ich dort bin.«

TEIL III

Ich zögere kurz, als ich nach dem Grund meines Aufenthalts gefragt werde. »Finanzdinge«, sage ich.

»Finanzdinge?« Die Zollbeamtin in ihrer frischen blauen Uniform mustert meinen Reisepass einen Moment länger. »Sie sind hier, um Bankgeschäfte zu erledigen«, sagt sie, halb fragend, halb korrigierend. Sie tippt etwas in ihre Tastatur.

»Ja. Bankgeschäfte.« Der Ausdruck gefällt mir. »Es geht um ein paar Bankgeschäfte.«

»Und warum haben Sie keinen Rückflug gebucht?«

Die Antwort auf diese Frage habe ich mit Willow auf dem Weg zum Flughafen eingeübt. »Ich muss mich hinterher noch um mehrere andere Geschäfte kümmern. Beim Abflug war ich mir noch nicht sicher, wohin ich als Erstes in den Vereinigten Staaten fliegen muss.«

»In welcher Branche arbeiten Sie?«

»In der Buchbranche.«

»Sie verkaufen Bücher?«

»Nein, nicht verkaufen. Ich redigiere sie. Ich Sorge dafür, dass sie in korrektem Englisch geschrieben sind.«

»Und Sie wissen noch nicht, in welchen Teil Ihres Landes Sie fliegen müssen, um die Bücher zu korrigieren?«

»Nein ... ich ... es ist so ...« Lieber Gott. »Manchmal habe ich Meetings in New York und mein Sohn ist zur Zeit nicht in der Stadt, deswegen ist es möglich, dass ich ihn zuerst abholen muss ...« Und so plappere ich gefühlt mehrere Minuten weiter, bis ich endlich den Mund halte und mir ein Lächeln ins Gesicht zwingen.

»Was haben Sie in Mexiko gemacht?«

»Urlaub.« Ich lächle immer noch.

»Einen Moment bitte.«

Sie verlässt ihren Schalter und geht zu einer Reihe kleiner Kabinen an der Wand. Bei den meisten sind die Jalousien vor den Fenstern heruntergelassen. Sie betritt einen der kleinen Räume und schließt die Tür hinter sich. Die Leute in der Schlange hinter mir stöhnen. Meine Nerven brennen unter meiner Haut wie winzige Wunderkerzen. Ich muss mich beherrschen, damit ich nicht mit dem Fuß auf den Boden tippe oder mit den Fingernägeln auf den Tresen. Ich stecke meine Hände in die Taschen von Willows kurzem Mantel, damit ich nicht spüre, wie sie zittern.

Die Tür der Kabine wird wieder geöffnet und ohne mir in die Augen zu sehen, kehrt die Zollbeamtin zurück an ihren Platz. Sie tippt etwas in den Computer, gibt mir schnell meinen Reisepass und winkt mich ohne ein weiteres Wort weiter.

Ich bin in der Schweiz.

Bitte seien Sie vorsichtig, hatte Willow mir zugeflüstert, während sie mich zum Abschied in Guadalajara umarmte. Ihre Worte klingen noch in meinen Ohren nach. Ich trage ihre Sachen und nehme ihren Geruch wahr, während ich durch die Zollkontrolle gehe. In ihrem kurzen Mantel, dem blauen Pullover, den weichen Lederschuh – ich habe darauf bestanden, ihr alles abzukaufen – habe ich nicht ganz so viel Angst. In dem Rucksack über meiner Schulter sind noch mehr warme Sachen von ihr. Ich musste versprechen, ihr alles persönlich zurückzubringen, bevor das Wetter in Victoria in British Columbia, wo Willow herkommt und im Herbst zwei Wochen verbringen möchte, wieder kühler wird.

Ich habe es ihr zugesagt.

Aber als ich in einem Land, das so weit entfernt und so vollkommen anders als Mexiko ist, in die Bahn steige, fühlen

sich diese Worte an, als wären sie vor Jahren von irgendjemand anders gesagt worden.

Die Türen des Zugs schließen sich und brennende Panik breitet sich in meiner Brust aus. Ich setze mich und atme tief durch. Es riecht alles so neu, nach Zigaretten und nach Kälte. Stimmengewirr umgibt mich. Schweizerdeutsch. Endlich eine Sprache, die ich einigermaßen verstehe. Man unterhält sich gern über das Wetter und darüber, wer gerade mit wem von wo aus dem Urlaub gekommen ist. Ich schnuppere an Willows Jacke und spüre etwas, das dem Gefühl von Glück sehr nahe kommt.

Das Abfahrtsignal lässt mich zusammenzucken. Es gibt kein Zurück. Ich bin auf dem Weg sowohl in meine Vergangenheit als auch in meine Zukunft. Der Zug schießt aus dem Tunnel, in der Ferne sehe ich Häuser, die zur Hälfte mit Holz verkleidet sind, Kirchturmspitzen, Hügel in zehn verschiedenen Grüntönen. Im Hintergrund gleiten die Schweizer Alpen vorbei, zerklüftet und weiß, uralte Vorfahren bewachen die Hügel. Die Häuser, das Land, die Berge sehen seit Jahrhunderten so aus. Annaliese und Sonja hatten genau dasselbe Bild gesehen.

Noch einmal lese ich ihre beiden Briefe. Ich vertiefe mich in den Stadtplan und lese die Briefe erneut. Als der Zug den Hauptbahnhof erreicht, haben sich ihre Worte und Geschichten in mir zu einem festen Strang verwoben, wie meine eigene DNS. Ich habe einen Ort erreicht, an dem ich noch niemals war, der mir aber so vertraut vorkommt wie meine Heimat.

Die Zugtüren gleiten auf. Ich vibriere vor Energie, die von so vielen Quellen gespeist scheint, während ich durch die Straßen von Zürich laufe. Eine Tafel mit digitalen Zahlen in einem Schaufenster einer Filiale der USB zeigt fünfzehn Grad Celsius. Immer wieder taucht die Sonne zwischen den Wolken auf.

Mein Bein ist ganz steif, weil ich so viele Stunden gesessen habe, und es schmerzt, als ich die Bahnstabsbrücke über die Limmat zur Ostseite überquere. Ich schlendere am Ufer entlang. Alle paar Minuten rumpelt die Straßenbahn vorbei. Laut meinem Stadtplan muss sich auf der anderen Seite des Flusses der Finanzdistrikt befinden. Ich frage mich, ob Annaliese und Sonja auf dieser Seite des Flusses gelebt haben oder auf der anderen. Ich stelle mir vor, wie Annaliese dort steht, wo ich jetzt stehe, und ihren Blick über die gleichen mittelalterlichen Straßen wandern lässt und ihr Blick sich in den verspielten Bögen, Fensterläden, Stützpfeilern, dem grünen Kupferdach der Kirche verliert. Aber Annaliese war angespuckt worden. Annaliese war vergewaltigt worden. Diese wunderschönen mittelalterlichen Straßen haben für sie vielleicht etwas ganz anderes bedeutet. Und was für eine fürchterliche Tragödie, wenn etwas so Schönes für etwas derart Abscheuliches steht.

Ich sehe mich um, noch müde von der Zeitverschiebung, und bin mir eigentlich nur halb bewusst, dass ich nach der Metzgerei suche, die Annaliese in ihrem Brief erwähnt hat.

Fahrräder stehen am Straßenrand. Die Bäume zeigen die ersten Zeichen des Frühlings, aber auf den Bürgersteigen breiten sich schon die Straßencafés aus. Sie sind voller Menschen mit bunten Schals. Jeder von ihnen wirkt auf mich sehr professionell, als ob er das, was er tut, egal, was es ist, sehr gut macht. Einige halten Zigaretten in der Hand, die meisten einen Kaffee, während sie mit der anderen gestikulieren. Leute drängen sich an den Schaufenstern entlang, und mir fällt auf, dass keiner eins der Geschäfte betritt. Ein Schild in einer Boutique erklärt warum. Es ist Feiertag. Alle Läden außer Restaurants und Cafés sind geschlossen. Das gilt auch für die Banken.

Das unebene Kopfsteinpflaster bringt mich aus dem Gleichgewicht. Ein Muskel auf einer Seite ist überanstrengt. Ich gehe zurück zur Promenade, die am Fluss entlangführt, bis ich auf ein Internetcafé stoße.

Weiß, spartanisch, mit Edelstahl und etwas Holz. Das Café sieht genauso aus wie eins zu Hause im Pearl District von Portland. Zuerst maile ich Oliver, denn ich weiß, dass er sofort ans Telefon gehen wird. Ich fasse mich kurz. Er hat genug um die Ohren, nachdem er gerade bei Leuten eingetroffen ist, die ihm vollkommen fremd sind. Ich entschuldige mich dafür, dass ich nicht dort bin. Schreibe ihm, dass ich mich verspäte, aber in Sicherheit bin. Hat er von seinem Vater gehört? Ich schicke ihm all meine Liebe.

Fünf Minuten später ...

Bin vor zwei Stunden angekommen. Seth scheint ziemlich cool zu sein. Seine Frau Julia hat mir draußen auf dem Grill einen Hamburger gemacht. Wusstest du, dass Seth sich in seinem Haus ein Musikzimmer eingerichtet hat? Mit Schlagzeug und allem. Wir wollen gerade anfangen zu spielen. Es gibt sogar ein paar Bands, die wir beide mögen. Er lässt dich gr üßen. Wann kommst du? Dad ruft NONSTOP an und schreibt SMS. Er sagt, er habe die Polizei gerufen.

Ich kann das fremdartige Gefühl nicht abschütteln, dass Oliver bei Seth in Minneapolis ist. Wenn mir jemand erzählt hätte, das sei zumindest eine denkbare Möglichkeit, hätte ich ihn für verrückt erklärt.

Er blufft nur, schreibe ich zurück. Unter keinen Umständen wird er die Polizei rufen. Ignoriere ihn einfach. Ich komme, so schnell ich kann. Nur noch ein paar Tage. Es tut mir leid. Sag bitte auch Seth, dass es mir leid tut. Und, Oliver, ich danke dir,

dass du mir vertraust. Ich liebe dich mehr, als du jemals ahnen wirst.

Eine Minute später kommt: *Ich liebe dich auch, Mom.*

Ich sitze einen Moment einfach nur da und genieße es wie ein warmes Bad, lasse mich davon einhüllen, mich stärken. Was immer von nun an auch passiert, es wird mich schützen wie eine Rüstung im Kampf.

Ich schicke Willow eine E-Mail und lasse sie wissen, dass in Zürich heute Feiertag ist und ich vor morgen nichts werde herausfinden können. Ich frage, ob es bei ihr irgendetwas Neues gibt.

Minuten später ...

Ich bin so froh zu hören, dass Sie heil angekommen sind! Sie werden es nicht glauben. Ich habe Neuigkeiten über Ihren schönen Mann. Benicio. Große Neuigkeiten. Er ist vor einer Stunde aufgetaucht. Im Moment schläft er in Ihrem alten Zimmer! Sie haben nicht übertrieben, als Sie gesagt haben, dass er gut aussieht. Mein Gott, selbst mit all den Verletzungen kann man das erkennen. Jedenfalls dachte ich, er fällt in Ohnmacht, als ich ihm gesagt habe, wo Sie hingeflogen sind. Im Ernst. Er saß da, mit dem Kopf zwischen den Knien, und brauchte erst mal ein Glas Wasser. Er war erschöpft, aber trotzdem nicht im Entferntesten in einem so schlechten Zustand wie Sie, als Sie hier herein gekrochen sind. Aber er war völlig am Boden zerstört. Man konnte es in seinen Augen sehen. Ich musste fast weinen, als ich sah, wie ihm dämmerte, dass er Sie nur um ein paar Stunden verpasst hat.

Das wäre so weit alles. BITTE halten Sie mich über ALLES auf dem Laufenden. Ich weiß, wir kennen uns erst kurz, aber

ich schwöre, ich habe das Gefühl, als würde ich Sie schon mein ganzes Leben kennen. Ziemlich abgedroschen, ich weiß. Aber wahr.

Liebe Grüße
Willow

Ich würge den walnussgroßen Kloß in meiner Kehle herunter und wische mir die Tränen aus den Augenwinkeln, bevor es noch irgendjemand sieht. Ich tupfe meine laufende Nase mit meinem Ärmel ab. Müdigkeit, Verwirrung, aber auch Erleichterung überfallen mich mit so einer Macht, dass ich glaube, ich werde meine Augen tagelang nicht mehr öffnen, wenn ich sie jetzt schließe. Ich bin mir sicher, dass Benicio mich angelogen hat. War die tiefe Bestürzung, die Willow beobachtet hat, nur ein weiterer seiner Auftritte?

Ich trete hinaus auf die belebte Straße, rieche frisch gebackenes Brot und heißen Kaffee, feuchtes Pflaster und leichten Zigarettenrauch. Es ist angenehm. Fremdartig. Einladend. Irgendwo wartet eine zur Hälfte mit Holz verkleidete Pension mit einem frischen weißen Federbett auf mich. Eine alte Frau wird mir zum Frühstück ein Ei kochen und frische Brötchen mit Marmelade servieren. *Herzlich willkommen*, wird sie sagen. Sie wird mir alles über die Geschichte des Hauses erzählen, die Generationen zurückreicht, über die Leute, die dort gelebt haben.

Ein Mann in der Touristeninformation am Hauptbahnhof bucht mir ein Zimmer in einer Pension in der Nähe von Hagen Pharmaceuticals oder besser TOHL. Er zeigt mir den richtigen Zug, lächelt, als sich die Türen schließen, und winkt mir nach, als ich davonfahre. Ich bin so erschöpft, so kurz vor dem Delirium, dass ich, kurz bevor ich in den Zug steige, mich noch einmal umdrehe und auf Deutsch sage: »Wissen Sie, wer ich bin? Die Urenkelin von Annaliese Hagen.«

Ich kämpfe dagegen an, dass mich der Zug in den Schlaf schaukelt. Ich stelle mir Benicio in dem Bett vor, das ich erst vor wenigen Stunden verlassen habe. Blut rauscht mir durch Kopf und Brust und hält mich wach. Je länger ich ihn mir vorstelle, wie er ausgestreckt auf dem Laken liegt, sein Kopf auf meinem Kissen, seine Hand, die durch mein Haar fährt, desto stärker wird das Ziehen, das ich zwischen meinen Beinen verspüre.

Ich hatte nicht erwartet, dass es sich so anfühlen würde.

Wie anfühlen?

Ich glaube, das weißt du genau.

Ein Mann in einer blauen Uniform schreckt mich auf, weil er mir eine Lochzange unter die Nase hält.

Das Zugticket. Natürlich. Ich fühle in der Tasche des Mantels nach dem Ticket. Er stanzt ein Loch hinein und geht weiter.

Ich verdränge Benicio aus meinen Gedanken, während die sauberen, schmucken, wie gemalten Straßen, Grünflächen und Hügel und dann das klare blaue Wasser des Zürichsees vorbeiziehen.

Die kühle, reine Luft ist genau das, was ich brauche, als ich aus dem Zug steige. Die Pension befindet sich nur einen Kilometer von der Station entfernt. Ich klappe den Kragen des

Mantels hoch und gehe los, eigentlich humple ich eher, am Fluss entlang, komme vorbei an ruhigen Bauernhöfen, Schafen, Weinstöcken und großen grünen Feldern, bis ich das Haus auf einem kleinen Hügel entdecke, dessen Hänge auf allen Seiten bepflanzt sind. Ein Weg führt zwischen den Feldern hindurch zur Vorderseite, ein weiterer auf der Rückseite davon. Das Haus ist aus weißem Stein mit einem Dutzend Fenster in doppelter Reihe an der Seite. Jedes einzelne besitzt rote Fensterläden. Aus einem Schornstein kräuselt sich eine Rauchfahne. In der Ferne erkenne ich die schneebedeckten Gipfel der Alpen. Irgendwie sieht alles aus wie im Märchen.

* * *

Ich schlafe wie ein Stein. Am nächsten Morgen finde ich in dem kleinen Speiseraum zu meiner großen Freude und genau, wie ich es erhofft hatte, die gekochten Eier, die Brötchen mit Orangenmarmelade und den frischen Kaffee vor. Der Tisch ist für eine Person gedeckt. Offensichtlich bin ich der einzige Gast.

»Guten Morgen!«, ertönt eine Stimme aus der Küche. Es ist nicht Frau Freymann, die Frau, die mich am Abend zuvor in Empfang genommen hat, sondern ein Mann, ein großer Mann mit frisch rasiertem Gesicht, weißem kurzem Haar und blassblauen Augen. Er spricht Hochdeutsch, damit ich ihn leichter verstehen kann, und er stellt sich als Frau Freymanns Bruder vor. Die Ähnlichkeit ist verblüffend.

»Zwillinge«, sagt er, als ich ihn anstarre.

Ich nicke. Es ist deutlich, dass er diesen Blick schon Tausende von Malen beantwortet hat.

»Bitte«, sagt er und deutet auf den Stuhl am gedeckten Tisch.

Ich setze mich und zu meiner Überraschung nimmt Herr Freymann mir gegenüber Platz. Wir beginnen das erste wirkliche Gespräch, das ich seit fast zwanzig Jahren auf

Deutsch geführt habe. Meine Sätze kommen mir nur schwer über die Lippen, aber ich verstehe das meiste von dem, was er über den Hof und den See erzählt, und wenn nicht, bitte ich ihn, es zu wiederholen. Er scheint zu mögen, dass es mir nicht unangenehm ist zu fragen. Er sagt mir, dass ich Mut habe. *Sie haben ja keine Ahnung*, möchte ich am liebsten erwidern. »Danke«, sage ich stattdessen.

Schließlich erkundige ich mich nach Hagen Pharmaceuticals.

Er scheint verwirrt. Jeder kennt die Firma, sagt er. Alle bezeichnen sie noch so, obwohl sie inzwischen schon zweimal den Namen gewechselt hat.

Er deutet die Straße hinauf. »Fünf Kilometer«, sagt er. Es ist nicht weit. Er schlägt mir vor, eins der Fahrräder zu nehmen, die sie für Gäste bereithalten.

Dann kommt die Frage. »Warum?« Warum will ich dorthin?

In diesem Moment kommt Frau Freymann durch die Küche und setzt sich ihrem Bruder gegenüber. Sie hat die Frage gehört und möchte die Antwort ebenfalls erfahren.

Mein Blick gleitet zwischen den beiden hin und her, die männliche Version verschmilzt mit der weiblichen und umgekehrt. Es ist verwirrend. Ich versuche, eine schlüssige Geschichte zu erzählen. Es auf Englisch zu tun, wäre schon schwierig genug, ganz zu schweigen von Deutsch.

»Ich bin eine Hagen«, erkläre ich.

So, wie sie mich mit erhobenen Augenbrauen ansehen, verstehen sie entweder nicht, was ich meine, oder sie glauben mir nicht oder sie verstehen mich vollständig und glauben mir, haben aber Sorge, mir etwas Bestimmtes zu erzählen.

Es ist das Letztere. Sie fragen mich, ob ich das »Hagen-Haus« kennen würde.

Ich schüttle den Kopf.

Es ist ein Museum. Das Haus, in dem Annaliese und Walter gelebt haben, ist jetzt ein Museum, das von den Enkeln von Annalieses Brüdern und Schwestern eingerichtet worden ist. Sie sind die einzigen, die noch übrig sind. Noch am nächsten verwandt mit Annaliese. Zumindest dachten sie das.

Mir liegen so viele Fragen auf der Zunge. Wo leben sie? Wie lautet ihr Familienname?

»Seifert«, antwortet Frau Freymann. Annalieses Mädchenname. Ihre Brüder hatten viele Kinder, die selbst wiederum viele Nachkommen hatten. Es gibt sie überall. Und sie sind auch Nachbarn.

Ich möchte hinauslaufen und an Türen klopfen, mich vorstellen und Ähnlichkeiten zwischen ihren und meinem Gesicht feststellen. Aber die Banken haben bereits geöffnet und ich muss den Zug zurück in die Stadt erwischen. Der Zeitunterschied zwischen der Schweiz und der Westküste der USA ist neun Stunden. Kein großes Zeitfenster, mit dem ich arbeiten kann.

Ich stehe auf und schüttele Herrn und Frau Freymann die Hand. Die Zwillinge riechen sogar gleich. Hirschseife und gestärkte Hemden, eine Spur Blumenerde. Ihre Gesichter sind gerötet, ihr Grinsen breit und entspannt und es enthüllt einen kleinen Unterschied zwischen den beiden. Herrn Freymann fehlt an einem Schneidezahn eine kleine Ecke.

Die beiden lachen und klopfen mir auf den Rücken und scheinen fast so erfreut über diese Neuigkeiten, wie ich es bin.

Noch im Zug spüre ich ihre Fröhlichkeit und Unbeschwertheit.

Es sind zwei E-Mails von Willow gekommen. Die erste ...

Wo wohnen Sie? Bitte mailen Sie mir die Adresse.

Liebe Grüße

Willow

Schnell tippe ich die Adresse der Pension Freymann ein. Falls mir etwas passieren sollte, muss jemand wissen, wo ich bin oder zumindest, wo ich gewesen bin.

Ein seltsames Gefühl überkommt mich. Irgendwie weiß ich, dass die zweite E-Mail nicht von Willow ist, noch bevor ich sie öffne. Sie ist gestern Abend von Willows Adresse geschickt worden, nicht lange, nachdem ich mich abgemeldet hatte.

Celia,

ich kann überhaupt nicht in Worte fassen, wie diese Tage für mich gewesen sind, als ich nicht wusste, ob du tot bist oder am Leben, als ich nicht wusste, ob ich dich jemals wiedersehen würde. Es vergeht keine Sekunde, in der ich dich nicht schmerzlich vermisse. Und es hört auch nicht auf. Es hört niemals auf. Ich ertrage es kaum, in diesem Zimmer zu sein und zu wissen, dass du hier gewesen bist. Zu wissen, dass dein Körper hier war, wo ich jetzt bin, bringt eine ganz neue Qual mit sich.

Aber du lebst! Dieses Wissen reicht, um es zu ertragen. Willow hat mir einiges von dem erzählt, was passiert ist, aber sie scheint die wichtigsten Dinge für sich zu behalten. Das ist okay. Sie will dich schützen. Dagegen lässt sich nichts sagen.

Ich muss dir so viel erzählen. Dinge, die ich schon vorher

hätte sagen sollen. Bei denen ich nicht ganz ehrlich war. Wisse nur Folgendes: Wenn es möglich ist, sich in der Sekunde in jemanden zu verlieben, in der man ihn sieht, dann ist mir genau das passiert. Und zwar heftiger, als ich es jemals für möglich gehalten hätte. Wenn du mir nicht glaubst, sieh einfach in mein zerschundenes Gesicht.

B

Mein Herz und mein Verstand zerspringen in Millionen winzige Stücke. Ich fahre den Computer herunter und gehe hinaus auf den Bürgersteig. *Dinge, bei denen er nicht vollkommen ehrlich gewesen ist.*

Ich achte nicht darauf, wohin ich gehe, und pralle mit einem jungen Mädchen zusammen.

»Entschuldigung«, sage ich.

»Macht nichts«, erwidert sie und geht weiter. Macht nichts. Er hat mich angelogen. Macht nichts. Ich stoße gegen die Steine der unebenen Straße. Es ... macht ... durchaus ... etwas.

Es gibt zu viele Dinge, um die ich mich kümmern muss, um jetzt weiter darüber nachzudenken. Ich vergrabe Benicio tief in meinem Hinterkopf und schwöre, ihn dort zu belassen, solange ich kann. Ich muss stark sein. Ich denke an Sonja, wie sie im Gerichtssaal geweint hat, als sie um ihren Besitz gekämpft hat. *Ich habe dadurch schwach gewirkt*, schreibt sie in ihrem Brief, ich werde nicht schwach wirken.

Ich kaufe einen Schal. Blauer Salbei, extra lang und überraschend günstig für so eine weiche Wolle. Ich wickle ihn mir zweimal um den Hals. Nun sehe ich aus wie eine Schweizerin und gehe weiter über die Münsterbrücke, von wo ich auf der Suche nach der Schweizer Bank in die mittelalterlichen Straßen eintauche.

Der Kirchturm des Fraumünsters ragt über mir auf. Die goldenen Zeiger stehen auf kurz nach zehn. Einen Moment bleibe ich stehen, verzaubert von den farbigen Glasfenstern der Kirche, das Blau so ergreifend, es fühlt sich wie ein Lebewesen an, das mein Gesicht wärmt.

Die Straßen sind schmal und die Sonne kann sie nicht immer erreichen. Menschen kommen und gehen in alle Richtungen. Niemand scheint Notiz von mir zu nehmen. Und doch kann ich das Gefühl nicht abschütteln, dass ich beobachtet werde.

Ich betrete einen kleinen Laden, von dem Herr Freymann mir erzählt hat. Ich stopfe, was ich gekauft habe, in meinen Rucksack und gehe weiter.

Große Doppeltüren aus altem geschnitztem Holz bilden den Eingang zur Bank. Es ist, als würde man die Halle eines alten Schlosses betreten, die Decke mehrere Stockwerke über mir, polierter Marmor quietscht unter meinen Schuhen. Die Akustik ist so gut, dass jeder zu flüstern scheint.

Ich stehe auf demselben Marmorboden, auf dem auch Annaliese und Sonja vor mir gestanden haben, umgeben von denselben graublauen Mauern aus Stein. Ich stelle mir vor, wie Annaliese verträumt durch die schmalen, hohen Fenster gestarrt und sich neue Rezepturen ausgedacht hat, während sie auf ihr Geld wartete.

Je länger ich dort stehe, desto mehr komme ich mir vor wie in einer protestantischen Kirche. Einfach und doch opulent, schön und von elegischer Anmut.

Bei genauerem Hinsehen entdecke ich Risse in all dieser Herrlichkeit. Die abgenutzte Kante einer Mauer, eine Steckdose, die locker sitzt, kleine Sprünge im Marmorboden zu meinen Füßen, wo die Platten aneinander stoßen.

Ein junger Mann in einem gut geschnittenen blauen Anzug

kommt auf mich zu und fragt, ob er mir helfen könne. Er führt mich zu seinem Schreibtisch in der offenen Halle.

Der Stuhl duftet nach edlem Leder, seine Rückenlehne ist dick und hart und ich komme mir viel zu klein darauf vor. Der Mann – hatte er mir seinen Namen genannt? – wirkt gepflegt und riecht, als habe man ihn in Rasierwasser getaucht. Sein Schreibtisch aus Mahagoni ist offensichtlich handgemacht, eine gute Arbeit. Eine Antiquität.

Er schreibt alle notwendigen Informationen aus meinem Reisepass ab. Dann geht er die Unterlagen meiner Mutter durch und tippt etwas in seinen Computer. Plötzlich verändert sich sein Verhalten. Seine Schultern scheinen sich zu heben. Er starrt, da bin ich mir sicher, noch intensiver auf seinen Bildschirm.

»Haben Sie das Konto gefunden?«, erkundige ich mich auf Deutsch.

»Einen Moment bitte«, erwidert er. Das Lächeln von vorhin ist einem rein geschäftlichen Gesichtsausdruck gewichen.

Und dann kehrt das Lächeln plötzlich wieder zurück, während er aufsteht und mich bittet zu warten, nur einen Moment. Er will sofort zurück sein.

Mein Herz beginnt zu rasen. Hat Jonathon irgendetwas gemacht? Fehlt in dem Bild noch irgendein Puzzlestück, das mir bisher entgangen ist? Oder durchlebe ich einfach noch einmal Annalieses Albtraum? Werden sie mich warten lassen, nur um sich einen Spaß daraus zu machen? Ich drücke meinen Rucksack gegen die Brust, starre durch die hohen schmalen Fenster und warte.

In dieser schwer lastenden Stille breitet sich mein Jetlag wie dickes, zähflüssiges Gel in meinem Hirn aus und meine erschöpften Augen fangen an zu brennen.

Nach gefühlten zehn Minuten kehrt der Mann mit einer elegant

aussehenden Frau zurück, die einen cremefarbenen Hosenanzug über einer blauen Seidenbluse trägt. Sie ist dezent geschminkt. Ihr blondes Haar ist säuberlich im Nacken zusammengesteckt. Sie streckt mir die Hand entgegen.

»Bitte verzeihen Sie, dass Sie warten mussten.« Sie spricht Englisch. »Mein Name ist Erika Zubriggen. Es freut mich sehr, Sie kennenzulernen, Mrs. Donnelly.«

»Celia. Bitte. Sie können mich Celia nennen.«

»Würden Sie mich bitte begleiten?«, bittet Erika.

»Gibt es ein Problem?« Mein übermüdetes Hirn versucht zu durchschauen, was hier gerade passiert. Ich merke, dass ich die Fäuste geballt habe. Ich werde mich nicht unterkriegen lassen.

»Keineswegs«, sagt Erika. »Sie sind nur zur falschen Bank gekommen. Nun ja, nicht wirklich zur falschen Bank. Ich meine ... Was ist das richtige Wort? Niederlassung. Ja, ich glaube das ist es, Sie sind bei der falschen Niederlassung der Bank.«

Bilde ich mir das alles nur ein oder benimmt sich die Frau genauso komisch wie der Mann? Der Mann. Wo ist der Mann? Er ist irgendwohin verschwunden. Ich senke den Blick. Die Papiere und mein Reisepass liegen immer noch auf seinem Schreibtisch. Ich greife nach ihnen und drücke sie gegen meine Brust.

»Ich verstehe nicht ganz«, sage ich und schiebe alles in meinen Rucksack.

»Bitte. Kommen Sie. Ich zeige es Ihnen.«

Wir gehen durch die riesigen Türen hinaus, ich bin sicher, dass eine Schweizer Version des FBI dort bereits mit Handschellen auf mich wartet. Meine Knie werden weich. Der Schorf auf meinem Bein beginnt zu brennen.

Erika führt mich den Bürgersteig hinunter und um eine Ecke. Sie sagt irgendetwas über den gestrigen Feiertag, den Sonnenschein und einen Ort ganz in der Nähe, wo es ein türkisches Bad gibt, nur für Frauen, fügt sie hinzu. Na herrlich.

Ich lasse meinen Blick über die Autos schweifen und suche den Wagen, in den sie mich gleich stoßen werden. Aber da ist nichts und es benimmt sich auch niemand verdächtig.

Vor einer glänzenden Glastür bleiben wir stehen. Ein mittelalterliches Gebäude aus grauem Stein. Es ist renoviert worden, gerade erst kürzlich, wie man an den geraden, hohen, modernen Fenstern sieht, den weißen stromlinienförmigen Lüstern und geschwungenen Jugendstilmöbeln, die ich durch die Tür erkennen kann. Nichts sieht nach einer Bank aus. Es wirkt eher wie eine Mischung aus Tiffany's und einem Haus von Le Corbusier.

»Wo sind wir?«, frage ich.

Erika streicht mit ihrer Karte über eine Platte neben der Tür.
»Bei der Bank. Ihrer Bank. Hier wird Ihr Konto geführt.«

»Ist das immer noch die Schweizer Bank?«

»Ja. Wir haben sie nur aufgeteilt. Auf diese Weise trennen wir unsere normalen Privatkunden von den Premiumkunden.«

»Premiumkunden?«

»Die Kunden mit höheren Einlagen.«

Ich frage nicht nach.

Die Tür öffnet sich mit einem befriedigenden Klicken.

Ich habe noch nie ein Haus betreten, das auch nur eine annähernde Ähnlichkeit mit diesen hatte. Man fühlt sich in das märchenhafte Anwesen eines Filmregisseurs versetzt, wie man es manchmal in Zeitschriften sieht. Von jemandem, der eine europäische Künstlerin geheiratet hat, beide sind berühmt,

beide exzentrisch. Schwarze Sofas mit Überwürfen aus Schafsfell rechts und links von einem schwarzen, überdimensionierten Kamin, der offensichtlich häufig benutzt wird. Der Boden besteht aus sorgfältig poliertem Parkett, das einen geradezu zwingt, den ganzen Raum in sich aufzunehmen.

Erika führt mich hinein. Ein junger Mann kommt auf uns zu, der sich wie ein Kellner benimmt. Er scheint uns zu erwarten. Er bietet mir Champagner, Wein oder Espresso an. Selbstverständlich auch Tee, wenn ich es wünsche.

Gütiger Himmel. Nein. Ich möchte überhaupt nichts. Was ich in diesem Moment wirklich einfach nur möchte, ist mich hinsetzen.

Erika scheint meine Gedanken zu lesen. Sie dirigiert mich zu einem schwarzen Ledersessel hinter einem kleinen Vorleger aus Rindsleder. Ich lasse mich in das weiche Polster sinken. Es fühlt sich an wie eine zweite Haut. Erika setzt sich mir gegenüber. Zwischen uns steht ein Kaffeetisch von Charles Eames.

»Annaliese Hagen war meine Urgroßmutter«, platze ich heraus. Inzwischen fühlt sich mein Kopf an, als würde er nicht mehr richtig auf meinen Hals passen. Ich hätte wahrscheinlich einfach weitergeplappert, wenn sich nicht bei der Erwähnung des Namens meiner Urgroßmutter die ganze Atmosphäre spürbar verändert hätte. Er scheint zwischen uns in der Luft zu hängen.

»Ja. Ich weiß«, sagt Erika. »Ich habe es in den Unterlagen gesehen. Außerdem habe ich gesehen, dass wir seit Jahren versuchen, Sie zu erreichen. Alle Kontoauszüge sind an die Bank zurückgeschickt worden. Bis neulich unser Rechercheteam angefangen hat, etwas tiefer zu graben, und Ihren neuen Namen und Ihre Adresse herausgefunden hat.«

»Sie meinen, Sie haben in letzter Zeit alles zu mir nach Hause

geschickt?«

Erika nickt.

So hatte Jonathon es also herausgefunden.

»Mir war gar nicht wirklich bewusst, dass ich dieses Konto besitze«, sage ich. »Offensichtlich ist der Anwalt verstorben, bevor er alle Veränderungen im Testament vornehmen konnte.«

»Ich verstehe. In jedem Fall müssen Sie sehr stolz sein, dass Annaliese Hagen ihre Urgroßmutter war.«

»Ich denke, das bin ich auch. Ist Ihnen ihre Geschichte vertraut?«

Erika blickt mich an, als sei mir plötzlich ein zweiter Kopf gewachsen. »Selbstverständlich. Sie war eine der ersten, die für uns den Weg freigekämpft hat. Für uns Frauen. Sehen Sie mich an.«

»Was ist Ihr Job hier?«, erkundige ich mich.

»Ich bin Leiterin dieser Bank.«

»Oh.« Ich muss mir eingestehen, dass ich darauf nicht gekommen wäre. Beinah platze ich damit heraus, dass ich selbst mit einem Bankdirektor verheiratet bin, aber ich halte aus mehr Gründen, als ich aufzählen könnte, den Mund. »Das ist ja wunderbar. Ich gratuliere.« Ich werfe einen Blick zur Wanduhr. Es ist kurz nach elf. »Entschuldigen Sie. Könnte ich jetzt vielleicht einen Blick in mein Konto werfen?«

»Selbstverständlich.«

Erika hebt die Hand und der Mann, der wie ein Kellner wirkt, durchquert den Raum und tritt an ihre Seite. Sie flüstert ihm etwas zu. Er nickt und ist schon wieder verschwunden.

»Jan ist einer meiner Assistenten«, sagt Erika. »Er wird die Akte sofort bringen.«

»Vielen Dank.«

»Kein Problem. Und was führt Sie nach Zürich?«

Wo soll ich nur anfangen, diese Frage zu beantworten? Ich entscheide mich für die einfachste Antwort, die mir einfällt.

»Meine Urgroßmutter. Ich habe gerade erst von ihr erfahren.«

»Tatsächlich?«

»Meine Mutter ist vor Jahren gestorben. Ich habe nie viel über meine Familie gewusst.«

Erika lehnt sich in ihrem Sessel zurück und schüttelt den Kopf, als würde sie die ganze Geschichte äußerst verwirrend finden. Wie kann eine Familie nichts über ein so wichtiges Mitglied wissen? »Sie sehen ihr sehr ähnlich«, sagt Erika.

»Annaliese?«

»Ja. Umwerfend ähnlich. Haben Sie noch nie ein Foto von ihr gesehen?

»Nein.«

Erika hebt die Augenbrauen. Ich kann geradezu hören, wie sie denkt: *Amerikaner sind schon ein seltsamer Haufen.* »Ich bin sicher, Sie wollen auch das Hagen-Haus besuchen. Dort gibt es Bilder von ihr.«

»Sobald ich Zeit habe. Ich wohne in der Pension Freymann, die liegt nicht mal besonders weit von dort.«

»Ah. Die Zwillinge.«

»Sie kennen sie?«

»Natürlich. Die Schweiz ist ein kleines Land. Und Zürich ist eine noch kleinere Stadt.«

»Also jetzt haben Sie mich wirklich neugierig gemacht. Ich freue mich schon auf die Fotos.«

»Sie werden sehen. Die Ähnlichkeit ist verblüffend. Aber jetzt wollen wir Sie nicht länger warten lassen.«

Erika dreht sich um und Jan kommt mit einer Aktenmappe auf sie zu. Sie nimmt sie entgegen, bedankt sich bei ihm und er geht mit exakt bemessenen Schritten davon.

Sie reicht mir die Akte. Ihre goldgeprägte Karte ist an den Deckel geheftet.

»Ich habe eine Frage«, sage ich.

»Gern.«

»Wie ist die Gesetzeslage hier in der Schweiz, wenn in einem Testament festgelegt ist, dass ein Ehepartner nichts von dem vererbten Vermögen erhält, hat er dann trotzdem eine Möglichkeit, daranzukommen?«

Erika sieht mir in die Augen. »Ich verstehe nicht genau, was Sie meinen.«

»Ich meine, kann ein Mann das Erbe einer Frau an sich bringen, selbst wenn im Testament ausdrücklich steht, dass es ihm nicht zusteht?«

»Ich verstehe. Ich bin natürlich keine Anwältin, aber ich weiß, dass manche Erbschaftsangelegenheiten sehr kompliziert sein können. Ich habe Fälle erlebt, in denen ein Familienangehöriger vor Gericht beweisen konnte, dass die Person, die ein solches Testament aufgesetzt hat, zu dem Zeitpunkt nicht bei klarem Verstand war und das Testament deswegen für ungültig erklärt worden ist.«

»Ist das die einzige Möglichkeit?«, frage ich. »Zu behaupten, dass jemand nicht bei Sinnen ist?«

»Das ist keine leichte Aufgabe. Es muss eine genaue Untersuchung und Dokumentation stattfinden, damit so etwas in Erwägung gezogen wird. Aber ich bin sicher, es gibt Schlupflöcher. Die gibt es immer.«

»Ja.«

»Machen Sie sich Sorgen um Ihr Vermögen, Mrs. Donnelly?«

»Celia.«

»Entschuldigen Sie. Celia.«

»Ja. Ja, das tue ich.«

»Wir haben hier viele Fachleute unter unserem Personal, die Ihnen gerne behilflich sein werden. Und falls Sie rechtlichen Beistand brauchen, können wir das ebenfalls für Sie arrangieren.«

»Kann ich ein Testament schreiben? Ich meine, genau wie dieses hier, und es notariell beglaubigen lassen?«

»Ich versichere Ihnen, wir können Ihnen in jeder nur denkbaren Weise behilflich sein. Möchten Sie vielleicht einen eigenen Raum nutzen, um die Akte durchzugehen?«, erkundigt sich Erika.

»Einen eigenen Raum?«

»Ja. Selbstverständlich.«

»Nein, ich denke, das wird nicht nötig sein«, sage ich. Einen eigenen Raum? Was glauben die denn, werde ich tun, was ich nicht auch hier tun kann?

Erika entschuldigt sich und ich schlage die Akte auf. Es vergeht keine Minute, bevor ich bereue, einen eigenen Raum abgelehnt zu haben. Denn hätte ich mich irgendwohin zurückgezogen, hätten all diese noblen Leute in der elegantesten Bank der Welt mich nicht schreien hören. Sie hätten mich nicht aufspringen und dann ohnmächtig zu Boden stürzen sehen, als mein Mann durch die Tür hereingeführt wurde.

Dreißig Millionen Dollar allein an Dividenden.

Ich bin vielleicht in der Lage zu verstehen, wie viel ein paar Millionen sind. Das erscheint mir nicht so abwegig, wenn ich daran denke, was ein Haus in meiner Gegend durchschnittlich kostet. Oder das College für die Kinder und Enkel. Aber dreißig Millionen? Irgendwie erfasse ich die Zahl nicht richtig. Nicht mal, nachdem ich wieder völlig bei Bewusstsein bin. Nicht mal, nachdem ich Erleichterung vorspiele, dass mein Mann da ist, um mir zu helfen. Nicht einmal, nachdem ich an seinem Arm durch die Tür hinausgehe, während er mich stützt und mich trotzdem eisern festhält, obwohl längst deutlich ist, dass ich auch allein gehen kann. Ich begreife nur, dass ich meinen Rucksack auf dem Rücken trage und die Akte in meiner Hand umklammere. Niemand hat mir diese Dinge abgenommen.

Als wir die nächste Ecke erreichen, bleibe ich stehen und täusche einen Schwächeanfall vor. Jonathons Wagen steht am Kantstein, die Tür ist bereits offen, ein fremder Mann sitzt am Steuer. Jonathon lässt meinen Arm nicht los. Er ist mir nah genug, dass ich seine ungewaschene Haut riechen kann. Sie riecht nach unserem Bett zu Hause, das ich bis zu diesem Moment völlig vergessen hatte. Wir sind Mann und Frau. Wir sind uns vollkommen fremd. Wir sind Feinde. Hat er überhaupt schon mit mir gesprochen? Ich kann mich nicht daran erinnern, ihn in der Bank gehört zu haben. Vielleicht habe ich es auch nur verdrängt. Nein, nein, er hat etwas gesagt. Jetzt erinnere ich mich. »Es geht ihr nicht gut. Sie hat ihre Medikamente nicht dabei. Ich bitte um Verzeihung.«

Jonathon und Erika hatten einen Blick gewechselt. Ich habe es durch meinen Pony gesehen. Erika könnte bezeugen, wie verrückt ich bin. Ich warf das Haar aus meinem Gesicht und

wechselte selbst einen sorgenvollen Blick mit Erika, der besagen sollte, ich bin eine Premiumkundin und ich werde Ihre Unterstützung brauchen. Ein Blick, da bin ich mir sicher, sagt viel mehr als Worte.

Draußen auf dem Bürgersteig zischt Jonathon durch zusammengepresste Zähne: »Gib mir die Akte, Cee.«

Ich presse sie gegen meine Brust.

»Du musst jetzt in den Wagen steigen.«

»Okay«, sage ich.

Ich werde ganz sicher nicht mit jemandem in ein Auto steigen, den ich nicht kenne, selbst wenn dieser jemand zufällig mein Mann ist.

Ich spreizte meine Beine etwas, um sicher zu stehen, die Knie leicht gebeugt.

»Bist du bereit?«, fragt er.

»Ja. Das bin ich tatsächlich.«

Hart ramme ich ihm meinen Ellbogen in den Magen und er sinkt stöhnend vornüber.

Ich stürme über die Straße und entkomme nur knapp der Straßenbahn, die lang und durchdringend klingelt und damit die Aufmerksamkeit aller Umstehenden auf Jonathon lenkt, der sich in seinem Trenchcoat krümmt.

Ich bleibe kurz stehen und schiebe die Akte in meinen Rucksack. Zwischen den einzelnen Wagen der Straßenbahn hindurch sehe ich, wie der fremde Mann aus dem Wagen springt und Jonathon zu Hilfe eilt. Jonathon bleibt vornübergebeugt stehen, die Hände auf den Knien, während sich mehr und mehr Leute um ihn versammeln. Als die Bahn vorbei ist, sehe ich ihn von der anderen Seite der Straße. Meinen Schal habe ich sorgfältig um den Hals gebunden.

Jonathon und der andere Mann nehmen meine Verfolgung auf.
Ich fliehe, denn ich weiß, es ist meine allerletzte Chance.

In dieser Nacht schlafe ich kaum. Ich bin immer noch unsicher, was ich als Nächstes tun soll, habe immer noch das Gefühl, wo immer ich auch hingehe, Jonathon wird mich finden. Ohne einen hieb-und stichfesten Plan, was zu unternehmen ist, kann ich Oliver nicht aus Seths sicherem Haus holen. Ich bin reicher als in meinen wildesten Träumen, aber es ist nicht so einfach, mir meinen Weg zurück nach Portland zu erkaufen. Soviel ich weiß, besteht ein Haftbefehl gegen mich.

Den Rucksack lege ich griffbereit neben mich. Am nächsten Morgen ist von Jonathon nichts zu sehen. Ich lasse das Frühstück aus und fahre mit dem Zug zum nächsten Internetcafé.

Eine E-Mail von Willow ...

Ich habe versucht, nicht zu lesen, was er geschrieben hat, aber dann hat mich doch die Neugier übermannt. Celia. Sie Glückspilz. Ich freue mich auf den Tag, wenn wir zusammen einen Kaffee trinken und Sie mir erzählen können, mit welchen Hexenkräften Sie arbeiten, damit ich auch ein paar von den Zaubersprüchen lernen kann.

Was haben Sie in der Zwischenzeit herausgefunden? Schreiben Sie das alles eigentlich auf? Sie sollten es tun. Eines Tages könnte ein Bestseller daraus werden.

Hier gibt es nichts Neues. Benicio habe ich den ganzen Tag noch nicht gesehen. Er hat nicht geantwortet, als ich ihm am Morgen sein Frühstück gebracht habe. Ich nehme an, er ist genauso erschöpft wie Sie es waren, als ich Sie das erste Mal gesehen habe. Ich werde später noch einmal nach ihm sehen.

Liebe Grüße

Willow

Eine von Oliver ...

Dad hat endlich aufgehört, mir SMS zu schicken. Seth und ich sind vor ein paar Stunden nach Hause gekommen. Er hat mich den ganzen Tag im Laden Bücher einsortieren lassen! Aber es hat mir nichts ausgemacht. Sein Laden ist schon toll. Es ist ein altes Haus, ein bisschen wie unseres, das zu einem Buchgeschäft umgebaut worden ist, mit einem kleinen Café und auch einer Ecke mit Schallplatten. Da geht den ganzen Tag die Post ab. Er zahlt mir den Mindestlohn, was wohl heißt, dass ich meinen ersten Job habe. Aber sag mal, was soll ich denn mit der Schule machen? WANN KOMMST DU? Seth möchte das auch gern wissen, aber er hat mir gesagt, ich soll dir sagen, dass es überhaupt kein Problem gebe, er wolle nur gerne wissen, ob du okay bist. Ich muss jetzt aufhören. Hier wird es schon wieder voll. Wusstest du, dass Seth zwei Töchter hat? Sie sind ungefähr neun und zehn und sie spielen schon Bass und Gitarre.

All diese gewöhnlichen Worte, sowohl von Oliver als auch von Willow, sind pure Poesie für mein Herz. Die unerwarteten Wendungen in ihrem Leben haben so etwas erstaunlich Schönes.

Oliver,
ich bin ja so glücklich, dass mit Seth alles gut läuft. Er ist ein guter Mann. Ich habe seine Frau nie kennengelernt, aber ich bin sicher, dass sie etwas ganz Besonderes ist, wenn er sie sich ausgesucht hat.

Es wird jetzt nicht mehr lange dauern, bevor wir uns sehen, doch wie es klingt, willst du vielleicht gar nicht, dass ich komme und dir den Spaß dort verderbe. Was die Schule angeht, werden wir uns etwas einfallen lassen. Mach dir keine

Sorgen. Bitte bestell Seth liebe Grüße. Ich umarme dich.

Alles Liebe

Mom

Und dann ...

Willow,

ich habe so viel zu erzählen, aber es ist so wenig Zeit. Alles ist unter Kontrolle. Einzelheiten folgen bald, denn sie ändern sich ständig.

Liebe Grüße

Celia

PS: Vielen Dank, dass Sie mir von Benicio geschrieben haben. Aber ich glaube, Sie haben da was falsch verstanden. Er ist der Zauberer, nicht ich.

** * **

Ich zermartere mir den Kopf. Wer kann mir sagen, was ich als Nächstes tun soll? Mit einem geliehenen Fahrrad aus der Pension fahre ich den Hügel hinauf. Es ist nicht leicht, schon gar nicht, nachdem ich mit meinem verletzten Bein durch die halbe Stadt gelaufen bin. Nur das Adrenalin, das durch meine Adern kreist, lässt es mich den Hügel hinauf schaffen.

Ein großes, kastenartiges weißes Gebäude taucht über mir am Hang auf. Und dann wird es wieder von den Bäumen und Hügeln verdeckt. Hagen Pharmaceuticals. Ich bin jetzt nahe genug heran, um auch das Hagen-Haus zu sehen und den Weg, den mein Urgroßvater einst zur Arbeit genommen hat. Ein Weg, der jedes Mal in Flammen gestanden haben musste, wenn

Annaliese einen Blick darauf geworfen hat.

Ich stelle das Rad vor dem Hagen-Haus ab. Es ist der Inbegriff eines Schweizer Chalets, in dessen Blumenkästen die roten Begonien zu explodieren scheinen. Ich drehe mich um, so wie ich es den ganzen Weg hinauf auf den Hügel getan habe. Die einspurige Straße windet sich hinunter zum Zürichsee. Ich bin keinem einzigen Menschen begegnet, aber das Gefühl, verfolgt zu werden, liegt schwer in der Luft.

Ich betrete das Haus meiner Urgroßeltern und werde von einer plötzlichen Verunsicherung heimgesucht. Ich verliere die Orientierung, als würde ich unter den Nebenwirkungen einer Zeitreise leiden. Die Gesetze der Natur scheinen ihre Gültigkeit zu verlieren, und ich brauche einen Moment, um mich zurechtzufinden.

Eine blonde Frau, ungefähr in meinem Alter, kommt quer durch den Raum auf mich zu und bietet mir ihre Hilfe an. Sie spricht nur wenig Englisch. Ich lege ein paar Franken für das Eintrittsgeld auf den Tresen. Ich habe nicht viel Zeit. Ich sage ihr ohne Umschweife, dass ich die Urenkelin von Annaliese bin. Ich erzähle ihr von meiner Mutter und meiner Großmutter, den Briefen, aus denen ich erst jetzt erfahren habe, was mir lange Zeit verborgen geblieben war.

Die Frau legt den Kopf schief. Und dann werden ihre Augen groß und rund.

»Mein Gott«, sagt sie. »Wir sind verwandt!«

Sie kommt um den Tresen herum und umarmt mich heftig.

»Ich bin Petra Seifert«, stellt sie sich vor, während sie mein Gesicht und mein Haar betrachtet, meine Hände, die sie immer noch in ihren eigenen hält. Sie sagt, dass es noch andere Cousinen gibt, die Annaliese noch ähnlicher sehen als sie selbst, doch bei keiner von ihnen ist die Ähnlichkeit so

bemerkenswert wie bei mir. »Schau mal.« Sie deutet auf die Fotografien an den Wänden und sagt, ich solle doch selbst einen Blick darauf werfen.

Die bräunlichen Bilder sind verstörend. Sie wirken, als habe jemand mein Gesicht fotografiert und es auf die Körper von Frauen montiert, die lange Petticoats und Kleider tragen, Portraits, die auf einer Messe gemacht worden sind.

»Ich muss meine Schwester anrufen«, versucht Petra auf Englisch zu sagen. Sie greift nach dem Telefon und spricht schnell in einem Dialekt, den ich nur schwer verstehe. Aber ich bekomme ungefähr mit, worum es geht. Eine Enkelin ist aus dem Nichts aufgetaucht. Sie sieht aus wie der Geist von Annaliese.

Wenig später haben Petra und ich uns eingehakt und ich bekomme eine persönliche Führung durch das Haus. Oben stehen der Schreibtisch, das Mikroskop und der Stuhl, in dem Annaliese gesessen hat, während sie an chemischen Wirkstoffen gearbeitet hat, die niemals jemand auch nur zu Gesicht bekommen, geschweige denn benutzt hat. *Jedenfalls nicht zu ihrer Lebenszeit*, fügt Petra hinzu.

Ich lasse den Raum auf mich wirken. Die einfachen weißen Tischtücher und die Glastüren, die hinausführen auf einen Balkon mit Blick auf den Zürichsee und die Schweizer Alpen dahinter. Wenn Annaliese morgens das Bett verließ, begann sie jeden ihrer Tage mit diesem unglaublichen Ausblick. Aber mich interessiert noch mehr, was Petra mit dem Satz gemeint hat: *Nicht zu ihrer Lebenszeit*.

»Oh, Liebes, es gibt so vieles, was du nicht weißt«, sagt sie auf Deutsch. Vor einigen Jahrzehnten ist ein Chemiker, der Annaliseses Aufzeichnungen durchgesehen hat, über etwas gestolpert, das bis dahin alle anderen als unbedeutend

angesehen haben. Die Kombination von einigen Wirkstoffen, deren Zweck Annaliese seltsamerweise nie aufgeschrieben hat. Das passte eigentlich gar nicht zu ihr. Sie hat ihre Akten immer sehr sauber geführt. Jahrelang hatten sich die Historiker gefragt, ob die Seiten vielleicht einem von Walthers Assistenten gehört hatten, aber sie wurden bei Annalieses Sachen gefunden und die Handschrift war unverkennbar. Aber was dieser Forscher fand, als er Annalieses Tagebucheintragungen mit den Aufzeichnungen verglich, die in jener Zeit niedergeschrieben worden sein mussten, wurde klar, dass sie persönlich eine schwierige Zeit durchgemacht hatte, irgend ein Problem mit ihrem Mann im Schlafzimmer, das sie versucht hatte zu lösen.

Ich hebe die Augenbrauen.

»Verstehst du, was ich meine?«

Ich nicke, denn ich verstehe sehr gut.

Kurz nachdem Annaliese an diesem Problem gearbeitet hatte, erzählt Petra, wurde entdeckt, dass Arsen in das Erkältungsmittel gemischt worden war, und nicht lange danach verließ Annaliese die Schweiz in Richtung Amerika.

»Willst du damit sagen, dass nach all diesen Jahren Annalieses Rezeptur benutzt wurde, um Viagra herzustellen?«

Petra lacht. »Genau. Sie war ihrer Zeit weit voraus«, sagt sie und berichtet dann, dass Annalieses Tagebücher keinen Zweifel daran lassen, dass sie Walter genauso versucht hat zu helfen wie sich selbst.

Ich kann kaum glauben, was ich da höre.

Petra nickt und erzählt, dass Annaliese später geschrieben hat, sie glaube, die Impotenz ihres Mannes stamme eigentlich daher, dass er nicht in der Lage gewesen ist, die Wahrheit zu sagen.

Herr Freymann begrüßt mich an der Tür.

»Sie haben Besuch«, sagt er auf Deutsch. Ein Mann wartet in der Diele. Er ist eingetroffen, kurz nachdem ich davongeradelt war.

Ich knüpfe den kurzen Mantel auf und habe das Gefühl, als hätte ich meinen Kopf gerade in einen Schmelzofen gesteckt. Ich ziehe den Reißverschluss meines Rucksacks auf und drücke ihn an meine Seite.

Jetzt geht schon, sage ich zu meinen Füßen. Die Freymanns sind im Haus. Mir kann nichts passieren. Ich kann mit allem fertig werden.

Ich gehe um die Ecke und finde meinen Besucher in dem Lehnstuhl. Er sieht mich direkt an, die Hände auf den Armlehnen, die Fußgelenke gekreuzt am Boden. Er ist wie ein Europäer gekleidet, Lederschuhe und Jeans, das Jackett offen, unter dem sich ein frisches weißes Hemd um seinen schlanken Oberkörper schmiegt.

Sein Gesicht erwacht zum Leben, als er mich sieht. Ich habe das Gefühl, mir knicken die Beine weg. Meine Unterlippe zittert so sehr, dass ich es nicht verhindern kann. »Du siehst aber wieder gut aus«, sage ich, ungelenk, mit unsicherer Stimme, während mir die Tränen in die Augen schießen.

Er steht auf und das Sonnenlicht bricht sich in seinen bernsteinfarbenen Augen.

* * *

Ich schließe die Tür zu meinem Zimmer ab und lehne mich mit dem Rücken dagegen.

»Ich habe den ersten Flug von Guadalajara genommen, den ich kriegen konnte, genau wie du«, sagt er.

»Wie hast du mich gefunden?«

»Eine E-Mail von Willow, als ich hier ankam.«

Ich ziehe meinen Mantel aus und werfe ihn über einen Stuhl.

Er nimmt meine Hand in seine und sofort kriecht Hitze über meine Haut.

Einen Moment lang können wir anscheinend nichts anderes tun, als uns anzustarren, bis wir beide sicher sind, dass der andere nicht irgendeine Erscheinung ist, die unsere Sehnsucht uns vorgaukelt.

Seine Hand zittert, als er den Schal von meinem Hals wickelt.

»Jonathon ist ein Tier«, sage ich. »Er hat gestern vor der Bank versucht, mich dazu zu zwingen, mit ihm in ein Auto zu steigen. Er kann jede Sekunde hier auftauchen.«

»Das ist sehr gut möglich.«

Ich ergreife seine Hand. »Wieso? Was genau hat er vor?«

»Ich werde dir alles sagen, was ich weiß.«

»Du hast mich angelogen.« Ich lasse seine Hand los.

Er wendet sich wieder meinem Schal zu und wickelt weiter.

»Es gibt ein paar Dinge, die ich dir hätte sagen sollen.« Er lässt den Schal zu Boden fallen. »Ich werde dir alles auf der Stelle erzählen, sofort, wenn du willst.«

Mit dem Daumen streicht er über meine Lippen. Seine Augen suchen meinen Mund. Die Prellungen in seinem Gesicht sind fast völlig verblasst. Nur der kleine Höcker auf seiner Nase wird nicht verschwinden.

Er streift sein Jackett ab und wirft es aufs Bett. »Möchtest du dich setzen?«

»Nein.«

Wir haben so viele Fehler gemacht. Ich wollte so viel. Benicio

auch. Aber wir haben versagt, wieder und wieder. Eine Welle der Apathie und der Trauer überrollt mich. Er hatte sich in den Folgen von Entscheidungen verfangen, an denen er nichts mehr ändern konnte.

Was wir brauchen, ist eine zweite Chance.

Ich strecke die Arme nach ihm aus und er zieht mich an sich. Die Tage, in denen wir einander beraubt waren, haben sich angefühlt, wie ohne Nahrung oder Wasser zu sein. Ich lechze nach allem, was er mir geben kann.

Wir verschlingen uns gegenseitig auf dem Bett, gierig und laut, die Kleider fliegen uns vom Leib wie in einem Sturm. Ich verkralle mich in seiner Haut. Ich drücke meine Fingerspitzen in das Laken, als er an mir hinab geleitet, meine Beine spreizt und mich mit seiner Zunge berührt. Ich spüre jedes Detail im Zimmer, meine Sinne pulsieren im Rhythmus meines Herzens. Ich vergrabe meine Finger in seinem Haar wie in einem Traum.

Als es vorbei ist, liege ich da, meinen Kopf auf seiner Brust, aber ich liebe ihn immer noch mit jeder Faser meines Körpers. Ich sehe hinaus, wo vor dem Fenster Freymanns Schafe am Hang grasen wie weiße Wolken, die träge über das Grün gleiten. Hinter ihnen ragen die Berge auf, in der Farbe meiner Augen, als wollten sie uns bewachen.

»Es war von Anfang an sein Plan, dass ich hierherkomme, oder?«, sage ich.

»Ja.«

»Deswegen hast du mir das mit der Schweiz in den Kopf gesetzt.«

»Ja, aber das war, bevor ...«

»Hilft ihm irgendjemand?«

»Ja.«

»Wie viele sind es?«

»Zwei.«

»Bitte sag mir, dass es nicht die Freymanns sind.«

Er lacht. »Nein. Einer ist ein Arzt.«

Meine Augen füllen sich mit Tränen.

Er drückt seine Lippen in mein Haar und atmet tief ein.

»Hat er mich die ganze Zeit beobachtet?«, frage ich. »Weiß er, wo ich bin?«

»Wie hast du diese Pension gefunden?«, will Benicio wissen.

»Durch die Touristeninformation am Bahnhof.«

»Er musste dem Mann nur dein Foto zeigen. Er hat sich ohne Zweifel an dein Gesicht erinnert.«

»Es war noch viel einfacher. Ich habe dem Mann gesagt, wer ich bin.«

Ich möchte Benicio in jeder nur möglichen Weise spüren, wie ich es bei Jonathon niemals wollte. Es ist ein Gefühl, als hätte ich achtzehn Jahre in einer Kiste verbracht, einem Sarg, und jetzt will ich endlich raus. Ich will Tageslicht auf meiner Haut fühlen, gutes Essen schmecken, eiskaltes Wasser in meiner Kehle. Benicio ist das alles. Ich möchte ihn beißen, ihn verschlingen, ihn durch meine Haut aufsaugen. Ich möchte den Klang seiner Stimme hören, seinen Atem, sein Stöhnen, seine Schreie in meinem Kopf. Ich möchte ihm alles geben, was er mir gibt. Und noch mehr.

Niemand stört uns. Wir lieben uns, bis wir nicht mehr sprechen können, unsere Herzen und Körper wund, so von Verlangen erfasst, dass ich mich frage, ob am nächsten Morgen noch irgendetwas von mir übrig sein wird. Ich könnte dabei sterben und es wäre mir recht. Es fühlt sich an, als würde ich bei jeder Berührung zerfließen, nur noch Gefühl sein, so flüchtig wie Rauch.

Ich sinke aufs Bett und ringe nach Luft, beobachte ihn, während er mich beobachtet, unsere Körper schweißüberströmt, versuchen wir, zu Atem zu kommen. Nur Sekunden vergehen und das Begehren ist wieder da, ihn zu berühren, obwohl ich glaube, dass es unmöglich ist, braucht es nur einen Finger, der über ein Schlüsselbein streicht, eine Hand auf dem Bauch, eine Wange und alles beginnt wieder von vorn.

Am Abend klopft Frau Freymann. Wenn wir nicht an die Tür kommen, sagt sie, wird sie unser Abendessen auf den Tisch im Flur stellen. Der Duft von Pfefferminztee dringt unter der Tür durch. Ich erhebe mich nackt vom Bett und öffne die Tür. Mein langes, zerzaustes Haar wickelt sich um meinen Kopf und meine Schultern. Ich streiche es zurück und hole das Tablett mit

roten und weißen Servietten, frischen Brötchen, Käse, Prosciutto mit Melone und natürlich dem Pfefferminztee herein. Ich schließe die Tür ab und trage das Tablett zum Bett.

»Die meiste unserer gemeinsamen Zeit haben wir damit verbracht, Brot und Käse von einem Tablett zu essen, während wir irgendwo eingesperrt waren«, sagt Benicio schließlich.

Ich sehe ihm zu, wie er kaut, der kleine Höcker auf seiner Nase stört die sonst so eleganten Züge seines Gesichts. Ich suche nach einem weiteren Makel oder danach, was ihn trotzdem so attraktiv macht. Ich sehe ihn jetzt noch viel lieber an. So unvollkommen. Einfach perfekt.

»Wir haben es inzwischen immerhin zu Prosciutto mit Melone und Tee gebracht«, sage ich.

»Stimmt.« Er küsst den Schweiß von meiner Stirn. Und dann zieht er eine Strähne aus meiner verschwitzten Lidfalte und streicht sie dorthin, wohin sie gehört.

Ich wende ihm mein Gesicht zu und presse meine Lippen in seine Hand. Er riecht nach Sex und Schweiß und Melone. »Weißt du, wie viel Geld ich besitze?«, frage ich in seine Handfläche.

»Ich kann es mir ziemlich gut vorstellen.«

»Soll ich davon ausgehen, dass du wegen mir hier bist oder wegen des Geldes?«

»Mit Geld ist das hier nicht zu bezahlen.«

»Natürlich ist es das.«

»Nein, so etwas nicht.« Er küsst meinen Hals.

Ich lege den Kopf in den Nacken, spüre ihn zwischen meinen Beinen, noch bevor er mich berührt. Ich fühle seinen warmen Atem in meinem Ohr. Ich schließe die Augen. Mein Mund öffnet sich und ich spüre, wie sich meine wunden Lippen spannen. Ich

fühle mich trunken. Benommen und zufrieden. Meine Zunge badet in ihrem eigenen Speichel, bereit für seinen Mund, seinen Schwanz. Er rast durch meine Adern. Er ist in mir, sein Atem, sein unbeugsames, schlagendes Herz.

Jede gemeinsame Stunde fühlt sich an, als sei sie aus einem anderen Leben gestohlen, in dem wir beide uns nie wieder sehen werden. Aber was jetzt? Wir spielen verschiedene Möglichkeiten durch, wo wir hinfahren und was wir als nächstes tun, aber nichts davon erscheint vernünftig. Wir stammen aus zwei verschiedenen Ländern und keines von beiden können wir als unsere Heimat bezeichnen.

»Magst du Hunde?«, frage ich.

Wir sind albern, haben den ganzen Morgen genauso verbracht wie den Tag zuvor, nur jetzt finden wir die ganze Situation lächerlich in unserem Delirium. Wir sind übermüdet, verängstigt, geradezu traumatisiert von unserem unglaublichen Glück, das noch einen weiteren Tag andauert. Wir können überhaupt nicht aufhören zu lachen.

»Ja. Aber nur brünette Hunde mit langen Ohren.«

»Was zum Teufel ist ein brünetter Hund?«

»Ich meine die Farbe.«

»Ich weiß, was brünett bedeutet, nur nicht bei einem Hund.«

»Bedeutet es bei einer Frau etwas anderes?«

»Ja.«

»Und was?«

»Keine Ahnung.«

»Okay ...«, sagt er.

»Also alle Hunde mit langen Ohren?«

»Ja.«

»Okay.« Ich schüttle meinen Kopf schnell und ruckartig. »Was ist deine Lieblingsfarbe?«

»Orange.«

»Orange? Orange steht nicht zur Debatte.«

»Was gefällt dir nicht an Orange?«

»Ich weiß nicht. Es passt einfach nicht.«

»Du hast erwartet, dass ich Rot sage, oder? Mexikaner, Lateinamerikaner, Rot.«

»Heißer mexikanischer Typ.«

»Versuch nicht, mich von meinem Orange wegzulocken. Das funktioniert nicht. Es gehört zu mir. Ich liebe diese Farbe.«

»Ich liebe den Duft von Welpenpfoten.«

Benicio stützt sich auf einen Ellbogen. »Heilige Maria. Wie riecht denn eine Welpenpfote?«

»Wie Welpenpfoten. Sie riechen einfach wie Welpenpfoten. Das ist alles.«

»Aber sie müssen doch nach irgendetwas riechen.«

»Wieso? Du würdest doch auch nicht fragen, wonach eine Zitrone riecht. Oder welche Farbe Orange hat. Das ist einfach, wie es ist.«

Er legt sich zurück aufs Kissen, die Hände hinter dem Kopf und starrt an die Decke, als würde er sich das alles durch den Kopf gehen lassen.

»Wenn das alles hier vorbei ist«, sage ich schließlich, »möchte ich einen Hund haben.«

»Was für einen Hund?«

»Einen brünetten Hund. Du weißt schon welchen.«

»Ja. Ja, ich weiß schon.«

Gegen Mittag küssen wir uns unter die Dusche und schließlich aus dem Zimmer. Meinen Rucksack habe ich immer dabei. Unter freiem Himmel scheint Jonathon überall zu sein, seine kleinen wütenden Augen bohren sich durch das Grün der

Bäume. Ich spüre sie im Nacken, während Benicio und ich zum Hagen-Haus schlendern.

Unterwegs erzähle ich ihm, wie unheimlich meine Ähnlichkeit mit Annaliese ist. Ich erzähle ihm von Petra und den Tagebüchern, von dem Viagra, das Annaliese vor hundert Jahren erfunden hat, von dem Gefühl, das ich habe, wenn ich am Schreibtisch meiner Urgroßmutter sitze. Und dann beobachte ich den Ausdruck auf Benicios Gesicht, als er die Bilder meiner Familie betrachtet. Er drückt meine Hand und ich sehe, wie mein Glück auch sein Herz erfüllt.

Als wir zurückkommen, ist es kühler geworden, und in der Pension duftet es nach Feuerholz und warmem Essen.

Zusammen mit den Freymanns trinken wir Wein und essen Eintopf, doch alles scheint sich irgendwie im Hintergrund abzuspielen, hinter meiner Erwartung, dass Jonathon nur Stunden, wenn nicht Sekunden davon entfernt ist, durch die Tür zu kommen. Ich übersetze die Geschichte der Freymanns für Benicio, wie es dazu gekommen ist, dass die beiden wieder alleine zusammenleben. Sie hatten zwei andere Zwillinge geheiratet und alle vier haben Jahrzehnte in diesem Haus gewohnt, fünfzig Jahre, um genau zu sein, die Pension geführt, einander in der Nebensaison Gesellschaft geleistet. Vor einigen Jahren ist dann die Frau von Herrn Freymann an einer Herzkrankheit gestorben. Und kein Jahr später starb dann ihr Bruder, Frau Freymanns Mann, mit dem sie fünfzig Jahre verheiratet gewesen war, an derselben Krankheit.

Die beiden müssen den Ausdruck des Bedauerns in unseren Gesichtern sehen.

»Wir sind nicht verzweifelt«, sagt Herr Freymann zu mir. Und er erklärt, dass sie beide dankbar sind, so viele Jahre so wundervolle Freunde und Ehepartner gehabt zu haben. Das

können nicht viele von sich behaupten. Und sie sind dankbar, dass sie immer noch einander haben.

»Das Leben geht weiter«, sagt Frau Freymann mit einem Lächeln.

* * *

Ich erwache von einem dumpfen Geräusch, als sei irgendwo im Haus etwas Großes und Weiches von einem Schrank auf den Boden gefallen. Ich greife nach Benicio. Er sitzt bereits aufrecht, springt aus dem Bett und streift seine Kleidung über.

»Was war das?«, flüstere ich.

»Zieh dich an.«

Ich schlüpfe in meine Sachen und spähe aus dem Fenster. Ein bleicher Halbmond scheint vom wolkigen Himmel. Von hier aus kann ich die Einfahrt vor dem Haus nicht richtig einsehen. Es ist unmöglich zu erkennen, ob ein Wagen angekommen ist.

Das nächste Haus ist Hunderte von Metern entfernt. Wir befinden uns im zweiten Stock. Ich bin sicher, dass ich mir den Fuß breche, wenn ich aus dem Fenster springe.

»Wie spät ist es?«, frage ich.

Benicio nimmt die Uhr vom Nachttisch. »Halb sechs morgens.«

Ich bin immer noch erschöpft von unserem Sex, die Reste des Jetlags brennen in meinen Augen. Wie eine Droge, ein Beruhigungsmittel, kurz bevor es mich ohnmächtig werden lässt.

»Du glaubst nicht, dass einer von den Freymanns im Badezimmer war und dann irgendetwas hat fallen lassen, oder?«, flüstere ich.

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

Ich suche im Dunkeln nach meinem Rucksack.

»Was tust du?«

Ich ziehe eine schwarze Pistole mit einer orangefarbenen Mündung heraus.

»Was ist das?«

Schritte kommen den Flur entlang auf uns zu. Die Schuhe haben Absätze, man versucht nicht einmal, leise zu sein. Es wird an der Türklinke gerüttelt. Jemand schlägt gegen die Tür.

In einem anderen Raum schreit eine Frau.

Wieder wird gegen die Tür geschlagen.

Benicio dreht sich ruckartig zu mir um.

Wer immer dort draußen ist, steht immer noch auf der anderen Seite der Tür.

»Was wollen Sie?«, rufe ich plötzlich in die Dunkelheit.

Benicio wirft mir einen Blick zu. Er schüttelt den Kopf.

»Was ist das für ein Feigling, der draußen vor der Tür wartet und nichts sagt?«, brülle ich.

Die Schritte entfernen sich den Flur hinunter. Dann kehren sie schnell zurück, diesmal zusammen mit Schritten, die barfuß zu sein scheinen. Die Schreie der Frau klingen jetzt erstickt, direkt auf der anderen Seite der Tür.

»Bitte«, sagt Frau Freymann. »Mein Bruder. Sie haben ihn geschlagen.«

»Was?«, fragt Benicio auf Englisch.

»Sie haben Herrn Freymann geschlagen«, flüstere ich.

Frau Freymann schluchzt. »Er hat ein Messer.«

Benicio sieht mich fragend an.

»Er hat ein Messer«, erkläre ich auf Englisch.

»Wer, Frau Freymann?«, rufe ich.

»Der Mann. Ihr Mann. Er sagt, dass er Ihr Mann sei.«

»Jonathon«, flüstere ich. »Er ist hier und er hat ein Messer.«

»Wir kommen raus!«, ruft Benicio auf Englisch.

Wenn Jonathon bisher noch nicht gewusst hat, dass Benicio hier ist, weiß er es jetzt mit Sicherheit.

Benicio greift nach mir. Ich beuge mich zu seinem Ohr und sage ihm, dass ich ihn liebe.

Er zieht mich an sich und sagt mir das Gleiche.

Schritte flüchten von der Tür. Frau Freymann fleht jemanden an, sie bitte loszulassen.

Ich öffne die Tür in die dunkle Stille. Ich lege den Lichtschalter um, doch nichts passiert. Vorsichtig tasten wir uns in den Flur, die alten Holzplanken quietschen unter unseren nackten Füßen. Am Ende des Flures neben der Treppe liegt eine dunkle Gestalt am Boden.

Benicio hebt die Hand, um mich zurückzuhalten, aber ich schleiche näher heran, obwohl ich bereits weiß, was ich vorfinden werde.

Eine Lampe aus der Küche wirft ein fahles Licht die Treppe hinauf. Herr Freymann liegt zu meinen Füßen am Boden, sein Kopf blutet an der Seite.

In mir steigt die Wut auf. »Bring mir ein Handtuch.« Benicio holt eins aus dem Badezimmer. Ich wische Herrn Freymann das Gesicht ab. Es ist schwer zu erkennen, aber die Wunde scheint nicht so tief zu sein, wie sie durch all das Blut zunächst wirkt.

Er stöhnt. Er lebt. »Hilf mir, ihn ins Schlafzimmer zu bringen.«

Jemand durchwühlt die Küche. Möbel werden verrückt, Schubladen geöffnet und wieder geschlossen.

»Sie werden zurückkommen«, sagt Benicio.

»Hilf mir«, sage ich und zusammen ziehen wir Herrn Freymann in das Schlafzimmer auf der anderen Seite des Flurs.

Ich schnappe mir ein Kissen vom Bett und lege es unter seinen Kopf. »Er braucht sofort einen Arzt.«

»Falls ich mich nicht irre, ist aber keiner im Haus.«

Ich sehe auf. »Bleib bei ihm.«

»Celia!«

Doch ich stürme schon die Treppe hinunter.

Frau Freymann sitzt am Küchentisch und sie zittert am ganzen Körper. Jonathon steht an der Spüle, neben ihm ein Mann mit einem dreisten Gesicht. Ein Geschäftsmann in einem Jackett, ganz ähnlich dem von Jonathon.

»Hallo Cee«, sagt Jonathon mit deutlichem Ärger in der Stimme.

»Ich unterschreibe alles, was du willst«, sage ich. »Nur lass die beiden gehen.«

»Wenn es so einfach wäre.«

Ich hole die Pistole hinter meinem Rücken hervor und ziele damit auf Jonathons Bekannten. »Soviel ich weiß, sind Sie Arzt«, sage ich. »Ich will, dass Sie nach oben gehen und den Kopf von Herrn Freymann versorgen.«

Jonathon lacht. Ich richte die Pistole auf ihn.

»Wenn ich du wäre, würde ich mit diesem Spielzeug nicht auf mich zielen«, sagt er.

»Du bist aber nicht ich.«

»Stimmt.« Er nickt dem Mann neben ihm zu und deutet auf die Tür zur Speisekammer.

Der Mann will sie öffnen.

»Nicht«, sage ich.

»Ich habe etwas für dich«, sagt Jonathon. »Etwas, das alles vereinfachen wird, denke ich.« Er gibt dem Mann erneut ein

Zeichen. »Mach nur auf.«

Ich weiche einen Schritt zurück, als die Speisekammertür aufschwingt.

Meine Augen spielen mir einen Streich. Was ich sehe, kann einfach nicht sein. Mit offenem Mund starre ich in das Halbdunkel der Kammer, aber nichts ändert sich. Es ist kein Trick, keine optische Täuschung. Es ist da. *Er* ist da.

Oliver.

Mein Sohn ist an einen Stuhl gefesselt, sein Mund mit Klebeband geknebelt, seine Augen träge und rot. Offensichtlich sieht er mich nicht. Er scheint überhaupt nichts zu sehen. Hinter ihm steht der Mann, der Jonathon zur Bank gefahren hatte. Er hält ein Küchenmesser in der Hand. Es liegt auf Olivers Schulter.

Ich habe Mühe zu begreifen, was ich sehe, aber mein Herz weigert sich, es zu akzeptieren.

Jonathons Bekannter lässt die Tür los, sie schwingt wieder zu.

»Oliver!« Ich ziele mit der Pistole drohend auf Jonathon. »Er war in Minneapolis! Er war bei Seth!«

»Du erinnerst dich noch an Maggie? Sie konnte es gar nicht abwarten, mir alles zu erzählen, damit ich ihren Freund nach Haus hole.«

Ich blinzele wie in Zeitlupe. Die Mutter in mir kapert meinen Verstand, packt Oliver im Genick. *Das hast du nun davon, dass du nicht auf mich gehört hast!*

»Ich musste ihm nur ein paar Bilder von dir mailen, wie du durch Zürich schlenderst. Innerhalb von Stunden saß er im Flugzeug. Er war krank vor Sorge um dich.«

»Lass ihn gehen.«

Jonathon schüttelt den Kopf. »Noch nicht.«

Der Mann, der mit Oliver in der Speisekammer war, kommt heraus und stellt sich neben Jonathon, das Messer immer noch in der Hand.

»Kevin«, sagt Jonathon mit einem Nicken.

Die Pistole halte ich immer noch auf Jonathons Gesicht gerichtet. Wo ist Benicio? Er muss gehört haben, wie ich Olivers Namen gerufen habe.

»Wenn du mit deiner kleinen Luftpistole auf mich schießst, wird es das Letzte sein, was du jemals tust«, sagt Jonathon.

»Was habe ich getan, um das alles zu verdienen? Was in Gottes Namen hat Oliver getan?«

»Mir hängt das alles derartig zum Hals raus. Du hast ja nicht mal den Anflug einer Ahnung, was ich durchgemacht habe. Und beinah hättest du alles ruiniert und ich hätte bis in alle Ewigkeit dafür büßen müssen. Es ist vorbei, Cee. Genau hier ist es zu Ende.«

»Ja, Jonathon. Genau das ist es.«

»Hier geht es nicht um irgendein Spiel. Es ist viel ernster, als dein kleines Hirn jemals begreifen wird.«

»Du meinst das kleine Hirn, das dich bis in alle Ewigkeit dafür wird büßen lassen?«

Er setzt sein drohendes Lächeln auf. »Versuch irgendwas, nur irgendwas, und du wirst nicht lange genug leben, um es zu bereuen.«

Ich ziele genau in sein Gesicht.

»Wir werden es folgendermaßen machen. Du und ich gehen runter zur Bank. Du wirst fast alles abheben, was du auf dem Konto hast. Ich erlaube dir, ein bisschen für dich und Oliver zu behalten. Ich müsste das nicht tun, das weißt du.«

Er ist übergeschnappt. Ich habe keine Ahnung, mit wem oder

was ich es eigentlich zu tun habe.

»Wir bringen das Geld hierher zurück, und sobald wir uns einen Überblick verschafft haben, sind wir auch schon verschwunden.«

Aus der Speisekammer ertönt ein dumpfes Stöhnen. Ich senke die Pistole. »Lass ihn da raus.«

»Noch nicht.«

»Er ist dein Sohn, verdammt noch mal!«

Jonathons Gesicht rötet sich. Er stößt mit dem ausgestreckten Zeigefinger in meine Richtung und presst die Zähne aufeinander. »Du hast ja keine Ahnung, wie lange ich versucht habe, ihn aus der ganzen Sache heraus zu halten! Du allein bist schuld daran. Wenn du in Mexiko nicht so unkooperativ gewesen wärest, hätten wir alles schon hinter uns.«

Ich muss beinahe lachen. »Du meinst, wenn ich zugelassen hätte, dass deine Freundin mir ins Gesicht schießt, wäre jetzt alles gut?«

Kevin lacht.

Jonathons Kiefermuskeln mahlen.

»Wenn du einfach wie jeder normale Mensch unter solchen Umständen traumatisiert geblieben wärest, hätte ich dich hierherbringen und leicht überreden können zu tun, was getan werden musste. Ich wäre verschwunden gewesen, bevor du überhaupt gemerkt hättest, was eigentlich passiert ist.«

»Lass Oliver gehen, Jonathon.«

»Du wusstest ja nicht einmal was von dem Geld. Also wirst du es auch überhaupt nicht vermissen.«

»Es gehört dir nicht. Es gehört mir. Und Oliver.«

»Du hast ja keine Ahnung, in was für einer Katastrophe wir stecken. Du verstehst von diesen Dingen nichts. Ich kann dir

überhaupt nicht den Druck beschreiben, unter dem ich seit Jahren lebe. Ich habe alles versucht, um unser Haus zu erhalten, unsere Ersparnisse, das Geld für Olivers College. Ich habe in ein paar sehr gute Ideen investiert. Ich bin der Leiter einer Bank. Ich weiß, wie man mit Geld umgeht.«

»Du hast es bei deiner eigenen Bank unterschlagen.«

Er sieht aus, als würde er mir jeden Moment eine scheuern.

»Das war einfach ein blöder Fehler. Der Markt ist abgestürzt. Ich habe eine Menge Geld verloren. Ich war mir sicher, dass ich es zurückzahlen könnte.«

»Warum hast du es mir nicht einfach gesagt? Du hättest mir sagen können, dass du von dem Geld weißt. Ich wäre hergefahren und hätte es geholt. Es hätte uns gehört und du hättest damit machen können, was du willst.«

»Klar!« Er lacht wie ein Wahnsinniger in seine Hand und schüttelt den Kopf. Ich weiß nicht mehr, ob er lacht oder weint. Er lässt die Hand sinken und ich sehe, dass er beides tut. »Du bist in all diesen Jahren so nett gewesen«, jammert er. »Natürlich. Warum habe ich nicht daran gedacht? Selbstverständlich hättest du das alles verstanden. Oh, bitte nimm alles, Liebling. Mach dir keine Sorgen. Bitte!« Er sieht mir ins Gesicht und ich erkenne, wie verwahrlost er ist. Die Zähne ungeputzt, das Gesicht fettig und voller Bartstoppeln. »Du hättest mich bereits verlassen, noch bevor ich den ersten Satz beendet hätte.«

»Lass ihn gehen, Jonathon.«

»Es war nicht meine Schuld. Das musst du verstehen.«

»Er ist nur ein Junge.«

»Ich werde ihn gehen lassen, sobald ich habe, weswegen ich hier bin.«

Hinter mir am Tisch weint leise Frau Freymann.

Mit jeder Minute, die vergeht, mit jedem Wort, das ich sage, ziehe ich den Knoten dieses Irrsinns fester zu und doch kann ich nicht aufhören. Ich muss ihn aufhalten.

Oliver stöhnt hinter der Tür.

»Ich werde wegen dieser Sache nicht ins Gefängnis gehen«, sagt Jonathon. »Hast du mich verstanden? Lieber sterbe ich und nehme jeden einzelnen von euch mit, als dass ich den Rest meines Lebens im Gefängnis verbringe.«

Ich lege die Pistole auf den Tisch. »Was genau willst du?«

Kevin greift sich sofort die Waffe. »Was ist das?«, fragt er.

»Die Pistole von meinen Enkelkindern«, antwortet Frau Freymann auf Deutsch.

»Was hat sie gesagt?«, will Kevin wissen.

»Eine Spielzeugpistole von ihren Enkeln«, sagt der Mann, den ich für den Arzt halte.

Kevin zielt auf die Spüle und drückt ab. Man hört nur Plastik klicken.

»Ich werde tun, was du willst«, sage ich. »Aber bitte«, ich wende mich dem anderen Mann zu, »ich flehe Sie an. Gehen Sie nach oben und helfen Sie Herrn Freymann.«

Der Arzt nimmt eine Ledertasche und einen Kühlpack mit. Ich folge ihm in das Schlafzimmer, wo Herr Freymann immer noch auf dem Boden liegt.

Benicio schaltet die Nachttischlampe ein. Er sitzt neben dem zusammengesunkenen Körper des Mannes und presst das blutdurchtränkte Handtuch auf die Wunde. Herr Freymann ist jetzt wieder bei Bewusstsein und murmelt irgendetwas.

Ich sehe Sorge in Benicios Gesicht. Es ist meine eigene Sorge, die in ihm brennt.

»Oliver ist hier?«, fragt er.

Ich nicke nur und sehe ihn in Gedanken vor mir in dem Stuhl, das Messer auf seiner Schulter. Ich beiße mir auf die Unterlippe. Tränen rinne mir über die Wangen.

Benicio steht auf und drückt mich gegen seine Brust. Ich spüre eine Beule auf seinem Rücken unter dem Hemd.

Der Arzt kniet sich hin und untersucht den Kopf von Herrn Freymann. Er zieht ein paar dünne Pflaster aus seiner Tasche und klebt sie über die Wunde. Dann hilft er Herrn Freymann, sich aufzusetzen. Er sagt ihm, dass er bei Bewusstsein bleiben und das Eis auf seinen Kopf drücken soll. Die Augen von Herrn Freymann sind blutunterlaufen, seine eine Gesichtshälfte verfärbt sich bereits grün und blau. Er kann mich nicht ansehen oder vielleicht will er es auch nicht.

Um halb neun sitze ich mit Jonathon an meiner Seite im Zug zur Bank. »Es ist schon verblüffend, wie pünktlich die sind«, sagt er über die Züge. »Dieses Land ist wirklich beeindruckend«, fügt er hinzu und sieht aus dem Fenster, während wir in den Hauptbahnhof einfahren.

Um neun Uhr bietet Jan uns Champagner und Espresso an.

Jonathon lehnt dankend ab. Ich sage, dass ich gern einen Tee hätte. Man stellt uns einen Raum zur Verfügung, in dem wir warten können. Erika begrüßt uns in Begleitung eines Herrn namens Franz, der uns in allen Sicherheitsfragen beraten wird.

Erika scheint leicht besorgt. »Sie erwähnten gestern, dass Ihre Frau sich nicht gut fühlt«, sagt sie zu Jonathon, als sei ich überhaupt nicht da. »Etwas über ihre Medikamente. Sind Sie sicher, Mrs. Donnelly, Entschuldigung, Celia, dass Sie eine so hohe Summe in bar abheben wollen?«

»Ja. Es war nur ein Missverständnis«, erwidere ich.

»Wenn Sie irgendetwas hier in Zürich kaufen wollen, Schmuck, Immobilien, was auch immer, können wir das Geld sicher auf ein anderes Konto überweisen. Wir empfehlen Ihnen, nicht so viel Bargeld auf der Straße mit sich herumzutragen.« Sie sieht von mir zu Jonathon und wieder zurück. »Zürich ist eine sichere Stadt, aber nirgendwo auf der Welt ist es so sicher, dass man mit derartig viel Bargeld in der Tasche herumlaufen sollte.«

»Wir wissen das«, antwortet Jonathon. »Zufällig bin ich selbst Leiter einer Bank, Ms. Zubriggen. Ich weiß, die Umstände mögen ungewöhnlich erscheinen. Aber sie sind nicht illegal. Habe ich recht?«

»Es tut mir leid. Irre ich mich oder haben Sie keine Vollmacht für dieses Konto? Ich frage nur, falls wir etwas übersehen haben sollten.«

Jonathon greift mit der Hand in die Tasche, in der er sein Handy hat. Er droht damit, Kevin anzurufen, wenn irgendetwas schief läuft. Alle, die mir lieb sind, werden dafür bezahlen müssen. Er sieht mir in die Augen.

»Nein. Das stimmt«, sage ich. »Er ist nur als mein finanzieller Berater hier. Alles ist völlig in Ordnung.«

»Dann wissen Sie auch, dass er sich mehrmals mit der Bank

in Verbindung gesetzt und versucht hat, Zugriff auf Ihr Konto zu bekommen?«

»Ja. Also ... ich hatte ihn darum gebeten. Er kennt sich mit Bankgeschäften eben sehr gut aus und er ist mitgekommen, um mich ein wenig zu unterstützen. Ich möchte ein paar wundervolle Dinge mit dem Hagen-Haus machen.«

»Ach, dann haben Sie es also inzwischen gesehen? Und hatte ich recht?«

»Ja. Das hatten Sie. Ich sehe genauso aus wie mein Großvater Walter. Die Ähnlichkeit ist verblüffend.«

Falls Erika bemerkt, was ich gerade gesagt habe, lässt sie es sich nicht anmerken. Sie gibt uns jetzt das Geld, keine weiteren Fragen. »Also dann«, sagt Erika. »Wir müssen Sie jetzt wirklich nicht länger warten lassen. Franz wird Ihnen bei allem behilflich sein und wenn es noch irgendetwas gibt, was ich in Zukunft für Sie tun kann, bitte zögern Sie nicht, es mich wissen zu lassen.«

Ich versuche ihr einen verzweifelten Blick zuzuwerfen. Aber Erika dreht sich auf dem Absatz um, ganz geschäftsmäßig. »Grüßen Sie die Zwillinge von mir«, sagt sie und dann ist sie auch schon verschwunden.

Anderthalb Stunden nachdem wir die Bank betreten haben, werden wir mit drei großen Aktentaschen zur Tür hinaus gelassen.

»Lass uns ein Taxi nehmen, ja?«, schlägt Jonathon vor. »Die sind viel zu schwer, um sie zu tragen.«

Wir steigen hinten in ein Taxi und einen Moment mache ich mir Sorgen, dass der Mann hinter dem Steuer nur so tut, als sei er Taxifahrer. Dass er in Wirklichkeit jemand ist, der dafür bezahlt wird, in den Wald zu fahren und mich zu erschießen.

Jonathon gibt dem Mann die Adresse der Pension. Wieso will er mich gehen lassen? Das ergibt keinen Sinn. Mit dem Finger

fährt er ziellos über das Seitenfenster wie ein Kind, das seinen Namen schreibt. »Das war ein Kinderspiel«, sagt er. »Völlig mühelos. Findest du nicht?« Je mehr wir uns der Pension Freymann nähern, desto überzeugter bin ich, dass er vorhat, mich zu töten.

Alle haben sich in der Küche versammelt. Benicio, Herr Freymann, sogar Oliver, der immer noch an den Stuhl gefesselt ist, obwohl seine Füße frei sind und man ihm das Klebeband vom Mund gezogen hat. Seine Lippen sind geschwollen. Er stöhnt und schweigt abwechselnd. Ich spüre, wie er versucht, wieder einen klaren Gedanken zu fassen. Ich bete, dass er es nicht schafft, bevor alles vorbei ist. Ich durchquere den Raum und nehme sein Gesicht in meine Hände. Es ist kalt. Seine Augen sind geschlossen, aber als ich ihn berühre, entringt sich seiner Kehle ein tiefes Brummen. Mein Herz zieht sich zusammen. Ich küsse ihn auf die Stirn und atme seinen Geruch ein. Ich drücke mit meinen Händen seinen Kopf gegen meine Schulter, sehe die Prellungen auf seiner Wange und an seinen Armen, unterdrücke meine Wut, meine Tränen.

Jonathon stellt die erste Aktentasche auf den großen Küchentisch und beginnt, das Geld herauszunehmen. Der Arzt und Kevin reißen die Geldbündel auf und halten einige der Scheine gegen das Licht, offensichtlich auf der Suche nach Wasserzeichen.

»Einwandfrei«, sagt der Arzt.

Ich spüre die tiefe Erregung, die Jonathon ausstrahlt. Sie hat nichts mehr mit Habgier oder Verzweiflung zu tun. Er scheint nur noch an Flucht zu denken und überhaupt nicht mehr zu wissen, wer er ist, wer alle anderen sind.

Benicio beobachtet alles von einem Stuhl in der Ecke bei Herrn Freymann. Ich sehe buchstäblich, wie das Räderwerk in

seinem Hirn arbeitet.

Oliver zuckt mit den Schultern, als würde er träumen.

Nachdem die Männer noch weitere zehn Minuten das Geld untersucht haben, beginnt Jonathon, die Bündel wieder zusammen zu packen. »Also dann«, sagt er zu dem Arzt, der seine eigene Tasche öffnet und eine Spritze mit Nadel herausholt.

»Was ist los?«, frage ich.

»Er ist ein alter Freund. Henri, das ist meine Frau. Celia, Henri.«

Der Arzt nickt höflich, als wäre nichts Ungewöhnliches dabei, sich unter solchen Umständen kennenzulernen.

Benicio rutscht auf seinem Stuhl herum.

»So ist es«, sagt Jonathon an Benicio gewandt. »Sie ist immer noch meine Frau, egal, was ihr beide oben miteinander gemacht habt. Vergiss nicht, ich war zuerst da. Vergiss das nie, du verlogener Hurensohn.«

Benicio zuckt mit keiner Miene. Er hat keine Angst vor Jonathon. Das ist jedem im Raum klar. Einschließlich Jonathon.

»Du glaubst, ich sei ein schrecklicher Mensch«, sagt Jonathon zu mir. »Ich habe dich betrogen. Ja, ich habe dich betrogen. Ich habe gelogen. Aber ich habe versucht ...« Er senkt den Blick zu Boden und stößt die Hände in die Luft, als wolle er ein Loch hineinreißen. Dann sieht er mich an. »Das hast du an mir nie verstanden. Ich habe versucht, alles zusammen zu halten. Alles in Ordnung zu bringen, was uns hätte schaden können. Ob du es warst und deine Affäre oder unsere Finanzen oder Olivers beschissenes Verhalten. Ich habe versucht, das Richtige zu tun. Du siehst mich so voller Ekel an, aber was hast du getan? Du bist mit einem Mann ins Bett gestiegen, der seine ganze Familie betrogen hat. Er hat auch gelogen und betrogen. Sie,

dich, mich. Und sieh nur selbst, wie du nach ihm lechzt!«

Er packt mein Haar und zieht meinen Kopf zu sich heran. Benicio will aufstehen. Ich hebe eine Hand, um ihn zurückzuhalten.

»In all den achtzehn Jahren hast du mich nicht einmal so angesehen«, sagt Jonathon.

»Es tut mir leid«, sage ich und Tränen steigen in die Augen.

Jonathon schnaubt verächtlich und lässt mein Haar los.

Kevin steht breitbeinig da, wie ein Footballspieler kurz vor dem Angriff. Er ist die Karikatur eines Mannes, ein Wachmann, den Jonathon sich bei der Bank ausgeliehen haben muss.

Ich werfe Benicio einen Blick zu, sehe, wie sich seine Lippe verzieht.

»Was hast du mit uns vor?«, frage ich.

»Ich kann ja schlecht zulassen, dass du hier das pure Chaos auslöst, sobald ich aus der Tür bin.«

Henri zieht mit der Spritze aus einer kleinen Flasche eine klare Flüssigkeit auf.

»Nur eine kleine Hilfe, damit du dich ausruhen kannst«, sagt Jonathon. »Aber offensichtlich wirst du es nicht zulassen, dass Henri dir eine Spritze gibt, ohne dass wir dich überzeugen still zu sitzen.«

»Wie meinst du das?« Ich bin völlig panisch, dass was immer auch in dieser Spritze ist, uns alle töten soll.

»Kevin wird dir das Messer an den Hals halten, während Henri deinem Freund seine Spritze gibt. Macht er eine falsche Bewegung, war's das für dich.« Er lacht. »Ich schätze, du wirst gleich herausfinden, wie wichtig du ihm wirklich bist, Cee.«

Kevin nimmt erneut Aufstellung, das Küchenmesser fest in der Faust. Benicio ist bereit und wartet darauf, dass Henri zu ihm

kommt. Erkennen die anderen das denn nicht? Spüren Sie nicht, was er tun wird?

Frau Freymann steht auf und setzt sich zu ihrem Bruder. Ihr Gesicht eine einzige trotzige Miene. Niemand sagt ein Wort.

Henri zieht die Spritze ganz auf. Er seufzt, als würde ihn all das fürchterlich langweilen.

»Hast du mich jemals geliebt, Jonathon?«, frage ich. Ich muss es einfach. Ich kann nicht anders.

Das scheint ihn zu überraschen. Er stößt ein kleines, müdes Lachen aus. »Ja«, sagt er und dann, als wäre er zu müde, um noch zu sprechen, fügt er hinzu: »Ich glaube schon.« Er holt tief Luft.

Ich mache einen Schritt auf ihn zu.

Kevin streckt die Hand aus, um mich aufzuhalten.

»Schon gut«, sagt Jonathon.

Ich bin ihm so nah, dass ich die Poren seiner unreinen, fettigen Haut sehe, die schwarzen und grauen Bartstoppeln, die roten Augen, die aussehen, als hätte er tagelang nicht geschlafen. Er ist schlanker geworden. Seine Wangen sind eingefallen, ihre Fülle verschwunden. Er ist ein Fremder für mich. Niemand, den ich jemals so geliebt habe, wie ich es hätte tun sollen. Es war von Anfang an ein Fehler gewesen. Und doch ist jetzt Oliver hier, mein Junge, mein geliebtes Kind. Ein Wunder, entstanden aus einem fürchterlichen Missgriff.

»Wir müssen anfangen«, sagt Henri, der eindeutig ungeduldig wird. »Das Schiff fährt in einer Stunde.«

»Welches Schiff?«, frage ich.

Oliver rührt sich. Er hebt den Kopf und stöhnt. Langsam öffnen sich seine Augen, dann fallen sie wieder zu.

Ich gehe um den Tisch herum und halte seinen Kopf. »Oliver«,

flüstere ich in sein Ohr. »Es ist alles gut, Liebling.«

Ich blicke auf und sehe etwas über Jonathons Gesicht huschen. Ich möchte gern glauben, dass er es sich noch einmal anders überlegt. Eine Sekunde lang bin ich überzeugt, dass er nicht in der Lage ist, seinem eigenen Kind etwas anzutun.

»Wir müssen los«, sagt er und genauso schnell ist dieser Ausdruck wieder verschwunden.

»Welches Schiff?«, frage ich.

Jonathon nickt Henri zu. »Wir verschwenden unsere Zeit.«

»Warte.« Ich gehe um den Tisch herum und lege sanft meine Hand auf Jonathons Herz. Es klopft so heftig, so schnell, ich habe das Gefühl, es müsste ihm aus der Brust springen und in meiner Hand landen. Ich spüre seine Einsamkeit, die Leere in ihm, die wie Rauch zum Himmel steigt. Er ist so viele Jahre übersehen worden. Von mir. Von allen. Wer hat sich je um diesen Mann gekümmert? Wen hat er jemals so nah an sich heran gelassen? Seine Liebe ist nichts mehr als ein verlassener Graben, ein Ort, wo die Gefühle der anderen verrotten.

»Mom?«, murmelt Oliver.

Jonathon ergreift meine Hand. Er küsst sie.

»Bist du okay?«, murmelt Oliver.

»Ja, Ollie«, sage ich. »Mir geht es gut. Schlaf weiter.«

Anscheinend brauche ich nur die Stimme meines Sohnes zu hören. Und schon weiß ich genau, was zu tun ist. Ich hole mit dem Kopf aus und ramme Jonathon meine Stirn in die Brust.

Jemand schreit. Wer genau, kann ich nicht sagen. Leute springen in alle Richtungen. Die Freymanns fliehen hinter mir aus der Tür. Kalte Luft strömt in die Küche. Nur Oliver versucht sich in der Mitte freizukämpfen.

Jonathon prallt mit Kevin zusammen, sie stürzen zu Boden.

Das Messer in Kevins Hand schneidet Jonathon die Wange auf. Das Fleisch klafft auseinander, Blut strömt über sein Gesicht.

Benicio versetzt Henri einen kräftigen Tritt zwischen die Beine. Er zieht eine Schere aus seinem Hosenbund und schneidet Olivers Fesseln durch. Dann stößt er die Schere in Henris Schulter, der mit einem widerwärtigen Stöhnen zusammenbricht. Allerdings nicht, bevor die Nadel seiner Spritze in Benicios Bein verschwindet.

Kevin schiebt Jonathon zur Seite und stürzt sich auf mich.

Ich springe zurück und greife nach der Pistole auf dem Küchentresen. Ich ziehe den Kragen meines Shirts über meine Nase und schieße Kevin dreimal ins Gesicht. Der dritte Schuss feuert die Patrone mit dem Pfefferspray ab und wirft ihn zurück. Er presst die Finger in seine Augen. Die Küche verwandelt sich in einen giftigen Mahlstrom.

Benicio zieht Oliver zu Boden und zerrt ihn nach draußen, während Jonathon eine der Aktentasche packt und an ihnen vorbeirent.

Meine Augen brennen wie Feuer, als hätte man geschmolzenen Stahl hineingegossen. Ich weiß, dass ich sie nicht berühren darf, selbst wenn sie sich von allein schließen und nicht mehr öffnen wollen. Noch nie habe ich so eine Hitze gespürt. Ich weiß nicht, wo ich bin, wo die anderen sind. Ich taste mich am Küchentresen entlang und zur Tür hinaus, wo ich Oliver nach Atem ringen höre.

Gras unter meinen Füßen. So viele Leute würgen, ich heule Rotz und Wasser, meine Kehle lodert vor Schmerz. Immer wieder blinzele ich, bis die verschwommenen Umrisse von Oliver im Gras endlich erscheinen. Er ruft nach mir, schnappt nach Luft. Ich stolpere an ihm vorbei. Auch an Benicio, der neben ihm am Boden liegt.

Jonathon ist nur noch ein schwarzer Fleck am Horizont, ein Geist, der über das Feld in den flachen Graben neben der Straße stolpert.

Blind laufe ich ihm nach, jeder Atemzug höllischer Schmerz. Mir wird schlecht und ich muss stehen bleiben und die brennende Fackel aus meinen Lungen erbrechen.

Jonathon ist auf dem Weg zum See. Aber er ist nicht schneller als ich. Alle paar Schritte verliert er das Gleichgewicht.

Ich bekomme das Haar an seinem Hinterkopf zu fassen. Er holt mit der Aktenmappe aus und sie prallt hart gegen meinen Kopf, genau dort, wo ich ihn in die Brust getroffen habe.

Ich liege am Boden und schluchze vor Wut. Ich trete nach seinen Knöcheln und er stürzt neben mich zu Boden. Das Blut aus dem Schnitt in seiner Wange ist überall, in seinem Gesicht, auf seiner Kleidung, seinen Händen. Ich rolle mich auf seine Brust und trommle mit meinen geballten Fäusten auf alles ein, was ich nur treffen kann.

Dann schießt plötzlich eine andere Art von Hitze durch meinen Körper. Ich kann das Schweizer Messer in seiner Hand kaum erkennen, selbst nicht, als es zwischen meine Rippen gleitet. Ein leises, saugendes Geräusch. Ich falle in das kalte Gras. Der Schock erfasst mich, ich fühle mich wie gelähmt.

Jonathon erhebt sich auf seine Hände und Knie. Er wirft sich nach vorne und drückt mich flach auf den Rücken, setzt sich auf meine Brust und fixiert meine Hände mit seinen Knien. Er wirft das Messer zur Seite. Er lacht mir ins Gesicht. Er legt seine Hände um meinen Hals und drückt zu.

Sein Gesicht hängt über mir. Aufgedunsen und blutend. Wie eine Maske an Halloween. Blut tropft mir ins Gesicht. Ich kann mich nicht bewegen. Mein Verstand versagt mir den Dienst. Meine Sinne versiegen. Ich versinke in einen tranceartigen,

schmerzlosen Zustand, aus dem mich Oliver's Stimme aus der Küche – *Mom, bist du okay?* – zurückholt.

Ich ziehe meine Hände unter Jonathons Knien hervor. Ich kralle meine Finger in das offene Fleisch seiner Wange, als sei es nichts anderes als eine alte Tapete. Ich reiße daran, und ein Stück löst sich.

Mit einem Schrei, wie die Welt ihn noch nicht gehört hat, lässt Jonathon meinen Hals los. Er krabbelt über meinen Kopf zu seinem Messer. Er packt es, aber ich bin bereits über ihm und ramme ihm meine Hacke zwischen die Beine.

Er rollt auf die Seite, das Messer umklammert, sein blutverschmierter Mund wie der klaffende Schnitt in einem Stück rohen, blutigen Fleisch.

Ich trete ihm ins Gesicht, mitten auf die Nase. Er schwingt das Messer, schneidet mir in die Knöchel und Waden, verpasst mir überall kleine Schnitte. Meine Hände triefen inzwischen vor Blut.

Rote Lichter zucken über den Hügel. Sirenen jaulen. Stimmen ertönen, deren Quelle ich aber nicht ausmachen kann.

Ich sehe nur meinen Fuß, der die Hand mit dem Messer zerquetscht. Ich trample auf alles Fleisch, das ich spüre. Sein Handgelenk bricht unter meiner Hacke.

Schlaff liegt seine Hand im Gras, seine Augen sind geschlossen, das blutige Messer neben ihm. Ich trete weiter zu.

Mom.

Ich trete ihn in den Boden, zertrample ihn wie die letzte Glut eines Feuers.

Mom!

»Ich kann dir nicht genau sagen, was nicht stimmt, Jonathon«, versuche ich zu sagen. »Wirst du es in Ordnung bringen?«

»Mom!«

Oliver dreht mich herum, damit ich ihn ansehe. Er packt mich bei den Schultern und schüttelt mich. »Hör auf!« Seine Stimme schrillt in meinem Ohr. Er berührt meine Rippen, meine Hände. »Du blutest überall!«

»Warum hast du nicht auf mich gehört?«, sage ich, meine Stimme nur ein Krächzen aus einer versengten Kehle.

Erst dann fällt mir ein, dass mich das Messer in die Seite getroffen hat. Ich erinnere mich an Benicio, der wie von einer gigantischen Sturmböe getroffen, ausgestreckt im Gras lag.

Oliver steht vor mir, unverletzt. Das Grübchen meiner Mutter. Annalises Augen. Mein wunderschöner Junge.

Katarina kommt mit ihrem Mann Simon und ihrer zehn Jahre alten Tochter Frieda. Sie bringen gelbe Tulpen mit, die mit einem dicken blauen Band zusammengebunden sind, und ein Fotoalbum, das ich behalten darf. Date Lew und sein Bruder Lukas schenken mir rosa Rosen. Dann sind da noch Anselm, seine Frau Dagmar und ihr neugeborenes Baby Maximilian. Sie haben Schokolade und weiße Gänseblümchen dabei. Sophie, die im genau gleichen Alter wie Oliver ist und von der unglaublichen Ähnlichkeit her seine Schwester sein könnte, kommt mit ihrem Vater Emil und dessen Freundin Clarissa. Sie sprechen perfekt Englisch, da sie einige Zeit in New York gelebt haben. Sie haben rote Gerbera dabei und eine Ausgabe der *New York Times*. Sie bringen auch Oliver mit und haben angeboten, ihn solange aufzunehmen, wie es nötig ist. Sophie und Oliver verschwinden sofort für eine Cola in einem Café, Freunde auf der Stelle, vereinigte Teenager gegen so viele Erwachsene. Da sind Lena und Tillie und Ulrike und Magda, alle Schwestern, alles Tanten. Dann sind da noch Rolf und Astrid und Karl und Rainer. Ich kann mich nicht mehr erinnern, in welcher Weise wir verwandt sind. Und es stellt sich heraus, dass meine Krankenschwester Vanessa Seifert meine zweite Cousine ist.

Sie geben mir Ratschläge, was ich essen und trinken soll, damit meine Wunden schnell heilen. Wie ich widerspenstiges Haar bändige, wenn die feuchte Hitze des Sommers kommt. Sie beraten mich, wenn es um Erziehung geht, ums Backen, wo ich ein Haus kaufen kann, wo Möbel, selbst ob ich noch einmal heiraten sollte oder nicht.

Und als ob das noch nicht genug wäre, taucht nachmittags um zwei auch noch Willow mit jeder Menge eigener Ratschläge auf.

Benicio liegt ruhig in dem Krankenhausbett neben mir. Die Ärzte haben ihn heute Morgen schließlich in mein Zimmer geschoben. Er hatte drei Tage auf der Intensivstation verbracht. Der Cocktail in Henris Spritze war dazu gedacht gewesen, einen zu lähmen und schlussendlich einen Herzstillstand herbeizuführen. Wenn Olivers Arm nicht zufällig gegen Henris Hand geschlagen hätte, wäre die Nadel tiefer in Benicios Bein eingedrungen. Er hätte innerhalb von Minuten sterben können.

Auch ich hatte Glück. Jonathons Messer hat meine Milz nur um Millimeter verfehlt.

Es ist Mittag und das Schlagen von Türen, quietschende Räder von Essenwagen und Stimmen wecken Benicio. Er öffnet die Augen.

»Na, du«, sage ich.

»Hey«, antwortet er erschöpft.

Ich winke wie eine Puppe mit meiner dick bandagierten Hand.
»Willkommen zurück.«

Er lächelt. So wunderschön. So schläfrig, und ich weiß, er ist so warm unter seiner Decke. Ich brauche alle meine Beherrschung, um nicht zu ihm zu krabbeln. Ich bin über all zusammengeflickt. Meine Rippen schmerzen, dass ich es im Stehen kaum aushalten kann. Jeder Atemzug tut weh.

Eine Schwesternhelferin schiebt Benicios Infusionsständer zur Seite und hilft ihm, sich aufzusetzen. Ich kann sehen, wie schwach er ist. Er bewegt sich vorsichtig, langsam, als bestünde er nur aus Prellungen. Langsam wird sein Blick klarer.

»Mittagessen«, sagt er. Das erste verständliche Wort aus seinem Mund.

Die junge Frau schiebt den verstellbaren Tisch so über sein Bett, dass er das Tablett mit der Fleischbrühe und dem Kartoffel brei direkt vor sich hat.

Dann reicht mir die junge Frau mein Essen und eilt ins nächste Zimmer.

Ich beobachte, wie Benicio Stück für Stück wieder zu mir zurückkehrt.

Ich probiere die Suppe und spüre, wie er mich beobachtet. Ich weiß, was er sagen wird.

»Wag es nicht«, komme ich ihm zuvor und erhebe meine Puppenhand. »Nicht ein Wort. Ich werde aufplatzen, wenn ich lachen muss.«

»Eigentlich wollte ich nur sagen: Guten Appetit.« Er sagt es auf Deutsch.

»Sicher wolltest du das. Dabei weißt du ja nicht mal, was es bedeutet.«

»Natürlich weiß ich das. Es bedeutet, lass es dir schmecken. Auch wenn du in diesem Zimmer gefangen bist und von einem Tablett essen musst.«

TEIL IV

Es sind jetzt bereits vier Jahre, aber ich werde des Anblicks nie müde. Die Ziegeldächer, besonders wenn sie mit Schnee bedeckt sind, der gewundene Fluss, der die Stadt in zwei Hälften teilt, die Kirchtürme und Kuppeln und Bäume und dahinter die Alpen, *meine* Alpen, wie ich sie inzwischen nenne. Sie sind immer da, wenn ich morgens die Augen öffne.

Ich setze mich im Bett auf, leise, das Kissen in meinem Rücken. Jeden Moment wird die Sonne über dem Fraumünster aufgehen, sich in der Turmspitze spiegeln, ihre Strahlen durch das Schlafzimmerfenster schicken und über Benicios Gesicht streichen, das auf dem Kissen neben mir liegt. Er wird den Höcker auf seiner Nase kratzen, als würde das goldene Licht ihn dort kitzeln. Wenn er aufwacht, wird er sich daran nicht mehr erinnern. Ich beobachte ihnen, ohne ihn zu berühren. Was allerdings nicht leicht fällt.

Bald wird Benny hereingetappt kommen und unter unsere Decke schlüpfen, die Reste seines gelben Kuschelbären in der Hand, dessen Fell so abgewetzt ist, dass es eigentlich nur noch aus einem Netz besteht, in dem sich kaum noch etwas von der Baumwollfüllung befindet. Benny ist ein Morgenmensch wie ich. An manchem Morgen machen wir allein in der Küche zusammen Pfannkuchen mit Schokoladenstreusel, während alle anderen noch schlafen. Benny erklärt gern Pinto, unserer brünetten Promenadenmischung mit den langen Ohren, wann man die Streusel auf den Pfannkuchen streut und dass man warten muss, bis er Blasen schlägt, bevor man ihn umdreht.

Heute ist ein besonderer Tag. Ich denke an Waffeln mit Wildbeeren. Benny liebt es, Neues in der Küche auszuprobieren. Er hat seine eigene Meinung über Salz und Porree und Pfeffersalami. Er wird noch mal Koch. Am meisten

Spaß macht es ihm, die Sahne zu schlagen.

Wenn Benny auf bestimmte Weise das Gesicht verzieht, erscheint Jonathon in seinen Augen. Als es das dritte Mal geschah, musste ich wegsehen. Aber das war vor Jahren. Heute sehe ich in seinem Gesicht, in der Form seiner Hände und seines Mundes Oliver vermischt mit einer helleren Version von Benicio. Als Benicio aus dem Zug stieg und den verschlafenen Benny auf seiner Hüfte trug, konnte ich meine Liebe zu dem Jungen nicht mehr verleugnen. Sie war einfach da. Instinktiv. Er war Olivers Bruder. Benicios Neffe. Am liebsten hätte ich in seine speckigen Arme und Füße gebissen. Am liebsten hätte ich ihn aufgefressen.

Benny wird heute fünf. Waffeln mit Wildbeeren und Schlagsahne. Danach eine kurze Segeltour um den See. Irgendwann unterwegs wird der Anruf kommen. Benny versteht, so wie er es in seinem Alter verstehen kann, dass er eine leibliche Mutter namens Isabel hat. Aber er hat mich immer Mutti genannt und ich habe ihn immer als meinen Sohn bezeichnet. Und tief in meinem Inneren ist er das auch, da gehören wir zusammen. Schlussendlich hat Isabel bekommen, was sie wollte, zumindest für ihren Sohn. Benny wird ein besseres Leben haben. Das sehe ich jeden Tag.

Benicio kratzt sich die Nase und seufzt.

Ich lächle, denke aber weiter an Isabel. Ihr Anruf, um Benny zum Geburtstag zu gratulieren wie letztes Jahr und das Jahr davor, der ihn verwirrt und von der Freude dieses Tages ablenkt. Isabels Karten und Briefe kommen in den letzten Monaten regelmäßiger. Benicio versucht mich zu beschwichtigen, aber Tatsachen bleiben Tatsachen. Isabels sechsjährige Haftstrafe wird Mitte nächsten Jahres beendet sein. Ich habe Benicios Arrangement mit dem mexikanischen

Jugendamt, dass wir ihn als Pflegekind aufnehmen, nie wirklich getraut. Ich habe auch nie geglaubt, dass alle, die es eigentlich verdient hätten, hinter Gittern sitzen.

Isabels Karten und Briefe machen den Eindruck, als wolle sie Benny auf ihre Rückkehr vorbereiten. Allein bei dem Gedanken daran möchte ich mir die Bettdecke über den Kopf ziehen und wieder einschlafen. Ich muss daran denken, wie ich Benny das erste Mal in meinen Armen gehalten, ihn aus seiner Wiege genommen, mich zu Isabel umgedreht und gesagt habe: »Du hast jetzt hier nichts mehr zu sagen, Chica.«

All das lässt mich den Tag mit keinem guten Gefühl beginnen. Ich schüttele es ab und doch fürchte ich, dass die Freude, die ich die vergangenen vier Jahre erleben durfte, bedroht ist, und ich spüre, wie ich in ein tiefes Loch falle.

Was wusste Benicio? Woher wusste er es? Wann hat er es erfahren?

Hin und wieder überfallen mich Zweifel. Ob Benicio und ich gerade den großen Esstisch decken oder mit der Straßenbahn fahren oder in der Sauna schwitzen oder ein Buch vor dem Kamin lesen, plötzlich muss ich ihn dann fragen: *Sag mir noch mal, was du in dem Moment gefühlt hast, als du deine Meinung geändert hast. Sag mir noch mal, warum du sie geändert hast.*

Du hast mich dazu gebracht, sie zu ändern. Du, neben mir im Auto, so nah, dass ich dich hätte berühren können.

Derartige Gespräche entstehen plötzlich, ganz seltsam, während wir uns gegenseitig um den Tisch jagen, mit Geschirrtüchern prügeln, während Pinto bellend um unsere Füße springt.

Benicio öffnet ein Auge und schließt es sofort wieder, weil ihn die Sonne blendet. Er lächelt mit geschlossenen Augen und streicht mit einem Finger über meinen Schenkel. Er war noch

lange auf und hat an seinem neuesten Buch gearbeitet. Ich sollte aus dem Bett schlüpfen, die Vorhänge zuziehen und ihn schlafen lassen. Aber ich weiß, dass er lieber mit mir und den Jungs in der Küche ist, von der Schlagsahne nascht. Feiert.

Es ist jetzt Sommer, und das bedeutet Picknick im Park am Zürichhorn und Oliver dabei zusehen, wie er mit seinen Cousins Fußball spielt. Es sind genug, um zwei Teams zu bilden. Oliver hat Ferien. Er ist im zweiten Jahr an der New York University, wo er Journalismus und Musik studiert. Er weiß genau, was er aus seinem Leben machen will. Albumkritiken schreiben, Bands interviewen, die Leute über das Neueste in der Musikindustrie auf dem Laufenden halten. Im Herbst macht er ein Praktikum beim Pitchfork-Magazin. Er ist jetzt ein erwachsener Mann, er umarmt mich am Morgen und auch abends, bevor ich ins Bett gehe. Er sagt mir, dass er mich liebt, und das nicht nur kurz bevor er das Telefon auflegt. Er drückt mich, wenn ich am Flughafen weine. Sagt mir, dass alles in Ordnung ist, dass er in ein paar Monaten wieder zurückkommt. Ich wische mir die Tränen fort und nenne ihn Ollie. »Nenn mich nicht so«, sagt er mit einem Lächeln.

Wenn alle dann fort sind, wenn das Gefühl des Verlusts die Räume erfüllt, die ohne sie so leer sind, steigen immer wieder die gleichen Gedanken in mir auf.

Wann hast du bemerkt, dass das Paar im Dschungel dort war, um uns zu helfen?, frage ich zum Beispiel, während ich gerade Pintos pelzige Ohren bürste.

Als ich aufwachte, immer noch am Leben war und alle um mich herum gelächelt haben.

Denkst du noch an Emily? An das Leben, in das du unbedingt zurückkehren wolltest?, flüstere ich vielleicht spät abends ins Telefon, wenn Benicio gerade in Los Angeles ist,

um sich dort mit Produzenten zu treffen.

Als ich das wollte, wusste ich noch nicht, dass es dich gibt. Ich wusste nicht, dass ich ein solches Leben haben könnte wie mit dir.

Ich wusste es auch nicht. Manchmal habe ich ein schlechtes Gewissen, weil ich mehr besitze, als ein Mensch sich wünschen kann, während Jonathon in einer Zelle hockt, die Narben trägt, die ich ihm zugefügt habe, für immer an einem Ort lebt, von dem er behauptet hat, er sei schlimmer als der Tod. Ich habe gehört, die Zellen seien geräumig und hätten Fernsehen und Bücher, einen weichen Teppich in der Mitte des gefliesten Bodens. Jonathon verbringt seine Tage damit, hinter einem hölzernen Schreibtisch in einem modernen Stuhl zu sitzen und seine Gnadengesuche zu schreiben. Es gibt Schlimmeres als ein Schweizer Gefängnis.

Die F.D.I.C., die amerikanische Einlagenversicherung für Banken, hat die *Pacific Savings and Trust* geschlossen. Sie wäre wahrscheinlich ohnehin bankrottgegangen, doch Jonathon hat es sicher beschleunigt. Jahrelang war er nur damit beschäftigt gewesen, sich aus einem selbst gegrabenen Loch zu befreien, anstatt seinen Job zu machen. Am Schluss haben seine Kunden Hunderttausende von Dollar verloren. Zum Teil fühle ich mich schuldig daran. Wäre ich ehrlich zu mir gewesen, hätte ich Jonathon schon Jahre zuvor verlassen, und alles hätte sich vielleicht ganz anders entwickelt. Ich habe es wiedergutmacht, indem ich die Verluste bezahlt habe, die von der Einlagenversicherung nicht abgedeckt waren. Ich habe Hypotheken bezahlt und Geldmittel für Colleges bereitgestellt. Ich habe wieder Pflegedienste für alte Leute eingerichtet und karitative Organisationen ins Leben gerufen. Die Anzahl von Weihnachtskarten, die ich jedes Jahr erhalte, ist überwältigend.

Auf diese Dinge muss ich mich jetzt konzentrieren. Mein heutiges Leben. Hier, mit allen meinen Männern. Meiner Familie. So einer großen Familie, dass ich extra einen Esstisch habe anfertigen lassen müssen, damit alle daran passen. Und Willow besucht mich so oft, dass ich ihr ein eigenes Zimmer eingerichtet habe.

Ich muss mich auf die Zukunft konzentrieren. Benicio und ich wollen eines seiner Drehbücher zusammen schreiben. In den meisten seiner Filme ist die weibliche Hauptrolle mir vom Charakter, wenn nicht auch vom Aussehen, sehr ähnlich. Zumindest sagt er mir das. Schön wär's, sage ich und winke ab, während ich mich insgeheim mit ihrer Schönheit, ihrer Klugheit und ihrem Witz vergleiche. Im Moment bin ich zu sehr mit meiner eigenen Arbeit beschäftigt. Das Drehbuch muss noch warten.

Von meinem Arbeitszimmer am Ende des Flures hat man einen Blick über die Altstadt und die Limmat. An manchen Tagen kann ich einfach nur auf die gewundenen Straßen, das feuchte Kopfsteinpflaster starren und in Gedanken die Zeit zurückdrehen zu dem Tag, an dem meine Geschichte begann. Aber meistens blicke ich hinaus und dann sehe ich wieder auf meinen Bildschirm. Es ist meine eigene Art, in die Zukunft zu blicken. Manchmal fühlen sich Worte wie kleine Schmuckstücke zwischen meinen Fingern an, zu wertvoll, um sie vorzulesen. An anderen Tagen fallen sie schwer auf die Seite, wie Felsbrocken, die von einem Dach geworfen werden. Aber meistens strömen sie wie Schweiß aus meinen Poren. Ich vergesse dann zu atmen. Schnappe irgendwann nach Luft. Das sind die Augenblicke, für die ich lebe.

Ich habe Seth bisher nicht wiedergesehen, aber das ist nur noch eine Frage der Zeit. Er und seine Familie haben meine Einladung, uns zu besuchen, angenommen. Ich habe mich mit

seiner Frau angefreundet, unser Leben hat sich überschritten, als meine berufliche Karriere vor über einem Jahr durchgestartet ist. Wir lieben dieselben Autoren, schicken uns aufgeregte E-Mails über die gleichen Bücher hin und her. Mein eigenes Buch, *Erleuchtung*, steht seit zehn Wochen auf mehreren Bestsellerlisten. Kritiker vergleichen mich mit Joella Lundstrum, da sich *Erleuchtung* Lundstrums Platz eins immer mehr annähert. Julia hat Seths Ausstellung von Roth und Vonnegut entfernt und mein Buch mitten im Laden aufgestellt mit einem leuchtend gelben Schild darüber, auf dem steht: *Wenn Sie ein Fan von Joella Lundstrum sind, dann ist Celia Hagen genau die Frau, nach der Sie suchen.*

Benny öffnet langsam die Schlafzimmertür und späht herein. Seine Augen sind noch ganz verschlafen, aber voller Erwartung. Heute Abend werden zwanzig Leute um den langen Tisch sitzen und seinen Geburtstag feiern. Oliver wird Gitarre spielen und alle werden versuchen, sich an die Texte von alten englischen Popsongs zu erinnern. Es wird mehr Essen und Kuchen geben, als wir je schaffen können. Mehr Gelächter, als unsere Bauchmuskeln aushalten. Kinder werden durch die Räume flitzen, mit Pinto dicht auf ihren Fersen. Das Telefonat wird dann hinter uns liegen. Verdrängt bis zum nächsten Mal.

Ich lächle den großen Augen im Türspalt zu. Ich kann es kaum erwarten, sein Gesicht zu sehen, wenn er seine eigene Pop corn maschine auspackt. Parmesan, hat er mir gesagt. Er mag sie am liebsten mit Butter und Parmesankäse.

Benicio zuckt und setzt sich auf, als würde er spüren, dass der neue Tag beginnt.

Ich breite meine Arme aus und Benny stürzt sich hinein.

DANKSAGUNGEN

Folgenden Menschen schulde ich Dank für ihre klugen und freigiebigen Ratschläge wie auch für die Jahre unermüdlicher Unterstützung: Kathleen Concannon, Jonathan Eaton, Rachel Hoffmann, Patricia Kullberg, Monica Spoelstra Metz und Linda Sladek. Ganz besonders möchte ich mich bei Rachel und Lina bedanken, die so viele Überstunden mit dem Manuskript verbracht und mir alle notwendigen Anstöße verpasst haben.

Außerdem möchte ich Rima Karami, Jessica Donnell, Stephanie Sutherland und erneut Monica Spoelstra Metz für ihre Freundschaft und ihren Zuspruch danken und dafür, dass sie so tolle Frauen sind, von denen wir uns alle eine Scheibe abschneiden können.

Ich danke meiner Schwester Melissa für ihren Humor, ihr scharfes Auge und ihren ansteckenden Enthusiasmus, dieses Buch hinaus in die Welt zu tragen.

Und zu guter Letzt gibt es keine Worte, um auszudrücken, wie zutiefst dankbar ich meinem Mann Andrew für seine Liebe und Güte bin. Ohne ihn wäre alles bei einem weißen Blatt Papier geblieben.

Table of Contents

[TEIL I](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[TEIL II](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

[Kapitel 28](#)

[Kapitel 29](#)

[Kapitel 30](#)

[TEIL III](#)

[Kapitel 31](#)

[Kapitel 32](#)

[Kapitel 33](#)

[Kapitel 34](#)

[Kapitel 35](#)

[Kapitel 36](#)

[Kapitel 37](#)

[Kapitel 38](#)

[Kapitel 39](#)

[Kapitel 40](#)

[TEIL IV](#)

[Kapitel 41](#)

[DANKSAGUNGEN](#)